


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
22



<36614844270012



Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen.

II. Theil.

O. Wagner del. Gustav Zumpe sc.

10782890

Die

deutsch-russischen Ostseeprovinzen

oder

Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland,

von

J. G. Kohl,

correspondirendem Mitgliede der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst.

„Admiranda tibi levium spectacula rerum
„Dicam."

Zweiter Theil.

Nebst vier Kupfertafeln.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.

Inhaltsverzeichniß.

Die Letten.

Die Esthen.

Die Letten.

1) Abstammung.

„Woher du seist und kommst, o Fremdling, sprich!
„Mir scheint es, daß ich eher einem Griechen
„Als einem Skythen dich vergleichen soll.“

Die über einander gelagerten Erdschichten, die zackigen Berg- und Felsgebilde, die tief eingeschnittenen Thäler und Schluchten zeigen dem Geognosten deutlich genug, daß große Ereignisse und gewaltige Umwälzungen auf der Erdoberfläche vorgingen. Aber er geräth in Verzweiflung, wenn er sich an die Untersuchung der Entwickelung der vorhandenen Gestaltungen wagt und den Wegen und Weisen nachspürt, wie sie so wurden. Was da ist, sehen wir überall, aber wie selten wissen wir zu zeigen, wie es so ward.

Dem Geschichtsforscher und Ethnographen geht es häufig nicht besser. Wie der Geognost und Geolog sieht er Jahrtausende hindurch die Völkerstämme in ihren Sitzen mit bestimmten unveränderlichen Gränzen, in Sitten, Sprachen, Geist- und Körperbildung fest und unveränderlich wie Felsgebilde. Revolutionen und Umgestaltungen sind vorausgegangen, das zeigt sich in der

jetzigen Lage der Dinge; Abzweigungen haben stattgefunden, die Grade der Verwandtschaften unter den Nationen beweisen es; mächtige Abstoßungs- und Anziehungskräfte haben gewaltet, die compacten Massen und ihre entschiedenen Scheidungen machen es unleugbar. Aber wann und wie hatten diese Revolutionen statt? Wo ist der Einigungsknoten dieser Abzweigungen? Auf welche Weise entstanden diese compacten geschiedenen Massen, und wie kam es, daß sie nach ihrer Scheidung so eigensinnig und starr bei diesen anfänglichen Trennungen oder Einigungen verblieben, daß sie sich nicht noch zu größeren Massen einigten oder daß sie nicht in noch kleinere zerfielen?

So sieht der Geschichtsschreiber wie der Geognost hier und da ein fremdartiges Gebilde liegen, vereinzelt und abgerissen mitten zwischen lauter anderen Stoffen, die nicht die geringste Verwandtschaft mit ihm haben. Er erkennt deutlich die verwandte Gebirgsart, der es entnommen wurde, er weiß den weit entfernten Berg bestimmt nachzuweisen, der den Felsen hergab; aber die wunderbaren Wege, auf denen dieser im Chaos heranwanderte, verräth ihm die heutige Natur mit keinem Fingerzeige.

Ein solches räthselhaftes Gebilde ist der interessante, obgleich in Europa jetzt ziemlich vergessene Volksstamm der Lithauer und Letten. Einsam, weit und breit ohne Verwandtschaft zwischen weit verzweigten germanischen, slavischen und finnischen Völkerfamilien eingekeilt, auf kleinen Raum eingeschränkt, etwas mehr als zwei

Millionen Seelen stark, sitzen sie da, blos die Halbinsel Kurland und das Gebiet des Niemenflusses bewohnend, einzig in ihrer Art, mit keinem der europäischen Stämme nahe verschwistert, im fernsten Osten am Ganges, am Fuße des Dawalaghiri und in den Schriftstellern der alten sanskritischen Bücher allein ihre Blutsfreunde erkennend.

„Esmi", ich bin, sagt der Lithauer, „asmi", ich bin, spricht der Himalaja-Bewohner; „eimi", ich wandle, heißt es an der Ostsee, „aimi", ich gehe, lautet's in Indien; „Diwas", Gott, klingt's am Niemen, „Daiwas", Gott, tönt's am Ganges wieder. Klar und unwiderleglich glauben es uns einige neuere Sprachforschungen bewiesen zu haben, daß die Lithauer und Letten unmittelbarer als irgend eine andere Nation Europas von jenen Ursitzen des Menschengeschlechtes herabkamen *).

---

*) Auch früher schon holte man — wahrscheinlich weil man wohl die charakteristische Eigenthümlichkeit des lettischen Stammes und seine Verschiedenheit von den übrigen erkannte — den Ursprung der Letten weit her. Doch stellte man dabei höchst sonderbare Hypothesen auf. So sollten sie von den Gibeoniten entsprossen sein, „welche sich dem Josua und den Kindern Israels mit Betrug ergaben, fürgebend, sie wären aus fremden Landen gekommen, da sie doch von den benachbarten Völkern gewesen, und weil sie solchen Betrugs halber von dem Josua verflucht und zur Knechtschaft verdammt worden, mußten diese ihre lettischen Nachkommen noch diesen heutigen Tages kraft solchen Fluches dienstbar und Knechte der Deutschen sein."

Wir können unsere wißbegierigen Leser indeß weder mit diesem völlig erdachten Histörchen abspeisen, noch auch glauben, daß sie sich bei der obigen, noch nicht völlig erwiesenen Hypothese der Sanskritliebhaber beruhigen werden, und wir wollen daher hier

Man braucht nicht mehr Sanskrit zu verstehen, als man aus Rückert's Gedichten kennen lernen kann, und

---

in Kürze noch einiger anderer Meinungen über die Abstammung der Letten erwähnen.

Ein bekannter inländischer Sprachforscher, der Pastor Watson, hält die Letten für Slaven, und zwar glaubt er insbesondere, daß sie sich zunächst an die russischen Slaven anschließen. Er gründet diese Meinung vorzüglich auf ein langes Verzeichniß von Worten, welche die russische und die lettische Sprache gemein haben, und auf die Behauptung, daß wenigstens ein Dritttheil der in dem lettischen Lexikon vorkommenden Worte slavisch sei.

Doch ist diese Behauptung gewiß sehr schlecht begründet, denn abgesehen davon, daß ein Sechstel der lettischen Worte zugleich auch finnisch ist, ohne daß es deßwegen irgend Jemandem eingefallen wäre, die Letten und Finnen für Zweige eines Stammes zu halten, sind die Letten in ihrem ganzen Wesen, in ihrem Nationalcharakter, in ihren geistigen Anlagen, in der ganzen Physiognomie und Bildung ihrer Sprache, namentlich aber in ihrem Körperbau so grundverschieden von den Slaven und namentlich von den Russen, daß Demjenigen, der sein Auge einigermaßen an der Erscheinung und dem Wesen der Slaven geübt hat, keinen Augenblick ein Zweifel darüber bleiben kann, daß er in den Letten ein anderes Gebilde vor sich habe. Alle in Europa verbreiteten Slaven, die Polen, die Wenden in Deutschland, die Böhmen bis zu den Kroaten und Montenegrinern, haben in Sprache, Sitte und Wesen so viel mit den Russen gemein, daß man sie auf den ersten Blick als deren intimste Freunde und Brüder erkennt. Und wenn auch manche Verschiedenheiten zwischen diesen vielen Stämmen bestehen, so kann man doch immer sehr deutlich die Uebergänge und Mittelglieder nachweisen. Die Kluft aber, die zwischen den Letten und den Russen oder sonst irgend einem anderen slavischen Stamme ist, ist fast eben so groß wie die zwischen den Finnen und den Russen, und es zeigen sich keine Mittelglieder, welche diese Kluft überbrücken. Die große Anzahl slavischer Wortbildungen im Lettischen läßt sich aber auch sehr wohl theils aus der beständigen Nachbarschaft, in der diese Völker mit einander lebten, theils aus der allgemeinen Verwandtschaft, mit

man wird, wenn man einen Lithauer oder Letten reden hört, sogleich frappirt werden von den indischen Anklängen in seiner Sprache und von der wunderbaren Aehnlichkeit der Töne und Lautcompositionen. Der ganze Bau der letto-lithauischen Sprache ist sanskritisch, die Pronomina, die Adverbia und die Zahlwörter sind in beiden Sprachen dieselben, die Benennungen der gewöhnlichsten Pflanzen und Thiere, der Verwandtschaftsgrade, der Theile des menschlichen Körpers u. s. w. sind im Sanskrit wie im Lithauischen dieselben, ja man soll sogar ganze sanskritische Redensarten zusammensetzen können, die ein Niemenanwohner, wenn man sie ihm vorlegt, ohne Mühe versteht wie die Sprache seines Bruders.

---

welcher sie wie die germanischen und die celtischen Sprachstämme an der alten indischen Wurzel hängen, erklären.

Andere Gelehrte, welche die Letten nicht geradezu den Slaven beizählen, halten sie für ein Mittelglied zwischen den Slaven und Germanen, indem sie sich hauptsächlich darauf stützen, daß ein Drittel der lettischen Worte slavisch und eben so ein Drittel germanisch sei, und daß sich auch in dem Körperbau und dem ganzen Habitus der Letten sehr viel Germanisches offenbare. Man kann diese Gelehrten wieder in solche abtheilen, welche meinen, daß jene Mischung, aus der die Letten hervorgingen, erst an der Ostsee in ihren jetzigen Wohnsitzen stattgehabt habe, und in solche, welche behaupten, daß dieser Proceß schon in unvordenklichen Zeiten am Kaukasus oder noch tiefer in Asien vor sich gegangen sei.

Sollten diese Recht haben, so ist wenigstens so viel gewiß, daß das aus jenem Processe hervorgegangene Product so ganz eigenthümlicher Art ist, so viel Ursprüngliches seiner Mischungselemente in seinem Wesen gerettet hat und dabei den Germanen sowohl als den Slaven so fern steht wie kein einziger anderer germanischer oder slavischer Stamm, und daß man sie demnach für ein eigenes selbstständiges Gebilde neben beiden Stämmen auftreten lassen muß.

Es wäre demnach völlig ausgemacht, daß dieser Volksstamm einst am Himalaja wurzelte, aber keine Chronik verräth uns, welche Fluth den Baum dort dem mütterlichen Boden enthob und ihn nach Westen führte.

Keine Spur mehr zeigt uns den zweitausendmeiligen Weg, den er wandern mußte, bis er an der Ostsee wieder neue Wurzel schlug. Warum setzte er sich nicht schon vorher irgendwo fest? Warum trieb er überall ruhelos umher und nistet nun hier auf einmal seit tausend Jahren unveränderlich? Wie kam es, daß die losgerissene Scholle in den gewaltigen Fluthen, welche sie entführten, nicht zerschmolz, zerbröckelte und sich mit anderen mischte, wie so viele andere losgerissene Stämme? Welcher sonderbare und abnorme Geist beseelte diesen Stamm, daß er nicht weiter trieb und wuchs, wie der germanische, wie der slavische Stamm, die immer von Jahrhundert zu Jahrhundert ihre Sprache, ihre Sitte, ihr ganzes Sein umformten und, weiter schreitend, sich immer mehr von den ursprünglichen indischen Verwandten entfernten? Wie kam es, daß es in den Adern des ganzen lithauischen Stammes stockte und daß er da stehen blieb, wo er in Indien aufgehört hatte, so daß die indischen Töne noch rein und unverfälscht in seinem Munde erklingen? Wo mögen am Himalaja die Stellen sein, von denen dieß friedliche Hirtenvolk einst aus seinen Ursitzen vertrieben wurde? Leben dort noch Brüder von ihm und wie leben sie? Wenn man nur den Himalaja einmal mit ein paar Lithauern und Letten

durchstreifen könnte, man würde sie bald entdecken, denn es ist kein Zweifel, daß sie instinctartig ihre Heimath und Freunde ausfindig machen würden. Die Geschichte ist eine grausame Lehrerin, die eifrigsten Fragen ihrer Schüler läßt sie unbeantwortet, und aller Dinge Beginn hüllt sie in undurchdringliches Dunkel.

Gleich ungewiß wie die Urgeschichte der Lithauer und Letten ist die Geschichte ihrer Ansiedelung in den Ostseelandschaften, ungewiß, ob sie Tacitus schon in seiner Völkergalerie unter dem Namen der Veneter geschildert, ungewiß, aber wahrscheinlich, daß die Römer dieses Volk schon in den Herulern kennen gelernt. Gewiß allein ist es, daß sie seit unvordenklichen Zeiten hier an der Ostsee wohnten und daß erst etwa seit dem Jahre 1000 der Name ihres Landes „Litwa" in der Geschichte genannt wird.

Fast dieselben Stämme der ganzen kleinen lithauischen Völkerfamilie, die noch jetzt existiren, werden uns schon von den ältesten Historiographen genannt, die eigentlichen Lithauer, im engeren Sinne die Samogitier, die Semgaller, die Letten. Sie standen damals unter einem gemeinsamen Oberpriester, dem „Krihwo", einer Art von Papst, der in Verbindung mit seinen „Weideloten" (Unterpriestern) das Volk beherrschte. Alte Eichenhaine, Romowe und andere Orte werden als Residenzen dieser Priester und der Gottheiten, in deren Namen sie regierten, genannt.

Die Verfassung jener Priesterkaste und jene ganze

Weideloten=Herrschaft stammte wohl noch aus Indien, und sie mochte dauern, so lange das Volk noch unangefochten in den an der Ostsee eingenommenen Sitzen blieb. Als aber das Christenthum und sein Papst alles Heidnische des Nordens zu bedrängen anfing, als die Schwertritter aus Norden, die deutschen Ritter aus Westen und die auch schon christlichen Russen aus Osten in's Land rückten, da griffen die Priester zum Schwerte, und es bildete sich die weltliche Herrschaft eines Herzogs oder Großfürsten aus, der mit jenen Feinden des lithauischen Stammes Jahrhunderte lang im Streite lag. Ganze Theile des Landes, ganze Stämme des Volks geriethen unter fremde Herrschaft, die Letten im Norden, die Preußen im Süden. Doch trotz dieser Verluste schien der unabhängig bleibende Kern des Volks im Kampfe nur um so mehr zu erstarken. Den Muth und die Kriegskunst, welche sie bei der Vertheidigung ihres Landes gegen die deutschen Ritter übten, wandten sie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte zum Nachtheil ihrer von den Mongolen bedrängten russischen Nachbarn an. In Zeiten des Friedens mit den deutschen Orden machten sie Eroberungen auf russische Kosten, lithauische Heere drangen bis zum Dniepr bei Kiev vor, ja kämpften mit Tataren und Russen am Ufer des schwarzen Meeres. Und so stand denn am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein großes heidnisches lithauisches Königreich da, dessen Helden= und Fürstennamen Gedemin, Olgherd, Jagiel (Jagello) und Witoft in ganz Europa bekannt und na=

mentlich den russischen Geschichtsschreibern nur allzu geläufig wurden.

Indeß so der Kern des lithauischen Stammes — Lithauen — mächtig und immer mächtiger sich hob, blieben dennoch die abgefallenen Zweige, Preußen und Letten, von ihm getrennt unter der Oberherrschaft der deutschen Ritter, die sie unterjocht hatten, bis endlich im fünfzehnten Jahrhunderte durch die Heirath Jagello's mit der polnischen Erbin Hedwig Lithauen mit Polen vereinigt *) und nun das polonico = lithauische Reich so groß und mächtig wurde, daß der deutsche Orden, der diese Größe zum Theil selbst hervorgerufen hatte, vor ihm die Segel strich und seine ehemaligen Eroberungen aufgab. Es wurden daher im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert eine Zeit lang alle lithauischen Stämme wieder unter einer und derselben Herrschaft, der polonico=lithauischen, vereinigt, freilich jetzt unter ganz veränderten Verhältnissen, die Preußen zum Theil völlig exstirpirt und nur in kleinen Ruinen und Resten, die liv= und kurländischen Letten unter der Gutsherrschaft deutscher Gebieter.

Als im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nach dem Hauptglanzpuncte der lithauisch = polnischen Blüthe im Westen Brandenburg und im Osten Rußland einen so merkwürdigen Aufschwung nahm, waren bei'm Sinken der polnischen Macht die lithauischen

*) Die Heirath selbst fand bekanntlich 1386 statt, doch wurde die Vereinigung der beiden einander abgeneigten Völker erst im fünfzehnten Jahrhundert nach manchen Wirren verwirklicht.

Theile des Reichs die ersten, welche vom Reichsverbande ab- und den Reichsfeinden zufielen, den Brandenburgern die preußischen Provinzen an dem Memel und dem Pregel und später den Russen die lithauischen und lettischen Landschaften am Niemen und an der Düna. Da Preußen ein fast völlig deutsches Land geworden war und nur ganz kleinen Theils von Lithauern bevölkert blieb, so gehorchen nun fast alle lithauischen Stämme wieder einem Gebieter, dem Kaiser von Rußland, jedoch zu keiner Art von politischem Provinzial-Ganzen vereinigt, sondern so zersprengt und vertheilt, wie Polen sie an Rußland überlieferte, zum Theil polonisirt, zum Theil russificirt, zum Theil von deutschem Wesen überzogen, jedoch immer noch mit deutlicher Durchschimmerung der uralten Nationalstamm-Verschiedenheiten.

Die ganze Geschichte des lithauischen Stammes zerfällt dem Gesagten zufolge in fünf Hauptabschnitte, nämlich

1) in seine dunkle, unseren Forschungen gänzlich entzogene asiatische Urgeschichte und seine Wanderung nach Europa,

2) in seine europäische unabhängige Vorzeit, in welcher Priester an der Spitze friedlicher Ackerbauer und Hirten standen,

3) in die Zeit der lithauischen Größe und des Kampfes mit Germanen und Slaven,

4) in die Zeit seines tiefsten Falles unter die über ihn ausgeschütteten deutschen, schwedischen, dä-

nischen, polnischen und russischen Elemente, wobei man wieder die Hauptunterabtheilungen

a) der polnischen und

b) der russischen Zeit

machen kann.

Wohnsitze.

„Sind einheimisch geborne Böhmen,
„Liegen schon lange in diesen Quartieren."

In diesem Augenblicke ist der Bestand des Gebiets der letto-lithauischen Nationalität folgender:

Fast das ganze Flußgebiet des Niemen mit allen seinen Nebenflüssen und Nebenthälern ist von Lithauern bewohnt, und durch dieß Flußgebiet ist in physikalischer Hinsicht der Hauptkörper des von ihnen in Besitz genommenen Terrains bezeichnet. Nur wenige Theile desselben fallen den Polen oder Russen als Urbewohnern zu. Das zweite von ihnen bewohnte Hauptstück bilden die Mündungsländer der Düna, die ganze Halbinsel Kurland und das halbe Livland bis zum Wirzjerw- und Peipussee, wo sie an die ihnen völlig fremden Esthen stoßen. Nur sporadisch sind ihnen hier an einigen Orten kleine Reste finnischer Stämme eingesprengt.

In politischer Hinsicht läßt sich ihr Gebiet so bezeichnen: Das ganze Gouvernement Wilna, das ganze Herzogthum Kurland, das halbe Herzogthum Livland, ein Theil der Provinz Bialostok, kleine Parzellen von Minsk und Grodno und endlich ein Stück von Ost-

preußen sind die Landschaften, in denen lithauische Stämme als Ur= und Grundbewohner leben

Jetzt, nachdem von den Deutschen einer ihrer Stämme — der der Preußen (Pruhsis) — an den Mündungen der Weichsel, des Pregel und des Niemen ganz und gar vernichtet und vollkommen germanisirt worden ist *), existiren unter ihnen nur noch folgende Stammunterschiede:

Zunächst spaltet sich der ganze Stamm in zwei wesentlich verschiedene Hauptäste, die „Letten" (Latweetis, Plur. Latweesche) und die „Lithauer" (Leitis), und jeder dieser Aeste zerfällt wieder in mehre Zweige, die weniger stark unter sich contrastiren. Der Unterschied

*) Nur noch wenige völlig lettische Namen erinnern in Preußen an die alten Landesbewohner, z. B. „Klaipeda", der alte Name von Memel, „Passarge", „Schesuppe, „Pillkallen", die ganz lettischen Namen von Flüssen und Orten. Schon vor 400 Jahren war die lettische Sprache, die doch noch jetzt der ganze livländische Adel spricht und versteht, in Preußen unverständlich, wenigstens den gebildeten Klassen der Gesellschaft. Denn als zu der Zeit Heinrich von Kniprode in Marienburg zum Hochmeister erwählt wurde, zeigten bei'm Festmahle nach alter Weise sich zwei Sänger, vor der fröhlichen Gesellschaft mit ihrem Talente wetteifernd. Der eine, ein deutscher Meistersänger aus Nürnberg, besang die Götterthaten des Bacchus, wofür er vom Hochmeister einen goldenen Becher erhielt. Der andere aber, ein preußischer Dichter Rixel, bat den Hochmeister, in alter preußischer (lettischer) Sprache (die lange durch ein Gesetz verboten war) sein Lied absingen zu dürfen. Man gestattete ihm seine Bitte, und Rixel sang die Thaten des alten Preußen Widewutis. Aber die Ritter verstanden diese Sprache nicht, und Rixel erhielt zur Belohnung eine Schüssel mit tauben Nüssen und folgendem Vers:

„Niemahl hat verstanden der arme Prusse,
„Deß thu' ich ihm schenken hundert falsche Nusse."

zwischen den Letten und Lithauern ist offenbar ein uralter und war vielleicht schon in Indien begründet. Die Sprache, sowie die verschiedenen Sitten und Charakter-Eigenthümlichkeiten beweisen es. Der Grad dieses Auseinandergehens der Aeste innerhalb der Einerleiheit des ganzen Stammes mag wohl etwas weniger stark sein als die Verschiedenheit zwischen Russen und Polen innerhalb der sie einenden Gränzen des slavischen Stammes, viel stärker aber als die verschiedene Färbung der Baiern und Schwaben oder der Sachsen und Hessen innerhalb des deutschen Stammes. Da die Aussprache, die Accentuirung bei beiden eine ganz andere ist und auch jeder seine eigenen Provinzialismen und Idiotismen hat, so verstehen sich Lette und Lithauer nur schwer, obgleich die Grammatik beider in dem ganzen Baue der Sprache, sowie auch das Lexikon in der Aehnlichkeit der Worte, beider vollkommen brüderliche Einheit zeigen.

Es ist dieser Dualismus des lettischen und lithauischen Volks, als bloß zweier Zweige eines und desselben Stammes, ein auffallendes ethnographisches Phänomen und vielleicht einzig in Europa, denn der germanische, der slavische, der celtische und romanische Stamm, alle gehen in viele Zweige aus einander.

Beide, Letten und Lithauer, sitzen nachbarlich neben einander, beide sind in der Urzeit gewiß von denselben geschichtlichen Stürmen vereint hierher geführt worden. Beide haben entschieden denselben Nationalcharakter, in der Hauptsache dieselben Sitten, dieselbe Kleidung, dieselben häuslichen Einrichtungen, dieselben Gewohnheiten.

Beide sind Völker ohne alle welthistorische Energie und Kraft, die zum Theil in einer gewissen zähen Starrheit begründet ist. Beiden ist es nicht gelungen, ihren Nationaltypus irgend einer anderen Nation aufzudrücken, vielmehr haben sie beide beständig die Herrschaft fremder Eroberer bei sich geduldet, und sogar da, wo sie selbst als Sieger auftraten, haben sie die Sitten der Fremden sich angeeignet und deren Herrschaft ertragen. Auch während der Zeit der politischen Größe des lithauischen Stammes, wo viele russische Volksstämme ihm huldigten, nahmen die lithauischen Großen und der Hof russische Sitten an, und während der politischen Verbrüderung mit den Polen schlichen polnische Sitten und polnisches Wesen auf den Adel der Lithauer der Art über, daß er mit dem polnischen sich fast vollkommen amalgamirte. Nichtsdestoweniger aber erhielten sich unter dieser leicht aufgetragenen fremdartigen Uebertünchung bei'm gemeinen Volke die uralten Sitten der Art in wunderbarer Reinheit, daß selbst die christliche Religion das Heidenthum nur oberflächlich beseitigte. Auch hierin erinnern die Lithauer und Letten an Indien, dessen Völker von jeher eben so nachgiebig gegen fremde Eroberungen und Sitten waren und fast beständig mächtige und große Gebietiger aus fremden Stämmen hatten, dennoch aber mit großer Zähigkeit an ihren alten Gewohnheiten hingen.

Wenn die Geschichte beider Völker die Einheit ihres Wesens in's Licht stellt, so zeigt sie doch auch die bei beiden verschiedene Nuancirung dieses Wesens.

Die Letten mögen nur an der anfänglichen lithauischen Volkseinheit unter der alten Priesterkaste, an dem päpstlichen Staate des Krihwo, Theil genommen haben. Aber es ist selbst dieß oder doch wenigstens der Grad dieser Theilnahme ungewiß; gewiß ist es, daß sie nie an der historisch erwiesenen Größe und Selbstständigkeit der Lithauer activen Antheil hatten. So lange die Geschichte sie kennt, erscheinen sie als eine duldende und mehr oder weniger Fremden unterworfene Nation, zuerst den Russen Tribut zollend, später den Deutschen Arbeit, Gut und Blut übergebend.

Sie sind also ohne Zweifel von noch viel weicherer und nachgiebigerer Bildung als ihre Brüder, die Lithauer, und scheinen es nie verstanden zu haben, das Schwert so zu führen wie diese. Daher haben sie auch nicht wie diese einen eigenthümlichen, mächtigen Landesadel aus sich erzeugt und sind seit vielen hundert Jahren ein stilles, poetisches und friedliches Volk von Ackerbauern und Hirten.

Die Verschiedenheit ihres Wesens und Charakters begründete eine Verschiedenheit ihres Looses, und dieses machte wieder die Contraste des Charakters nur noch stärker. Die Lithauer fielen der polnischen Herrschaft, dem polnischen Katholicismus anheim, die Letten aber der deutschen Ordnung und dem Lutherthum. Ohne Zweifel rief dieß mehr Verschiedenheiten hervor als bloß die, daß der Lithauer einen Stutzbart à la Polonaise trägt, während der Lette sich rasirt.

Es ist schwer zu erkennen, inwiefern die Verschie=

denheiten in dem jetzigen Zustande beider Völker auf Nuancen ihrer ursprünglichen Anlage beruhen oder später ihnen gegebene Typen seien. So viel ist gewiß, daß der Lette reinlicher, gesitteter und menschlicher erscheint als der Lithauer, und daß seine ganze von den Deutschen geordnete oder doch beaufsichtigte Haus- und Ackerwirthschaft um manchen Grad höher steht als die lithauische.

Der Lette verachtet daher auch den Lithauer in hohem Grade und hält sich selbst ein gut Theil besser. Daher kommt es auch, daß der Spitzname „Bitschul", den die Letten für die Lithauer in Gebrauch genommen haben, obgleich er ursprünglich nichts Schlimmes bedeutet, eine üble Nebenbedeutung gewonnen hat. Ursprünglich heißt Bitschul (von „Bitte", die Biene) ein Compagnon oder Mitarbeiter bei der Bienenzucht. Die Letten, welche an der ganzen langen lithauisch-kurischen Gränze hinwohnen, nehmen gern ihre Nachbarn, die Lithauer, welche vortreffliche Bienenwärter sind, als Theilnehmer und Miteigenthümer ihrer Bienengärten auf und nennen daher jeden Lithauer einen Bitschul (Bienenwärter). Durch diese Anwendung auf einen so verachteten Gegenstand bekam aber das Wort eine üble Nebenbedeutung, und es wird nun überhaupt jeder verächtliche nichtswürdige Mensch damit bezeichnet, wozu denn insbesondere auch der Umstand beigetragen haben mag, daß die schlauen Lithauer die Bienenwartung gewöhnlich so einzurichten wissen, daß die meisten Bienen über die kurische Gränze zu ihnen hinüberfliegen.

Die Letten bewohnen der Hauptsache nach das Mündungsgebiet der Düna, beide Ufer des Flusses bis ungefähr 30 Meilen von seiner Mündung aufwärts, das südliche Livland, Kurland, einige Gemeinden des Gouvernements Lithauen und endlich an der preußischen Gränze die schmale sandige kurische Nehrung. Ueberall setzen sie sehr schroff gegen die mit ihnen gränzenden Esthen, Russen, Deutschen und selbst mit den Lithauern ab, so daß fast nirgends zwischenliegende Uebergänge von einem Volke zum anderen stattfinden.

Die Lithauer im engeren Sinne zerfallen wieder in zwei Unterabtheilungen, das eigentliche lithauische Volk in der südlichen Hälfte des Gouvernements Wilna und das samogitische Volk in Samogitien (Samland, Smudsch), dem nordwestlichen Theile des Gouvernements Wilna, deren nähere Schilderung wir hier nicht versuchen, weil wir doch überhaupt der Lithauer nur erwähnten, um das Verhältniß der Letten zu ihnen näher zu bestimmen.

Der Unterabtheilungen des lettischen Stammes giebt es hauptsächlich drei, erstlich die eigentlichen Letten im südlichen Livland, das oft vorzugsweise „Lettland" („Latweschu Semme") genannt wird, alsdann die kurländischen Letten in der Halbinsel Kurland und endlich die Semgaller im Herzogthume „Semgallen" (d. h. Oberland) oder in dem Theile von Kurland, der von Mitau aus sich an der Düna hinauf erstreckt. Es gab Zeiten, wo alle diese drei Landes- und Volksabtheilungen unter verschiedener Herrschaft standen. Und

noch jetzt sind alle drei mehr oder weniger getrennt. Lettland gehört zu Livland, und obgleich die Herzogthümer Kurland und Semgallen beide zum Gouvernement Kurland vereinigt sind, so zeigt sich doch der Gegensatz zwischen beiden nicht nur bei den lettischen Bewohnern, sondern selbst bei den deutschen Herren in Sitten, Charakter und Gewohnheiten, und selbst auf den kurischen Landtagen nehmen die ober- und niederländischen Landboten gewöhnlich Partei gegen einander.

Wenn man jeder Dialektverschiedenheit auch immer eine Stammnuancirung als parallel gehend betrachten könnte, so möchten dann noch die „Tahmen" oder „Tahmneeken" und endlich die „Suiken" zu bemerken sein, Beides an der lithanischen Gränze wohnende Letten, die manches Eigenthümliche in ihrem Dialekte und Wesen haben.

Uebrigens sind dann bei den Letten, wie wohl bei jedem anderen Volke, die kleinen Distriktabweichungen in Sprache und Sitte zahllos, und man findet fast auf jedem Gute die Leute mit etwas anders geschnittenen Kleidern, mit etwas anders modulirter Sprache, mit etwas abweichenden Gebräuchen bei den Hochzeiten u. s. w.

Im Ganzen mag dieser interessante Volksstamm der Letten etwa 700,000 Mitglieder zählen. Er ist jetzt in einer überaus rasch vorschreitenden Zunahme der Bevölkerung begriffen; es ist dieß eine merkwürdige Erscheinung in Rußland, wo es sonst viele kleine Volksstämme giebt, die kränkeln und stets an Bevölkerung und Kraft abnehmen, weil der überall üppig

wuchernde, wandernde und mit Colonieen vordringende Russe sie überflügelt und in immer engere Gränzen zurückdrängt. Ohne Zweifel sind auch die Letten durch die deutschen Privilegien der Provinzen, denen sie angehören, in vieler Hinsicht vor dieser Ueberflügelung von Seiten der Russen in ihrem Besitzthume geschützt. Mehr aber noch mag dieses rasche Wachsthum eine Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft sein. Sollte er in dem Maße fortschreiten, wie dieß in den letzten Jahren stattgefunden hat, so ist offenbar, daß blos schon dieses Zunehmen der Bevölkerung nothwendig zu neuen Reformen im Lande führen muß.

3) Mythologisches.

„Diese Höhen füllen Oreaden,
„Eine Dryas lebt in jedem Baum,
„Aus den Urnen lieblicher Najaden
„Springt der Ströme Silberschaum,
„Syrinx Klage tönt aus jenem Schilfe,
„Philomela's Schmerz aus diesem Hain.“

Es kann hier natürlich nicht unsere Absicht sein, eine vollständige Mythologie der Letten, die überhaupt kaum so isolirt dargestellt werden könnte, da sie mit der ganzen Mythologie aller nordischen Völker innig zusammenhängt, zu schreiben. Da wir die Letten darstellen wollen, wie sie sind, so heben wir aus ihrer Mythologie nur Das hervor, was noch jetzt trotz des ihnen aufgezwungenen Christenthums Geltung hat, oder was wenigstens, als tief aus dem Geiste der Nation geschöpft, zur Deutung und Commentirung ihres Charakters dienen kann.

Es wäre auf der einen Seite eine große Verläumdung, wenn man sich die alten heidnischen Letten als in völlig finsteren Götzen- und geistlosen Fetischdienst versunken dächte, wie es auf der anderen Seite eine übertriebene Schmeichelei wäre, wenn man behaupten wollte, daß die heutigen christlichen Letten einem lauteren Christenthume huldigten. Die alten Letten verehrten einen allmächtigen und allwissenden Geist, den Schöpfer des Himmels und der Erde, „Deews", von dem sie kein Bildniß machten und den sie über Alles verehrten. Unter ihm erschienen dann noch mehre mächtige Götter und Geister, und endlich ward allerdings auch Vieles in der sichtbaren Welt ohne Grund für heilig, wohlthätig oder schädlich, behext, verzaubert oder wunderbar gehalten.

Detractis detrahendis gelten diese Vorstellungen auch noch jetzt, der alte mächtige Gott (Deews) ist noch nicht entthront, die Ideeen der Letten von ihm sind nur geläutert, berichtigt und ausgebildet. Ob der Glaube an die anderen Untergötter früher auf andere und viel bestimmter ausgeprägte Weise bei den Letten bestanden habe, wie er zum Theil noch jetzt besteht, ist sehr zu bezweifeln. Ein Volk mit so ungemein großer Künstleranlage wie die Griechen, bei denen jede Vorstellung der Phantasie auch gleich in Stein oder Metall sich verwirklicht darstellte, prägte natürlich auch seine geistige Vorstellung von der Gottheit mehr materiell plastisch aus und fiel dann anbetend vor der vom Genie begeistigten Materie nieder. Bei den Letten, wie bei

vielen nordischen Völkern, wo diese plastische Richtung fehlte, blieben daher auch die Vorstellungen von den Göttern weit mehr im geistigen Elemente. Ihre Götter blieben immer trübe Nebelgebilde, deren Persönlichkeiten sie nie so bestimmt ausmalten. Sie bauten den verschiedenen Göttern keine verschiedenen Wohnungen und Tempel, sondern dachten sie vielmehr immer als in der Luft, im Himmel, in den Wäldern, im Sumpfe oder im Inneren der Erde versteckt.

Es ist daher sehr die Frage, ob die Letten ehemals anders von der „Erdmutter" oder von ihrem Donnergotte Perkuhnos sprachen, wie sie jetzt von ihnen reden, wenn sie bei'm Rollen des Donners sagen: „Perkuhnos zürnt," oder bei einer zu Boden gefallenen Nadel: „Erdmutter, gieb mir die Nadel wieder." — Jetzt sind diese Dinge noch immer etwas mehr als eine bloße Redensart, und ehemals mochten sie auch eben nicht viel mehr als eine Redensart gewesen sein. Das alte heidnische Vertrauen zu der unerwiesenen Heilkraft oder Schädlichkeit gewisser Dinge, Thiere und Pflanzen blüht noch in derselben Weise wie zuvor, und wenn es auch den Christen gelang, den heidnischen Glauben zu ändern, so trotzte doch der Aberglaube bisher noch ungemein häufig allen ihren vergebenen Bemühungen.

Den obersten Gott (Deews, lateinisch deus) dachten sich die Letten, die, wie alle Völker, ihre irdischen Verhältnisse mit einiger Vergrößerung auf den Himmel übertrugen, wie einen wohlhabenden und angesehenen Hausvater. Er war ihnen ein alter, aber

noch kräftiger Mann, — nicht wie der griechische Jupiter in ewig frischer, starker Jugend blühend. — Er war verheirathet, hatte Söhne und Töchter, viele hübsche Pferdchen im Stalle, „Fasel“ (Geflügel) auf seinem Gehöfte und seine „Kleete“ (Kornkammern) immer voll. Noch jetzt hört man Lieder, in denen „Gottes Söhne“, „Gottes Pferde“ und „Ochsen“ besungen werden. Noch jetzt sagen die Bauern bei einer guten Ernte: „Dieß Jahr ist Gottes Kleete sperrweit offen.“ Sie nannten ihn gewöhnlich „wezzais Táws“, „den alten Vater“, und noch jetzt sagen sie nicht selten bei Wetter und Sturm: „der Alte ist auf“ oder „der alte Vater keift“, denn sie dachten und denken sich ihn häufig auf den Wolken umherfahrend, um überall auf der Erde in seiner Wirthschaft nachzusehen.

Der „alte“ Vater war vorzugsweise Gott, sonst nannten sie auch alle Götter „Väter“, sowie alle Göttinnen „Mütter“; so gab es „den Vater des Meeres“, „den Vater des Feuers“, „die Erdmutter“, „die Waldmutter“, „die Blumenmutter“, „die Gartenmutter“, „die Windmutter“. Auch dieses ist für die Denkweise der Letten charakteristisch, sie stellten sich damit zu allen ihren Göttern in das Verhältniß von Kindern, die Jugendlichkeit und Frische, die Energie und Jungfräulichkeit der griechischen Götter fand sich nicht in ihrem Olymp.

Nach dem alten Vater waren die mächtigsten Götter „Perkuhnos“, „Trimpus“ und „Pikulis“, der Donner=, der Wasser= und der Erdgott. Perkuhnos war fast noch angesehener und berühmter als der alte Vater selbst. Er

verhielt sich zu ihm wie bei den Deutschen Thor zu Wodan.

Die berühmteste, durch die Verehrung des Perkuhnos geheiligte Stätte im Lande der Letten befand sich in Preußen zu „Romowe". Des Gottes Bild war hier unter einer alten immergrünen Eiche aufgestellt, welche bei'm Volke in einem so großen Rufe stand, daß es glaubte, Der, welcher vom Laube jenes Baumes etwas bei sich trage, sei vor allen Uebeln und Krankheiten gesichert. Zu Romowe unterhielten dem Perkuhnos die Waidelotten, seine Priester, ein immerwährendes Feuer, das sie bei Todesstrafe nicht ausgehen lassen durften. Man opferte ihm weiße Pferde; auch brachte man ihm die Kriegsgefangenen dar, die gewöhnlich mit dem Rosse verbrannt wurden.

Der Perkuhnos-Dienst war nicht blos bei den Letten, sondern auf dieselbe Weise bei allen lithauischen Stämmen und sogar bei den Russen verbreitet. Die Russen nannten ihn Perunos und hatten eine große Bildsäule von ihm in Kiew errichtet, die Wladimir der Große bei Einführung des Christenthums in den Dniepr werfen ließ. Bei den Russen war es hiernach mit dem Namen und Ruhm des Perkuhnos völlig aus, und es scheint das Heidenthum daher bei ihnen gründlicher zerstört zu sein als bei den Letten, die noch in diesem Augenblicke, wenn es donnert, vom Perkuhnos reden. Sie nennen ihn auch mit einem sehr kraftvollen Namen „Debbes Bungoteis", den Himmelspaukenschläger.

Die Gemahlin des lettischen Donnergottes war die

Pflegerin der Sonne. Wie Apollo bei Thetis, so kehrte die lettische Sonnengöttin bei ihr ein. Sie hatte das Geschäft, die vom langen Wege ermüdete und bestaubte Sonne vor allen Dingen in die Badestube zu führen. Hatte sie ihre Gastfreundin dort rein und glänzend gewaschen und dann sie mit Speise und Schlaf erquickt, so ließ sie dieselbe am anderen Morgen wieder weiter ziehen.

„Trimpus", der Gott des Wassers, dem sie den Ertrag ihres halben Feldes widmeten, hatte zwei Gehülfen, „Antrimpus", den Gott des Meeres, und „Potrimpus", den Gott der Seeen, Flüsse und Quellen. Da Trimpus mit seinen Gehülfen alle Felder und Wälder tränkt, so wurde er demnach auch der Gott des Trinkens, der lettische Bacchus, und das Feld, das ihm geweiht war, trug eben die Gerste zur Bereitung des Bieres, Meths u. s. w.

An seinen Dienst schloß sich die Verehrung des Gottes der Freude, „Lihgo", dessen vornehmste Feste in den Frühling fielen, an. Mit fröhlichen Gesängen zogen sie an die Seeen oder auf die Hügel, wo sie Feuer auflodern ließen, die umtanzt und umjubelt wurden. Auch diese Frühlingsfeste des Lihgo haben jetzt keinesweges aufgehört, sie haben sich nur an ein christliches Fest, den Johannistag, angelehnt, und einige christliche Gebräuche sind hinzugekommen, z. B. der, daß in der Mitte jedes Bauerhofes ein Birkenbaum errichtet wird, von dem jeder Jane (Johannes), der am Johannistage das Gehöft betritt, ein Zweiglein abbricht und dafür ein kleines Geschenk für die Bewohner des

Hofes hinhängt. Wie in den poetischen Heidenzeiten werden noch jetzt die Häuser in- und auswendig mit Laubkränzen geschmückt und mit grünenden Birkenzweigen bekränzt. Wie früher sieht man auf allen Hügeln in den Johannesnächten Feuer auflodern, und noch jetzt hört man die uralten Lighogesänge ertönen. Der Refrain dieser Gesänge ist noch immer wie sonst das jubilirende „Ligho! Ligho!" welches in einer Art von überströmendem Entzücken ausgerufen wird wie das griechische „evohe, Bacchus!"

Der Gott der lettischen Freude ist zugleich der Gott der Schaukeln; denn das Hauptvergnügen der Letten, namentlich in der Frühlingszeit von Ostern bis Johanni, bilden die Schaukeln; lighott, ein Verbum, das von Ligho abgeleitet ist, heißt daher auch „schaukeln, wiegen". Von Ostern bis Johanni wird Alles in den Mußestunden unbarmherzig geschaukelt, und je höher die Schaukel fliegt, desto besser ist es, denn um so höher — wächst der Flachs.

Am Tage des Gottes Ligho, d. h. am Johannistage, gehen auch die Mädchen heimlich auf die Wiese und stechen sich die Wurzeln des Fünffingerkrautes aus. Diese Wurzel ist äußerst zart und weiß und hat eine gewisse Aehnlichkeit mit einer menschlichen Hand; an manchen derselben steckt noch die Wurzel vom letzten Jahre, die sich immer wie ein schwarzer runzeliger Daumen gestaltet. Das Mädchen, das eine solche erhält, bekommt entweder gar keinen Mann, oder wenigstens einen Witwer oder Alten. Die ganz frischen weißen Wurzeln verleihen frische junge Burschen.

An den Johannistag knüpft sich außerdem noch mancher andere Aberglauben. So sind die Jahnusahlis (Johanniskräuter) besondere, meistentheils sehr gewürzhafte Kräuter, die zu Kränzen gebunden werden. Mit ihnen geschmückt, ziehen die Mädchen und Frauen, „Ligho! ligho! Jahnite!" singend, auf den Hof, wo sie bewirthet werden. Soll etwa Abends Tanz sein, so werden dann auch die Männer geladen, oder sie bekommen die Erlaubniß hierzu dadurch, daß Bacchus oder der nordische Biergott, auf einer Biertonne sitzend, von Burschen, welche mit hölzernen Kannen klappern, umgeben, sie in den Hof führt.

Die Kränze werden in die Vorzimmer gehängt, sie verheißen Glück und Lohn; Johanniskräuter werden getrocknet den Kühen gegeben, weil sie die Kraft haben sollen, das Kalben zu befördern.

Ein anderer Gott, der auch noch heutigen Tages nicht selten bei den Letten erwähnt wird, ist der Johds, ihr Kriegsgott. So hört man sie oft fluchen: „Lai Johds tewi raug!" (der Johds soll dich holen!). Dieser Gott, wie sein Name, ist uralt indisch, Johda heißt im Sanskrit ein Kämpfer, Krieger *).

Andere Götter scheinen jetzt mehr vergessen zu sein, so

der Gott des Frühlings, „Pergruhbis" (der Knospenausbrüter) genannt,

der Gott der Sümpfe, „Pelwiks", der Aufweicher geheißen,

*) Ueberhaupt findet man die meisten Namen der lettischen Gottheiten im Indischen wieder.

„Pekkols", der Vater der Finsterniß,

„Semmneeks", der Flurengott.

Eben so hört man noch selten vom

„Putschkehtis", d. h. dem Vogelschnellen, dem Gott der Vögel, reden, so wie von

„Kuhma", dem Gott der Speisen und Festgelage.

Für viele Gewächse gab es eigene Gottheiten, so „Waizganthos" für den Flachs. Ihm opferten die Mädchen, indem sie sich mit einem Kuchen in der Schürze und einem langen Stücke Lindenbast und einer Kanne Bier in der Hand auf eine Bank oder sonst eine Erhöhung stellten und dabei sagen: „Waizganthos, lass' uns so langen Flachs wachsen, als wir jetzt hoch sind, und lass' uns nicht nackend gehen." Sie standen dabei auf einem Fuße, warfen einige Theilchen des Kuchens auf den Boden, tranken das Bier aus und hielten sich dann eines guten Flachswachsthums versichert.

Unter den Göttinnen waren die gepriesensten die „Laima", die Göttin des Schicksals, die den Kindern bei der Geburt ein von ihr gewebtes Laken unterlegte, in welches schon alle Glücks- und Unheilsfäden eingesponnen waren, die sich während des Lebens des Menschen fortentwickeln sollten. Das Fatum und der Glaube daran erhält sich bei allen Völkern mehr oder weniger trotz Aufklärung und Christenthum, und daher ist es natürlich, daß die Letten noch jetzt beständig von der „Laima Maminja", dem „Schicksalsmütterchen", singen. Es kommen noch in ihren heutigen Liedern Redensarten

vor wie folgende: „Gestern saß ich die ganze Nacht, mit der Laima redend.“

Auch die Sümpfe und das Innere der Erde stecken voll von Müttern für die Letten. Von der „Erdmutter“ (Semmes mahte), die mit ihren Gehülfinnen unter der Erdoberfläche waltet, forderten die Letten alles Verlorene zurück, und noch jetzt, wenn ein Mädchen etwas, z. B. eine Nadel, zu Boden fallen ließ, spricht sie, sie aufhebend: „Erdmutterchen, gieb mir mein Nadelchen wieder.“ Die Gehülfinnen der Erdmutter heißen „Swehtas meitas“, „die heiligen Mädchen“, die Elfen unserer Mythologie. Sie machen ohne Zuthun des Menschen Alles in der Natur über Nacht fertig.

Die Sonne (Saule, lat. sol, engl. soul) war den Letten nicht wie den Griechen ein Gott, sondern eine Göttin. Sie war mit dem Monde verheirathet, und aus dieser Ehe entstanden die Sonnentöchter, d. h. die Sterne. Diese bekamen alle nur eine kleine Mitgabe (von Licht) zur Hochzeit von der Sonne mit, sie verheiratheten sich mit Gottessöhnen, und daraus entstanden alle die kleinen und kleinsten Sterne, deren Mitgift nun noch kleiner ausfiel. Sonne und Mond müssen sonderbarer Weise in der Vorstellung der Letten nicht eben sehr mächtige Gottheiten gewesen sein, denn sie werden oft von Schlangen, Drachen und Hexen angefallen und überwältigt, woraus denn die „Maitaschana“, die Sonnen- und Mondzerstörung, hervorgeht, d. h. die Sonnen- und Mondfinsternisse, während deren Dauer die Letten allemal sehr traurig und bekümmert

mert um die liebe Sonne und den guten Mond sind. Der Mond aber hat außerdem auch noch von seiner sehr eifersüchtigen Ehehälfte, der Sonne, viel zu leiden, denn weil er des Nachts mit den hübschen Sternen schön thut und insbesondere sehr häufig dem Morgensterne, der dieß alle Morgen der Sonne klagt, seine verlobte Braut entführt, so zerhaut ihn die Sonne in Stücke, weßhalb der Mond zu Zeiten am Himmel verstümmelt erscheint.

Dieß ist ungefähr Alles, was die Letten über die Welt- und Sonnensysteme dachten, ihre Astronomie in nuce. Wie bei allen europäischen Völkern steht auch bei den Letten das Land, in dem die Sonne aufgeht, das Morgenland, in hohem Ansehen. Sie nennen dieß heilige Land „Austruma Semme" und erzählen viel von einem goldenen und diamanteuen Pferde, das dort wohne. Vielleicht ist dieses die Mutter der Rosse, auf denen sie selbst aus dem Morgenlande einst heranritten.

Wenn schon der heidnische Glaube bei den Letten nicht völlig durch das Christenthum zerstört ist, so ist es, wie gesagt, noch weit weniger der heidnische Aberglaube oder der Glaube an eine Menge kleiner schädlicher oder wohlthätiger, in der Nähe des Menschen, in seinen Wohnungen und Umgebungen spukender Geister, Kobolde, Hexen und mit wundersamen Eigenschaften begabter Dinge. Die hoch im Himmel thronenden Götter schwört ein Volk noch immer leichter ab als die kleinen, mit ihm und unter ihm auf der Erde lebenden Halbgötter und Geister, weßhalb sich denn auch der Glaube

an sie mit außerordentlich zäher Unveränderlichkeit von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und sie unter der Herrschaft des Uranos wie des Kronos, Zeus und des Christenthums dieselben bleiben, während die hohen Götter im Himmel öfters wechseln, eben so wie die kleinen nahe liegenden Privatrechts-Gewohnheiten durch Jahrhunderte dieselben bleiben, während das Staatsrecht und die obersten Staatsgewalten häufig wechseln.

In keinem Theile ihrer Mythologie spiegelt sich die eigenthümliche kindliche und kindische und immer in's Kleine arbeitende Phantasie der Letten mehr ab als in dieser Lehre von ihren Hausgeistern, Koboldén und Halbgöttern. So fabeln sie von der „Prehkina" (der Schreierin), einer kleinen alten Frau, welche die heilig gehaltenen Hausschlangen, Mäuse, Kröten u. s. w. unter ihrem Schutze hat und den über die Schwelle Schreitenden bittend entgegenkommt, sie möchten ihre Schützlinge nicht zertreten. Für die Wiegenkinder, so lange sie an der Brust saugen, giebt es eine eigene kleine Göttin, die „Dehkla", welche den Kindern Schlaf und Gesundheit bringt, eben so wie es einen besonderen kleinen Gott für die Bienen giebt, das „Bienenherrchen", von den gelben Wachshosen der Bienen „Uhsinsch", das „Gelbhöslein" beigenannt.

„Mahjas Kungs" ist der Hausherr, ein Geist, der wie der Domowoi der Russen auf dem Boden residirt und allerlei unerwartetes Heil und Unheil im Hause anrichtet. Unter ihm waltete die „Mehslu Bahba", die Göttin des Hauskehrichts, dessen Elemente und Zu-

sammensetzung dem Letten sehr viel Wunderbares zu haben scheinen. Diese Kehrichtgöttin residirte auf den Misthaufen, und es wurden sogar eigene Misthaufen für sie in den Gärten als ihr gewidmete Altäre, Tempel und Wohnungen bereitet. Die sonderbare Verwirrung des weggeworfenen Garnes, die Verwickelung des Strohs und der Aehren, die zuweilen vorkommen, rühren von ihr her und haben daher eine geheimnißvolle glückverheißende oder unglückbringende Bedeutung, eben so eine todte Katze, ein verscharrter Knochen, ein Tropfen Bluts, die unerwartet an einem ungewöhnlichen Platze gefunden werden. Noch jetzt laufen die kindischen Letten mit solchen Dingen häufig zu ihrem Prediger, ihn um deren Deutung ersuchend. Alle auffallend verwirrte Dinge sind dem Menschen ein Bild seines ihm unklaren Lebens; daher auch bei uns noch die Prophezeihungen aus den Linien der Hand, aus den wunderlichen Gestalten des in Wasser gegossenen Bleies, aus dem Kaffeesatze u. s. w. Bei den Letten prophezeiht man auch aus dem Bierschaume, der im Becher entsteht, wenn man eine Hand voll Salz hineinwarf.

Ueberall giebt es noch jetzt bei den Letten Tage, an welchen die Geister gespeist werden. Unter alten Eichbäumen oder auf dem Boden des Hauses oder im Garten setzen sie Speisen aus, die sie den Geistern angenehm glauben.

Von dem flackernden Nordlichte glauben sie, daß es die Seelen verstorbener Helden seien, die sich schlagen, und sie sprechen daher noch jetzt bei der Erscheinung eines Nordlichts: „Seht, wie die Geister der Kriegsleute kämpfen!“

Von den Träumen haben sie so ziemlich dieselbe Theorie wie alle Völker, auch bedeutet bei ihnen in der Regel ein schlimmer Traum etwas Gutes und umgekehrt. So soll Honig einen Verlust, Butter und Speck für eine Frau Prügel, Schweine hingegen eine lustige Hochzeit und eine Peitsche für ein Mädchen einen guten Mann bedeuten. An Hexen, Propheten, Kannengucker, Teufelsgenossen, Zauberer und Geisterbeschwörer, an das schlimme Auge, den bösen Blick u. s. w. glauben sie noch überall etwas steifer als die Deutschen.

Daß all dieser heidnische Unglaube und Aberglaube allerdings durch das Lutherthum in neuerer Zeit bei den Letten mehr ausgetilgt worden ist als bei den katholischen Lithauern, die sogar noch im fünfzehnten Jahrhunderte größtentheils Heiden waren, ist allerdings nicht zu leugnen. Auch giebt es namentlich in Kurland Gegenden, wo die Leute schon fast so aufgeklärt sind wie unsere Bauern.

Man lese indeß nur die Berichte des Dorpat'schen Inlandes über diesen Gegenstand, um zu erkennen, wie dick noch die poetische Finsterniß in Religionssachen hier und da in diesem Lande ist und wie voreilig und unbedachtsam der sonst so sinnige alte Kelch urtheilte, wenn er schon vor 150 Jahren sagte: „Was sonsten noch von barbarischem Wesen diesem Volke anhangen möchte, ist unnöthig, hier beizufügen, maßen kein Zweifel, daß dieses und alles Andere in kurzen Zeiten wird können abgeschafft werden, wenn man es nur bei dem rechten Zipfel angreifen, insonderheit aber erst dahin bringen wird, daß sie Ehre und Schande zu unterscheiden wissen." Bald

entsteht ein Schafschurlärm, wenn ein Schaf am Morgen mit abgewolltem Rücken angetroffen wird, was man einer Klasse von bösen Geistern zuschreibt, die man „Auskuti“ nennt.

Bald muß ein Prediger gegen eine heilige alte Eiche in's Feld rücken, weil die Bauern allerlei Spuk darunter trieben, die Götter darunter bewirtheten oder ihre Kranken dahin schleppten, um sie zu wiederholten Malen durch die hohlen Löcher des Baumes durchzupracticiren, welche Operation sie für heilbringend halten.

Bald ist irgendwo ein „Kehnis“, ein böses Gespenst, das den Leuten den Hals umdreht, erschienen, bald ist eine ganze Herde von einem Zauberer vergiftet worden. Kurz, bald ist dieß, bald jenes unerklärliche Wunder geschehen.

Ja mitunter werden sogar den Göttern noch Opfer gebracht; namentlich giebt es auch noch viele heilige Quellen, in welche sie noch jetzt zu gewissen Zeiten Münzen, Blumen oder Bänder und andere Kleinigkeiten werfen*). In mehren Gegenden giebt es Höhlen, deren böse Geister ebenfalls mit solchen Dingen gespeist werden. In der Düna ist ein Strudel, in welchen die lettischen Schiffer bei'm Vorüberfahren Holzstücke werfen, wahrscheinlich weil sie denken, daß der böse Geist, der diesen Strudel bewirkt, wenn er mit dem Holze beschäftigt sei, ihr

*) Eine von einem Gutsbesitzer an einer solchen heiligen Quelle angelegte Mühle zerstörten einst die aufrührerischen Bauern, weil der Quellengeist über diese Entweihung seines Gewässers zürne und ihren Feldern dafür Mißwachs geschickt habe.

Schiff und sie verschonen werde. Doch sind, wie gesagt, die Letten in dieser Hinsicht den Lithauern schon viel voraus, deren krassen Glauben und Aberglauben wir vielleicht einmal an einer anderen Stelle zu schildern versuchen. Auch bei ihnen ist, wie bei den Letten, der Geist der mythologisch-religiösen Poesie ein äußerst kindlicher und kindischer, ein Spiegelbild des schwachen, in seinen Gesichtskreisen äußerst beschränkten und einfachen, kleinen Volks, das, nach dieser Mythologie zu schließen, in den engen Sphären des Ackerbaues, der häuslichen Wirthschaft und der wenig großartigen Natur, in denen es noch jetzt lebt, von jeher sich bewegt haben müßte.

4) Nationalcharakter.

„Οἵτινες ἀνέρες εἶεν ἐπὶ χθονὶ σῖτον ἔδοντες."

Es ist allerdings wahr, daß die Untersuchungen über den Charakter derjenigen Nationen, die eine bedeutende Weltstellung einnehmen, ein größeres, politisches Interesse haben, und daß die Erwägung der Charakter-Eigenthümlichkeiten eines so gewichtlosen Volks, wie die Letten es sind, für einen Politiker kaum der Mühe werth erscheinen mag. Denn für ihn verdient nur Das Beachtung und Aufmerksamkeit, was sich mächtig geltend macht. Allein dem Historiker und Philosophen ist, wie dem Naturforscher, das kleinste Wesen so wichtig wie das gewaltigste, und er untersucht mit demselben Interesse die Elemente der Charaktere der mächtigen Nationen, wie die der unbedeutenden, die Ursachen des

merkwürdigen Steigens der römischen Macht, wie die im Nationalcharakter liegenden Ursachen der lettischen Nullität.

Es giebt wenige Nationen in Europa, deren Geschichte so ohne alle Glanzpuncte und so ohne alle Entwickelung und Fortschritte sich zeigt, wie die lettische. Obgleich sich in ihrer Sprache, in ihrer Mythologie, in ihrer Poesie u. s. w. eine große Verschiedenheit von denen aller übrigen Völker offenbart, so haben sie doch nie eine imponirende politische Selbstständigkeit und Unabhängigkeit behauptet, und so weit wir in die Geschichte hinaufgehen, erscheinen sie anderen mächtigeren Völkern mehr oder weniger unterthan.

Obgleich ihnen keineswegs die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit abgeht, denn diese wohnt ohne Ausnahme allen Nationen und Individuen so natürlich und nothwendig inne wie das Leben und die Nationalität selbst, und das Unding einer von Natur sklavisch und unterwürfig gesinnten Nation existirt nicht, so scheint ihnen doch ganz und gar die Energie dazu zu mangeln, um dieses kostbare Gut zu erringen und zu behaupten.

Der sociale Trieb und das Streben zur Vergesellschaftung und zum Fortschritte ist bei ihnen vielleicht schwächer als bei irgend einem anderen Volke. Er ist so schwach, daß sie nicht einmal zur Constituirung der Dorfcommunen, geschweige denn zur Errichtung eines städtischen Gemeinwesens oder eines Staatsorganismus gekommen sind. Es giebt Nationen, bei denen sich alle Kräfte einen, in die Rollen vertheilen und, einander

gegenseitig unterstützend, das große Werk der Gesellschaft zu Stande bringen. Bei den Letten scheint das entgegengesetzte Princip immer eine Versplitterung aller Kräfte und eine Zertrümmerung aller gesellschaftlichen Massen herbeigeführt zu haben. Von jeher wohnten sie zerstreut, von jeher kannten sie keine größere sociale Einheit als die Familie, von jeher wurden alle Geschäfte der menschlichen Arbeiten von Allen betrieben. Nie waren die Rollen vertheilt, und es konnte daher die Gesellschaft sich nie zu einem großen Organismus mit in einander greifenden Triebrädern gestalten. Alles blieb bei den Letten auf den untersten Stufen der Entwickelung stehen und verweilte stockend in diesem kümmerlichen, kleinlichen und zerbröckelten Zustande, wie wir ihn noch heute bei ihnen finden.

Jeder Lette braute sich seit uralten Zeiten, wenn es ihm nöthig schien, ein Fäßchen Bier, und es kam daher nicht zu großen Bierbrauereien. Alle waren von jeher ihre eigenen Architekten, ihre eigenen Schneider und ihre eigenen Tischler, und sie gelangten daher nicht zur Entwickelung von Zünften, Gilden, Handwerker- und Künstlergesellschaften. Jede Familie hielt bei ihnen stets viel auf sich selbst, ohne die anderen anzuerkennen, und große, allgemein verehrte und mächtige Familien gelangten daher nicht zur Ausübung von Gewalt und Herrschaft. Jeder wollte möglichst ungenirt auf seinem Gütchen leben, es blieb daher Alles anarchisch, und die große Verbindung konnte sich nicht kräftigen, unter deren Schutze

allein die Freiheit Aller und jedes Einzelnen gedeihen konnte.

Daher die merkwürdige Erscheinung, daß diese Nation, der es an manchfaltigen Talenten und natürlichen Anlagen so wenig gebricht, daß sie vielmehr zu Allem aufgelegt und fähig scheint, blos wegen so hohen Mangels alles socialen Triebes es doch in keiner Branche menschlicher Thätigkeit zu irgend etwas Erklecklichem brachte und völlig nichtig und kraftlos blieb.

Man könnte kaum eine europäische Nation nennen, der gegenüber die Letten nicht mark- und energielos erschienen, selbst die Esthen, die mit ihnen dasselbe Joch tragen, nicht ausgenommen. Sie sind weichherzig, furchtsam und schüchtern, kindlich und kindisch, poetisch und phantastisch, in des Schicksals und der Menschen eisernen Willen ergeben, und alle diese guten und schlechten Eigenschaften, von denen einer mannhaften Nation immer gerade die entgegengesetzten Tugenden und Fehler eigen sein werden, machten sie immer so bereitwillig, Anderen als Knechte, Hirten und Bauern zu dienen *). Die Speculationssucht und die

*) Jener Mangel an energischer, kühner und frischer Derbheit zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter auf eine sehr auffallende Weise auch in der Art und Weise, in welcher die Letten ihre alltäglichen kleinen Zänkereien unter einander abmachen. Die gemeinen Leute unter den Deutschen, noch mehr aber unter den Engländern und anderen Nationen, schreiten bei Beleidigungen sehr rasch von Worten zu handgreiflicheren Gegendemonstrationen fort, die furchtsamen und fischblutigen Letten dagegen sehr selten. Zwei Letten, die ein gegenseitiges Aergerniß an einander nehmen, sitzen oft Stunden lang in verschiedenen Win-

Handelstalente fehlen dem Letten in eben dem hohen Grade, wie der Russe sie besitzt, ganz, so wie ebenfalls auch

---

keln des Wirthshauses, sich der pikantesten Redensarten bedienend, ohne daß es der eine oder der andere wagte, statt der Zunge einmal die Faust walten zu lassen. Bei anderen Nationen schreitet auch der Jüngere und Schwächere oft zum Angriffe des Stärkeren und freut sich hinterdrein, wenn er im Kampfe auch das Meiste abbekam, doch darüber, dem Stärkeren wenigstens Eins versetzt zu haben. Den Letten vermag gewöhnlich nur seine entschiedene Ueberlegenheit zum Angriffe zu bringen. Ein Freund theilte mir in dieser Beziehung folgende Schilderung eines Zankes zweier Letten mit, dessen Augenzeuge er in Riga gewesen war, und der ganz und gar der Art und Weise gleicht, wie der Ritter Fallstaff seine Strauße bestand: Eine zerbrochene Pfeife lag am Boden als derjenige Gegenstand, welcher Schuld an den verschiedenen unangenehmen Eigenschaften war, welche nun die Beiden an einander entdeckten. Sie bedienten sich erst verschiedener anzüglicher Fragen und gingen dann, als auf diese eben so beziehungsreiche Antworten erfolgten, zu treffenden Anspielungen und endlich zu offenbaren beleidigenden Scheltworten über, auf die nach dem Ehrengesetze jeder anderen Nation nichts Anderes als klare, verständliche Püffe hätten folgen dürfen, die aber hier nur wieder mit Scheltworten oder auch wohl blos mit Erkundigungen, als z. B. „Du Dieb!“ „So, ich bin ein Dieb! wo hast Du gesehen, daß ich gestohlen habe? Du Gauner!“ — oder auch mit oft wiederholten Fragen nach der dem Scheltworte zum Grunde gelegten Bedeutung (als z. B. „Du Spitzbube!“ Ich, Spitzbube? wie meinst Du das, Du Erzschelm?“) erwidert wurden. Endlich kam es denn doch zu der bei lettischen Meinungsdifferenzen üblichen zweiten Action. Der Eine faßte nämlich dem Anderen in das Halstuch und fing nach der gewöhnlichen Weise an, ihm den Hals zusammenzuschnüren und zu würgen, was sich der Letztere eine Zeit lang gefallen ließ, bis er sich endlich ermannte und auch seine Hand in des Anderen Halstuch steckte. Sie zogen sich ziemlich lange so an ihren Halstüchern hin und her, bis der Eine den Anderen fragte: „Warum würgst Du mich? Laß los!“ „Nein, laß Du erst los, Du würgst mich auch! Warum thust Du das?“ „Gut, wenn Du losläßt, laß ich auch los.“ Alles ohne das allein ehrenvolle und gültige Entscheidungsmittel der Prügel. Der

die Wanderlust desselben. Pflanzenartig kleben sie an dem engen Flecke ihrer Heimath, die ihr Paradies ist, trotz der Qualen und Sorgen, welche ihnen oft in diesem Paradiese bereitet werden. Die poetische Richtung ihres Geistes macht sie für die politische Praxis ganz ungeschickt. Denn beständig mit Klage- oder Lobliedern im Reiche der Poesie verloren, vergessen sie die Noth ihres leiblichen Wesens.

Wahrlich nur mit schwerem Herzen und mit inniger Betrübniß kann der Menschenfreund die Wohnplätze der nordischen Völker, welche alle so lange unter der Zuchtruthe einer stets drückenden und oft unbarmherzigen Sklaverei seufzten, betreten und die Herabwürdigungen des Adels der Menschheit, die hier seit Jahrhunderten geübt wurden und noch mitunter geübt werden, betrachten. Mit Thränen möchte man zum Himmel aufschreien: Gott! Gott! warum verlässest Du die Deinen so! wenn man sich alle die trefflichen Anlagen denkt, welche in diesen Völkern, den Esthen, den Russen, den Polen und den Letten, schlummern und von der Natur ihnen ge-

Eine ließ darauf etwas los, und der Andere auch etwas, darauf der Erste ganz und dann der Zweite auch ganz. Jedoch spie er dann dem Ersten, indem er ihm ziemlich laut in's Ohr raunte: „Ach, Du gemeiner Kerl," in's Gesicht, worauf sich denn dieser seinerseits gelassen abtrocknete, indem er seinem Gegner ein Gleiches that. Hiermit war der Kampf aus der Nähe geendet, und schmollend stiegen Beide in ihre Schlitten. Doch erfolgte nun der Gruß aus der Ferne, indem Beide, nach verschiedenen Gegenden aus einander fahrend, sich rückwärts nun die allerpikantesten Schmeicheleien zuriefen, die um so pikanter wurden, je weiter sie auseinander fuhren, da sie das Beßte für zuletzt aufgespart hatten.

geben wurden, die aber von den Banden der Sklaverei, in welche man dieselben schlug, verstümmelt, unterdrückt und vergraben wurden.

Man stelle sich die Esthen und Letten mit den eigenthümlichen trefflichen Eigenschaften, mit denen begabt sie aus der Hand des Schöpfers hervorgingen, unter dem belebenden Hauche der Freiheit kräftig und schön entwickelt vor. Man denke sich, daß alle guten Keime zu irgend einer Tüchtigkeit, die so zahlreich in ihnen liegen, zu ungehindertem Wachsthume und zu frischer Blüthe gekommen seien, und man wird betrübt die Augen niederschlagen bei dem Vergleiche des Bildes, wie es geworden ist, mit dem, wie es hätte werden können.

Freilich kommen auf der einen Seite selbst in dem freiesten Volke die guten, eigenthümlich nationellen Keime nur immer in einzelnen Individuen zur vollsten und schönsten Entwickelung, und auf der anderen Seite ist selbst bei der am meisten in Sklaverei verfallenen Nation die Natur so stark, daß jene Originaltugenden nicht doch auch trotz aller Ungunst der Umstände, wenn auch mit getrübtem Lichte, durchschimmerten. Allein bei einer freien Nation merkt man selbst denjenigen Individuen, in denen sich der ideale Urtypus des Volkscharakters im verzerrtesten Bilde zeigt, doch immer eine gewisse Gesundheit und Frische des Wesens an, während bei einer Sklavennation selbst in den beßten und edelsten Individuen sich eine gewisse Kränklichkeit kund giebt.

Man vergleiche in dieser Hinsicht nur den Finnen,

der, obgleich von den Schweden unterjocht und zu dem großen schwedischen Reiche gezogen, das kostbare Gut seiner persönlichen Freiheit behielt, mit dem Esthen, der von den Ordens-Rittern in Sklavenketten gelegt wurde. Welche verschiedene Entwickelung bei Beiden, obgleich Beide in allen Grundlagen ihres geistigen Wesens so vollkommen übereinstimmen wie zwei leibliche Brüder. Man findet bei dem Einen, wie bei dem Anderen dieselben guten Anlagen. Nur ist Das, was bei dem Finnen gerade und schön ist, bei dem Esthen schief oder entstellt. Die Energie und Stämmigkeit, die dem Charakter Beider gleicher Weise zum Grunde liegt, ist im Finnen zu einer offenen derben Geradheit und festen Ehrlichkeit erblüht, während sie bei'm Esthen in tückischen Eigensinn und steife Halsstarrigkeit ausartet.

Bei dem Letten läßt sich keine solche Parallele aufstellen, da alle diesem Stamme Angehörenden sämmtlich ohne Ausnahme in Abhängigkeit verfallen sind und kein einziger Theil dieses Volks den kostbaren Schatz seiner persönlichen Freiheit gerettet hat. Doch lassen theils diejenigen Bauerschaften, welche von ihren Herren mild, gerecht und gut regiert werden, theils die vielen trefflichen Leute, die man noch überall, selbst unter dem Joche der Leibeigenschaft, unter ihnen findet, theils die Schilderung der alten Schriftsteller von den einfachen, patriarchalischen, humanen Sitten dieses Volks, als es noch einer größeren politischen Freiheit genoß, ahnen, was es sein könnte, wenn es im Fortschritte einer unbehinderten Entwickelung frei als ein der Puppe

entkrochener Schmetterling seine Flügel hätte entfalten können.

Von Natur sind die Letten gelenksam, weich und feinfühlend. Sie hätten mit diesen und anderen ihnen verwandten herrlichen Eigenschaften zur Entwickelung der schönsten Humanität gelangen können. Allein die Knechtschaft hat ihre Weichheit so gebogen und geknickt, daß daraus ein widerliches, haltungsloses Wesen geworden ist. Wie ein schöner Baum mit schwanken, elastischen Zweigen und lieblichen, annuthigen Belaubungen hätte die lettische Nationalität sich erheben können, wogegen sie sich nun als kriechendes Gewächs an der deutschen Tanne emporwindet. Die eigenthümliche Empfänglichkeit des lettischen Gemüths, welche zur zartesten Bildung hätte gesteigert werden können, wurde zur gemeinen Schmeichelei und kriechenden Unterwürfigkeit.

Von Natur sind die Letten reich an Talenten, gewandt, sehr bildsam und anstellig. Da sie aber zu keiner anderen Stellung als zu der hinter dem Pfluge gelangen konnten, so schlummerten alle diese Kräfte und Anlagen in ihnen wie tief in den Eingeweiden der Gebirge verborgenes Gold. Es war ihnen nicht erlaubt, Manufacturen und andere Etablissements irgend einer Art zu begründen. Ihre Anstelligkeit und ihre ganze erfinderische Kraft versplitterten sich also in den alltäglichen kleinen Geschäften des Ackerbaues und der häuslichen Wirthschaft. Sie nutzte und nutzt sich ab in dem Zusammenknoten ihrer Pferdegeschirre, in dem

Flechten ihrer Lindenbastschuhe, in dem Flicken ihrer Pelze und ähnlichen Dingen.

Von Natur sind die Letten zuvorkommend, freundlich, offenherzig und gastfrei, und ein unbetheiligter Fremdling, der als unintereſſirter Gast zu ihnen, ein Mensch zum Menschen, kommt, wird gewiß Gelegenheit finden, alle diese Eigenschaften in hohem Grade an ihnen zu entdecken. Aber wenn die Deutschen oder ihre Diener seit Jahrhunderten fast nicht anders denn als Boten harter Despotie, als rauhe Mahner zur Arbeit und Plage, als Gefängnißwärter und Büttel ihre Hütten betraten, ist es dann ein Wunder, daß die Letten scheu, mißtrauisch, lügnerisch und versteckt geworden sind, daß ihre Hunde sich in ihre Löcher verkriechen, daß ihre Kinder weinen und schreien, wenn ein „Wazehsch" (Deutscher) ihre Wohnung betritt.

Es ist unter allen ungebildeten Deutschen des Landes fast nur eine Stimme der Verachtung der Letten. Nur unter dem gebildeten Adel und den Predigern findet man einige billiger Denkende und sogar wohl als Ausnahme einige Bewunderer des Lettenthums. Wo man sonst anfrägt, hört man es wiedertönen: „Keinem Letten ist zu trauen. Gegen ihre Lüge und Betrügerei muß man beständig auf der Hut sein. Sie sind nur durch ein Mittel zu irgend etwas zu bewegen, das ist die Peitsche, und will man etwas mit ihnen erreichen, so darf man sie nicht ruhen und feiern lassen. Güte verdirbt die Letten und macht sie übermüthig und völlig unlenksam.

Nur Strenge ist das Mittel, sie zu regieren, und es bestraft sich immer, gegen sie gütig zu sein. Ein anderes Mittel, welches man als Beihülfe hier und da mit Maße gebrauchen kann, ist der Branntwein; denn alle Letten sind dieses Götzen eifrigste Priester. Keinem Letten kann man trauen, denn sie schmeicheln und heucheln auf die gemeinste Weise. Sie sind die ärgsten Verräther von der Welt und verrathen sich immer unter einander, weßhalb man auch jede Complicität und jeden Mitschuldigen leicht entdeckt. Es reicht hin, dem Verräther eine Flasche Branntwein zu versprechen, um die Theilnehmer eines Diebstahls oder Complots alsbald zu gegenseitiger Anzeige zu vermögen."

So ungefähr lauten die Ansichten, welche die meisten Inländer über den Charakter der Letten dem darüber forschenden Fremden vortragen, und dieß sind ungefähr die Grundsätze, auf welche sie ihre Verfahrungsweise gegen dieses Volk basiren. Sie schelten Den, der etwas Edleres und Würdigeres in dem Letten sucht, einen Unerfahrenen und Unkundigen und bedenken nicht, daß ihr eigenes Urtheil allerdings vollkommen wahr ist in Bezug auf das Verhältniß der Letten zu ihnen, daß sie es aber nicht für ein allgemein gültiges ausgeben dürfen. Sie vergessen, daß eben sie es sind, die den Letten zu Dem gemacht haben, was er ist, und daß er sich ihnen dann auch von keiner anderen Seite zeigen kann als der, von welcher sie ihn ansehen. Die Ansicht dieser Deutschen des Landes, welche sich, weil dem Letten am nächsten stehend, für die beßten Kenner des

Volks halten, kann am allerwenigsten allgemeine Gültigkeit haben, weil sie eben mit den Letten, so zu sagen, so verbissen und alltäglich eingeärgert sind, daß sie eigentlich nie in einer Stimmung zu sein scheinen, welche kühl genug ist, um ein richtiges und unparteiisches Urtheil zu fällen *).

Eine Eigenschaft, welche die Letten mit allen unfreien Nationen auf eine wunderbar übereinstimmende Weise theilen, ist der unwiderstehliche Hang zum Diebstahl, und zwar zu einer ganz speciellen Art von Diebstahl. Es giebt viele Dinge, die vor der Diebeslust des Letten so sicher sind wie in Abraham's Schooße. Dahin gehören die Geräthschaften, namentlich die Ackerwerkzeuge seiner Genossen, ferner Geld und überhaupt alle wichtigen und werthvollen Sachen. Namentlich war dieß früher der Fall, und man behauptet, daß man unbeschadet des Hanges zum Naschen und Stibizen sonst einen Sack mit Geld Tag und Nacht frei vor der Thüre hätte liegen lassen können, ohne daß ein Lette ihn angerührt. Kleinigkeiten dagegen, Messer, Nadeln, Scheren, Pfeifen, Bänder, Zeugflicken u. s. w., sind so wenig vor ihnen sicher, daß man in dieser Hinsicht fast Keinem trauen kann. Ein Stück Gold, das der Lette findet, giebt er zurück, aber einen kupfernen Kopeken

*) Man kann dem geringen Deutschen in den Ostseeprovinzen keinen ärgeren Schimpf anthun, als wenn man ihm merken läßt, daß man ihn nicht für einen von reinem deutschen Blute Entsprossenen, sondern für einen von lettischer Herkunft halte, und umgekehrt ist bei den Letten das ärgste Schimpfwort „Wazehsch“, ein Deutscher.

steckt er allemal ein; ein ganzes Stück Tuch wird er selten zu rauben wagen, aber ein buntes Band kann er nicht unberührt lassen.

Früher, d. h. vor 60 Jahren, wurden in ganz Kurland nie die Thüren der Häuser bei Nacht verschlossen. Oft lagen viele silberne Löffel in den Gesindestuben umher, aber nie wurde einer davon geraubt, während die Branntweinfässer eben so wenig wie jetzt vor dem Anbohren sicher waren und man die Kleeten eben so häufig wie jetzt erbrach, um Korn zum Branntweinbrennen zu erhalten.

Diesen merkwürdigen Hang zum Stehlen von Kleinigkeiten, den sie mit den Elstern theilen, findet man bei den Esthen wie bei den Lithauern und Polen bei völligem Mangel zu Raublust und zu großartigen verbrecherischen Diebesunternehmungen auf dieselbe Weise wieder.

Es charakterisirt sich darin die rohe Unmündigkeit des unfreien Menschen. Wie stark dieser Hang ist und zu welchen Verbrechen er oft führt, ist unglaublich. Ein Vorfall, der wahrscheinlich nicht ohne Vorgänger ist, zeigte dieses besonders deutlich. Zwei lettische Mädchen begegneten einem kleinen Judenburschen, der mit Bändern, Zwirnsfaden und anderen Kleinigkeiten handelte. Ein paar schöne farbige Bänder gefielen den Mädchen besonders wohl, doch war der Preis ihnen zu theuer, und sie suchten sie dem Juden daher zu entwenden. Aber vergebens, und da sie auf keine andere Weise in den Besitz der reizenden Bänder zu gelangen wußten, so paßten sie dem kleinen Burschen an der

Straße auf, verlockten ihn in den Wald, und dieselben Mädchen, die gewiß jeden Geldbeutel mit Ducaten ehrlich zurückgegeben hätten, brachten hier den Juden um ein paar bunter Bänder willen, die sie ihm raubten, um's Leben *).

5) Verbreitungszonen nordischer Sitten.

Sowie es Charaktereigenthümlichkeiten giebt, welche bei den verschiedensten Völkern, wenn sie unter ähnlichen Verhältnissen lebten, sich auf dieselbe Weise erzeugen, so giebt es auch viele Sitten und Gewohnheiten, die, in ihrer Entwickelung von klimatischen und anderen physikalischen Verhältnissen begünstigt, eine außerordentlich weite Verbreitung haben und bei den verschiedensten Völkern in ganzen großen Länderstrichen auf dieselbe Weise wiedergefunden werden. Namentlich giebt es viele Sitten und Gewohnheiten, die auf eine höchst wunderbare Weise durch den ganzen Norden Europas bei den Nationen des verschiedenartigsten Stammursprungs verbreitet sind, und welche die Letten daher nicht nur mit ihren Nachbarn im Osten, den Lithauern, Russen und Finnen, sondern auch mit denen im Westen jenseits des baltischen Meeres, den Schweden und Norwegern, ja sogar mit den Schott- und Isländern theilen **).

*) Dieser Vorfall ereignete sich vor wenigen Jahren.

**) Auch die Schotten nennen wunderbarer Weise das von ihnen seit uralten Zeiten verfertigte Tuch, wie die Letten das ihre, Wadmal, und so giebt es noch viele lettische Worte und Dinge, die sich gleicher Weise in Schott- und England verbreitet finden.

Viele dieser nordischen Völker, slavischen, germanischen, finnischen und lettischen Ursprungs, erscheinen nicht nur in ihrem ganzen Sein und Wesen, sondern auch in vielen Einzelnheiten, in einzelnen Charakterzügen und Gewohnheiten so ähnlich, daß ein Südländer sie anfangs alle für Kinder derselben Mutter zu halten geneigt sein könnte. Man erkennt anfangs in Allem nur den nordischen Typus wieder, und es gehört einige Zeit und Uebung dazu, bis man wie ein Eingeborener deutlich alle die unter diesem allgemeinen Typus zusammengefaßten speciellen und besonderen Bildungen unterscheidet.

Vieles erklärt sich dabei aus der gleichen Natur des Landes, Vieles aus der eben so getheilten historischen Entwickelung.

Alle Völker, welche die nördlichen Breitengrade unserer Hemisphäre bewohnen, bearbeiteten die nordischen Stürme auf gleiche Weise. Der Tanz der Horen ging seit Jahrhunderten auf dieselbe Weise an ihnen vorüber und gab ihnen Gelegenheit zur Entwickelung desselben Cultus. Die Natur bot zu Kleidung, Speise und Trank Allen dieselben Stoffe dar, und Alle kleideten und nährten sich daher auf dieselbe Weise. In Häuserbau, Vieh- und Ackerwirthschaft und in der ganzen Haushaltung, sowie in allen Sitten, die aus ihr hervorgehen, mußte deßhalb schon hierdurch eine große weitgehende Gleichförmigkeit begründet werden.

Die historischen Entwickelungen, denen alle diese Völker als Nachbarn auf gleiche Weise unterworfen

waren, mußten diese Gleichförmigkeit durch Uebertragung und Mittheilung von Gebräuchen und Sitten noch größer machen. Zu Zeiten fielen alle oder doch mehre baltische Nationen großen an der Ostsee sich bildenden Reichen anheim, die sie dann denselben Gesetzen und Staatseinrichtungen unterwarfen. Solche Reiche waren z. B. das skandinavische, das zu Zeiten alle Ostseeküstenländer umfaßte, der Ordensstaat der deutschen Ritter, der vielen slavischen und lettischen Stämmen gebot, Polen, das diesen ganzen Staat verschlang, Rußland, das sich hier zur Erbin von Polen und Schweden machte. Fast immer auf dieselbe Weise und zu denselben Zeiten fielen sämmtliche baltische Völker denselben dominirenden Culten anheim, so in alten Zeiten dem Cultus, den die Edda lehrt, später der katholisch-christlichen Religion, und noch später endlich alle ohne Ausnahme bis zum äußersten Nordcap hin dem Lutherthum.

Aus diesen Verhältnissen und Umständen erklärt es sich, wie man so viele sittliche Erscheinungen bei allen Ostseevölkern des verschiedensten Stammes wiederkehren sieht, und die Schilderung der Sitten der Letten, als der eines nordischen Volkes, und ihre Darstellung, als ein Gemälde, das auf viele Völker Anwendung leidet, wird daher von nicht geringem Interesse sein.

6) Alter der lettischen Gebräuche.

„Doch verwundert erblick' ich
„Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.“

Die Letten sind von jeher von den Schriftstellern sehr vernachlässigt worden, und es sind daher in keinem Archive vollständige Documente über die Sitten und Gewohnheiten dieses Volkes niedergelegt worden. Was aber bei den spärlichen Lichtstrahlen, die hier und da durch das Dunkel der Jahrhunderte fallen, erhellt und kenntlich gemacht wird, scheint auf eine so frappante Weise dem noch jetzt Vorhandenen zu gleichen, daß man versucht ist, an eine völlige Unveränderlichkeit des Bildes der Sitten und Gewohnheiten der Letten zu glauben. Es scheinen sich bei diesem Volke die Gebräuche, die Lebensweise, die häuslichen Einrichtungen Jahrhunderte lang treu von Geschlecht zu Geschlecht vererbt zu haben. Um das Interesse für den Gegenstand unserer Forschung zu erhöhen, wollen wir diese Behauptung gleich von vorn herein mit einigen Belegen erhärten.

Der Grieche Pytheas reiste bereits lange vor Christi Geburt an den lettischen Küsten. Er verwunderte sich über nichts mehr als über die großen Häuser der Leute, in welchen sie aus Mangel an Sonne ihr Getreide trockneten und draschen. Diese merkwürdigen Trocknenhäuser, die sogenannten Rigen, waren auch das Erste, was den Deutschen, als sie 1500 Jahre später

an der Düna landeten, so merkwürdig vorkam, daß sie darnach ihre Hauptstadt Riga benannten, und noch in diesem Augenblicke bilden die Rigen den Gegenstand der Neugierde der fremden Ankömmlinge. Wenn man nun, im Lande reisend, diese lange Perspective von Rigen in Gedanken übersieht, welche sich von denen, die man vor Augen hat, bis zu denen, welche Pytheas vor Christi Geburt hier sah, eröffnet, so beweist schon dieser eine Umstand, in Folge dessen auch nothwendig viele andere Dinge unveränderlich sein mußten, wie viele andere Gebräuche eben so dieselben geblieben sein mögen wie die Rigen. Das hohe Alterthum aller lettischen Gebräuche, Sitten, Geräthschaften u. s. w., das aus diesem Factum und einigen anderen, die wir noch später zu erwähnen Gelegenheit finden werden, hervorgeht, stellt nun Alles in ein viel interessanteres Licht.

Wenn man in das jetzt stehende Gehöfte eines heutigen Letten tritt, so ist es eine Anordnung und Stellung der Gebände, die man erblickt, welche sich seit Jahrtausenden reproducirte. Wie viel hundert Geschlechter wandelten unter diesen Thorwegen ein und aus! Diese Kleete, dieses Badehaus, dieser Brunnen, wie oft wurden sie so, wie sie vor uns stehen, in uralten Liedern besungen! Wie viele Millionen Male wurden die Fichten und Tannen zurecht gehauen und geschnitten und zu solchen Wänden und Mauerformen aufgezimmert, wie wir sie jetzt hier sehen! Man besehe die Geräthschaften des Volkes, die Webestühle, Tische, Betten, den Pflug, den Wagen,

die Eß- und Trinkgefäße, man vergesse nicht, daß sie in dieser Form, aus diesem Stoffe, mit diesen Henkeln, mit diesen Deckeln, gerade so schon seit ururalter Zeit in hundert Millionen Exemplaren aus den Werkstätten der Letten hervorgingen, und zwar mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit eben der stricten Beibehaltung der kleinsten Nuancen der Form, mit der die Fliegen, die Mücken, die Grashüpfer, die Vögel unserer heutigen Tage aus den Werkstätten der Natur eben so geschmückt, gefärbt, gefiedert, geschnäbelt und gefußt hervorgingen wie ihre Vorgänger zu Noah's oder Abraham's Zeiten.

Man betrachte so alle diese Dinge im Lichte der historischen Sonne, und es wird dann selbst jeder Nagel in diesem zauberischen Lichte auf eine eigenthümliche Weise interessant beleuchtet und reizend vergoldet erscheinen.

Wir müßten indeß ein Miniaturmaler sein, wenn wir das ganze Bild der seit alten Zeiten und auch noch jetzt Gültigkeit habenden Formen des Lebens, der Sitten und Gewohnheiten der Letten ausführen wollten, und müßten ein dickes Buch darüber schreiben, wenn wir hierin einigermaßen vollständig sein wollten. Wir selbst hätten freilich auch nichts dagegen, ein solches Buch zu schreiben oder, wenn es ein Anderer geschrieben hätte, zu lesen. Da wir unseren deutschen Lesern indeß nicht eben so viel Theilnahme und Interesse an dem armen, thaten-, ruhm- und bedeutungslosen, vergessenen, unterdrückten und herabgewür-

digten lettischen Volke, das wie eine verachtete Sumpfpflanze im entlegenen, selten betretenen Walde blüht, dessen Eigenthümlichkeiten von keinen Folgen, von keinem irgend wichtigen Einflusse auf irgend ein europäisches Verhältniß sind, und das neben den Riesenbäumen der anderen europäischen Nationen, den Deutschen, Franzosen und Engländern, wie ein armseliger Strauch erscheint, zutrauen dürfen, so begnügen wir uns hier nur damit, einige wenige Beeren, die wir an diesem Strauche lasen und die uns wenigstens für den Ethnographen einige Süße und Würze zu haben schienen, aufzutischen.

7) Die Wohnungen.

„D'rauf durchschritten wir flink die langen doppelten Höfe,
„Sahen die Ställe uns an und die wohlgezimmerten Scheunen."

Bei den Letten nicht nur, sondern überhaupt im ganzen Norden Europas, der jenseits der preußischen Gränzen beginnt, herrscht durchweg als einheimisch und eigenthümlich eine und dieselbe Bauart vor, die vorzugsweise durch das Klima bedingt wird. In Schweden, Finnland, dem nördlichen und mittleren Rußland, Lithauen und den deutschen Ostseeprovinzen baut man durchweg niedrige, lange Gebäude aus Holz, auf dem Lande sowohl als in den Städten, für die Bauern sowohl als für die Vornehmen. Alle Städte der bezeichneten Länder haben durchweg eine und dieselbe Physiognomie, die

allerdings durch besondere Umstände, Provincial- und Nationalverschiedenheiten hier und da etwas modificirt wird.

Man sieht hier fast nur einstöckige Gebäude, selten zweistöckige, drei- und vierstöckige nur in Riga, Petersburg und Stockholm, weil die Rauhigkeit des Klimas Alles dicht an den Boden drückt und die höheren Lufträume ungenießbar macht. Das einheimische Material ist durchweg Holz und zwar Fichtenstämme, die horizontal über einander gelegt und an den Enden in einander verkeilt werden. Die Zwischenräume stopft man mit Moos und Werg aus, überzieht in einigen Gegenden das Ganze wohl auch mit einem dicken Filze aus Kuhhaaren und übertüncht dann die Wände oder läßt sie auch unbedeckt. An Steinen fehlt es dem Lande freilich durchaus nicht, allein das Holz hat als Baumaterial hunderterlei Vorzüge. Es ist in der Regel billiger, leichter zu bearbeiten, im Winter wärmer, im heißen Sommer kühler und dabei trockener. Die hölzernen Wohnungen sind schneller hergestellt und bequemer reparirt, und Deutsche sowohl als Russen, Schweden, Esthen, Finnen und Letten, überhaupt alle Völker, die in jene Zonen kamen, haben daher diese allgemeine nordische Bauart in den Hauptzügen angenommen.

Wir haben hier nur anzugeben, wie bei den Letten sich die Haupt- und Grundzüge der nordischen Architektur besonders modificirt haben.

Ein lettischer Bauerhof besteht aus folgenden Gebäuden und Gebäudeabtheilungen, dem Wohnhause, dem

Pferdestalle, dem Viehstalle, der Badestube, der Kleete (dem Vorrathshause) und der Rige. Alles liegt in einem Cirkel oder Quadrat um einen runden oder viereckigen Hof herum, Alles niedrig, mit Stroh gedeckt, aus Fichtenstämmen gebaut und meistens von einigen hübschen Birken beschattet, von denen in der Regel auch eine in der Mitte des Gehöftes selbst steht. Des bei ihnen so beliebten Badens und anderer Rücksichten wegen siedeln sich die Letten meistens am hohen Ufer kleiner Bäche an. Nur die Badestube tritt gewöhnlich aus jenem Häuserringe dicht an das Wasser des Flusses heraus, und zuweilen auch die „Rige" mitten in's Feld.

So an den Flüssen, in Wäldern und Sümpfen zerstreut liegen diese Gehöfte im ganzen Lande umher. Selten nur bauen sich zwei oder mehre Gehöfte neben einander, und nie bilden sie ein förmliches Dorf. Die Natur des Landes, das so reich an undurchdringlichen Wäldern und unbenutzbaren Sümpfen ist, wo daher bald hier, bald da nur ein kleines Stückchen ackerbaren Landes bebaut werden konnte, mag diese Zerstückelung veranlaßt oder doch wenigstens befördert und unterhalten haben. Aehnliche Zerstückelung wird in den hohen Gebirgen und überall bei ähnlichen Umständen herbeigeführt. Doch muß auch viel uralt Nationelles dabei sein, wie das Beispiel der Esthen zeigt, die auf einer ähnlichen Bodenbeschaffenheit doch die Dorf-Communen begründeten.

Natürlich muß diese Zerstückelung und Isolirung die Barbarei bei den Letten verewigen und die Einführung

der geselligen Cultur, der Verbesserung der Handwerke, der Ackerwirthschaft u. s. w. auf vielfache Weise behindern, da nun Jeder in allen Stücken nothdürftig sich selbst genügen muß und das große Werk der Verbesserung des geselligen Zustandes so im gemeinsamen Bruderbunde nicht wachsen kann. Nie hat man es versucht, diese Vereinzelung aufzuheben und Dorfschaften zu bilden, vielmehr erhält man diesen Zustand, um Feuerschäden leichter zu vermeiden und die Entfernung der Bauern von ihren Aeckern nicht zu vergrößern.

Wie die Häuser so bestehen auch die Befriedigungen und Zäune, welche sie verbinden und umgeben, durchweg aus Fichtenstämmen, selten aus über einander gelegten Steinen. In der Zusammensetzung dieser Zäune zeigen sich durchgehende, nationelle, provincielle und District-Unterschiede.

Auf einem schmalen, kleinen, holperigen Wege, zu dessen beiden Seiten ein hoher Holzzaun steht, gelangt man zu dem hölzernen Thore des Gehöftes selbst. Nur ein Eingang findet sich in der Regel zu diesem Gehöfte, welches der nordische Boreas rund umher mit Gebäuden umstellen und stubenartig abschließen lehrte. Alle Fenster und Thüren kehren sich nach innen, von wo die Ansiedelung daher auch viel heimlicher und wohnlicher aussieht als von außen, wo nur die einförmigen Holzwände erscheinen.

Das Wohnhaus thut sich durch seine Größe und seine kleinen Fensterlöcher als solches hervor. Dem durch die

niedrige Thüre Eintretenden eröffnet sich sogleich ein kleiner Vorraum, in dessen Mitte der Herd mit dem Grützekessel steht. Zur rechten Seite dieses Vorhauses befindet sich die große Wohnstube, zur linken ein anderes Zimmer, das zu verschiedenen Zwecken dient, gewöhnlich zur Wohnung der Knechte und Mägde. In der Hauptstube zur Rechten werden alle Zimmerarbeiten verrichtet, das Spinnen, Weben, Tischlern u. s. w.; auch schlafen der Pater familias, seine Frau und seine Kinder darin, wenn für sie nicht noch eine besondere Nebenkammer vorhanden ist. Der Ofen ist — auch dieß hat der nordische Boreas bestimmt — das wichtigste aller Möbeln. Er wird von außen geheizt und ist der Stuben- und Backofen, der Ehrenplatz der Alten und der beliebteste Ruhesessel zu gleicher Zeit. Er ist aus Kacheln gebaut, rund herum läuft eine Bank, und oben hat er Schlafstellen, wo die armen Leutchen ausruhen, sich trocknen und sich im süßen dolce far niente des Schwitzens und des Bratens erfreuen.

Wie Alles bei diesem kleinlichen Volke — bei dessen Einrichtungen dem Beobachter auf Schritt und Tritt die Liliputter einfallen — so zerfallen auch ihre Wohnungen in eine zahllose Menge kleiner Abtheilungen, Kämmerchen und Winkel. Da ist ein enger Stall für das Hausvaterpferdchen, ein Ställchen, so groß wie ein Hühnernest, für die zwei Pferde des Knechts, ein Ställchen für die Kühe, eins für die Schafe u. s. w, ein kleines Häuschen, Kleete genannt, für die Kleider-, Leinwand-, Butter-, Flachs- und Kornvorräthe des Hausherrn, ein anderes Kleetchen für die des Knechts u. s. w.,

ein kleiner Schuppen für die Schlittchen und Wägelchen, ein anderer für die Pflüge und Ackergeräthschaften, ein apartes kleines Häuschen, wie ein Taubenhaus hoch auf Pfählen stehend, für die Trocknung der Käse, die ein Hauptgericht der Letten sind und nach Landessitte so dürr und hart wie Holz sein müssen, dann die Rige für das Dreschen und Trocknen des Getreides und endlich ein Badehäuschen.

Obgleich diese letztere Hausabtheilung die kleinste von allen ist, so ist sie doch auch zugleich für den Letten die wichtigste. Die Letten betreiben das Baden mit derselben Leidenschaft wie die Russen; regelmäßig alle Sonnabend wird die Badestube geheizt. Zuerst gehen die Männer, dann die Frauen hinein. Nach dem Bade befindet sich Alles in der heitersten Stimmung. In vielen Gegenden ist als Abendessen nach dem Bade ein Erbsengericht gewöhnlich. — Es wird ein großer Tisch mit einem weißen Tuche bedeckt und darauf ein Haufen mit Wasser gekochter Erbsen geschüttet, die dann unter allerlei Scherzen und Gesprächen verzehrt werden. — Die Letten gewinnen diese Vorliebe für die Badstube schon bei ihrer Geburt; denn die meisten von ihnen erblicken das Licht der Welt in dem dunkeln Raume des Badehäuschens. Weil es nämlich diejenige Hausabtheilung ist, in welcher sich das Geschäft der Niederkunft am beßten und ungestörtesten abmachen läßt, so wird gewöhnlich auch für eine Frau, die in den Wochen liegt, die Badestube geheizt und zubereitet. Nach der Niederkunft wird sie wieder in's Wohnhaus zu Bette gebracht; sie heißt dann

aber noch während der ganzen Zeit ihres Darnieder-
liegens, nicht wie bei uns die „Wöchnerin", sondern
„Pertineeze", d. h. die Badefrau oder die Bad-
stübnerin.

In den Wohnstuben der Letten findet sich eines der
drei Wahrzeichen von Kurland, deren Kenntniß den zur
See Reisenden bei dem Anblicke dieses Landes abgefragt
wird. Diese drei Wahrzeichen heißen: „In Kurland hängt
„man die Kinder an den Baum auf, fängt die Fische in
„der Luft und ißt Mäuse als Brod."

Die Letten befestigen nämlich einen jungen, biegsamen und
glatt behauenen Birkenbaum an einen der Querbalken der
Stubendecke, an deren eines Ende man einen kleinen Kasten als
Wage hängt, der in der Luft schwebt und, selbst leise
angestoßen, die schaukelnde Bewegung lange erhält.
Vor jedem mit Kindern gesegneten Ehebette hängt eine
solche Wiege, gewiß, wenn Wiegen überhaupt zuläs-
sig sind, eine der sanftesten und einschläferndsten Art,
zumal für müde Mütter zweckmäßig.

Das zweite Wahrzeichen: „man fängt die Fische in
der Luft", bezieht sich auf den von uns schon bei
Goldingen beschriebenen eigenthümlichen Fischfang.

Das dritte Wahrzeichen: „man ißt in Kurland Mäuse",
rührt von dem lettischen Worte: „Maise" her, welches
auf Deutsch Brod bedeutet.

So dürftig und elend die Wohnungen der Letten hier
und da im Vergleich mit den Bauerhäusern in vielen

Gegenden Deutschlands erscheinen, so heimlich und wohlgefällig ist doch eine ganze solche kleine Niederlassung, wenn sie einigermaßen, wie das in Kurland gewöhnlich ist, in gutem Stande erhalten wird. Auch haben die Letten ihre alte nationelle Wirthschaft so lieb, daß sie nie damit zufrieden sind, wenn ihre Herren ihnen dann und wann Wohnungen nach einem neueren und besseren Plane anlegen lassen und das alte von den Vätern herstammende Gebäudesystem zerreißen. Sollte auch in dem Neuen viel Rationelles sein, der lettischen Vernunft erscheint es immer nicht recht.

Die Esthen, wie sie denn in allen Stücken dürftiger sind, haben noch unvergleichlich viel schlechtere Wohnungen als die Letten, keine Abschließung der Geschäfte, keine Sonderung der Zwecke und der ihnen dienenden Räume.

Gewöhnlich ist man bei ihnen, wenn man zur Hausthüre eintrat, in Wohn-, Schlaf- und Kochstube, in Vorrathskammer, Schaf- und Schweinestall zu gleicher Zeit eingetreten, und während die Letten fast durchweg Schornsteine haben, qualmen bei den Esthen Rauch, Dampf, Dunst und Thiergerüche nur gelegentlich zur Thüre heraus.

Die alte Bauart der Edelhöfe in den Ostseeprovinzen gleicht in den Hauptzügen durchaus der der Wohnungen der Urbewohner. — Mit Stroh gedeckte, aus übereinandergelegten Fichtenstämmen errichtete niedrige Gebäude umringen ein weitläufiges Gehöfte. Und wenn man

an die hohen Adelsschlösser des westlichen Europas denkt, so fragt man sich verwundert bei dem Anblicke dieser niedrigen Hütten, wie ein uraltes hochberühmtes Rittergeschlecht darin Jahrhunderte lang habe hausen mögen. Das gewöhnlich glänzende, selten comfortable, aber immer geräumige Innere erklärt Einem freilich bald einen Theil des Räthsels. — Die neblichte, schnee- und regenreiche Atmosphäre des Nordens war der Entwickelung schöner, für den Genuß im Freien bestimmter architektonischer Formen wenig günstig. Man hüllte daher außen Alles in eine einfache grobe Schale und arbeitete mehr an dem Inneren.

Das Wohnhaus ist gewöhnlich ein ganz einförmiges außerordentlich langes Gebäude, in welchem sich eine Menge von Zimmern der Reihe nach neben einander legt.

Da die Stuben bei dem draußen stets waltenden schlechten Wetter oft auch als Promenade der Alten und als Tummelplatz der Jugend dienen müssen, so liebt man sie groß und zahlreich.

Die Steigerung des Luxus, die Verbesserung der Künste und Handwerke hat jetzt aber zu einer Menge prächtiger Gebäude geführt, an deren äußerer und innerer Einrichtung kein König und Kaiser etwas auszusetzen haben könnte. Die Edelsitze aller reichen Familien sind jetzt aus Stein gebaut, und Jeder folgt darin seinem eigenen Geschmacke. Der Eine baut in gothischem, der Andere in italienischem Style, und es läßt sich in dem Aeußeren dieser neuen Pracht- und Luxusgebäude nichts eigenthümlich Nordisches oder Baltisches erkennen. Diese neueren Gebäude sind alle zweistöckig und bei dem außerordentlich zahl-

reichen Personale der adeligen Familien, wie man sich denken kann, von ungemeiner Größe. Eine große Suite von Gesellschaftszimmern, von denen eines als Speisesaal dem Bacchus und der Ceres, das andere als Tanzsalon der Terpsichore, ein drittes als Bibliothekzimmer den Musen, ein viertes dem Billardspiel und anderen Amusements, ein fünftes, sechstes und siebentes der Conversation, den Thee-Soireen u. s. w. gewidmet ist, durchzieht das Ganze.

8) Kleidung.

„Fraget dort die Neune, der Grazien nächste Verwandte."

In den gewöhnlichen ethnographischen Schriften wird von der Kleidung der Nationen, einem eines denkenden und philosophischen Kopfes so würdigen Gegenstande, gewöhnlich auf eine Weise gehandelt, wie etwa ein Schneider oder allenfalls ein Theater-Decorateur oder Portraitmaler davon handeln würde. — Man gibt den neugierigen und nach dem Absonderlichen haschenden Lesern den Schnitt, die Farbe, die Länge und Breite, den Stoff und die Verzierung der Kleider an, ohne tiefer eingehende Untersuchungen über die Sache anzustellen, ohne nachzuforschen, wie Dieses oder Jenes aus der Natur der Verhältnisse hervorging, wie Manches sowohl in Schnitt als Stoff durch das Klima oder die Producte des Landes bedingt würde, ja sogar aus dem Charakter des Volkes hervorwuchs, ohne zu entwickeln, wie wiederum gewisse Formen der Kleider sich mit dem ganzen Leben und Sein des Volks in der Art verwebten und verschwisterten, daß ein nicht ge-

ringer Theil der Nationalität sogar in den Kleidern selber zu stecken scheint.

Es ist nicht zu leugnen, die Röcke, Hüte, Mützen, Hosen, Mäntel und Schuhe der Nationen haben eine große ethnographische und historische Bedeutung. An manchen Kleidungsstücken hängt die Liebe des Volkes mit einer Zärtlichkeit wie an heiligen Gesetzen. Es gibt namentlich Hut- and Mützenformen, die in der Weltgeschichte eine bisher wenig beachtete, aber nichtsdestoweniger sehr bedeutende Rolle gespielt haben. Es gibt Röcke und Pantalons, deren die großen Volksmänner zur Elektrisirung der Volksmassen so wenig haben entbehren können wie ihrer glänzenden Geisteseigenschaften. Die Religion, die Gesetze, die Sitten mischen sich auf vielfache Weise in die Toilette der Nationen und machen sie dadurch zu einer hochwichtigen und bedeutungsvollen Sache.

In der Poesie der Nationen spielen die Kleider keine geringere Rolle. Ja die Poesie ist das Gebiet, dem sie eigentlich vorzugsweise angehören, weil ihre Wirkung größtentheils eine künstlerische, pittoreske, die Phantasie anregende ist. Nicht nur die Kleider selbst, wie sie fertig und vollendet aus des Kleiderkünstlers Hand hervorgehen und den Körper zieren, sondern auch namentlich ihre Anfertigung und alle die Beschäftigungen und Handirungen, welche dieselbe herbeiführt, das Spinnen, Weben, Nähen, Sticken, Stricken, Flechten u. s. w., geben vielfachen Aufschluß über die Sitten und den Charakter der Nation, da sie die Lebensweise und Gebräuche auf vielfach eigenthümliche Weise gestalten und bedingen.

Bei den gebildeten Klassen der europäischen Gesellschaft und in sehr vielen Ländern auch bei den ungebildeten haben jetzt die Kleider freilich durch völlige Verwischung ihrer nationellen Formen und durch gänzliche Unterwerfung derselben unter die Willkür der tyrannischen Mode ihre ganze historische und ethnographische Bedeutung verloren. Sie sitzen uns nur noch an, wie lose Schalen, die wir nach Belieben und ohne Bedauern abwerfen und mit anderen vertauschen, während sie anderen Völkern auf- und angewachsen sind, wie der Pelz den Quadrupeden, oder wie das Gefieder den Vögeln, welches sie sich nicht ohne Schmerzen ausrupfen und mit anders gearteter Bedeckung vertauschen lassen können.

Bei den Nationen, bei welchen eine eigene Klasse der Gesellschaft sich mit dem Verfertigen der Kleider beschäftigt, die Kaste der Schneider, erscheint die Sache in einem ganz anderen Lichte als bei den Völkern, bei denen, wie z. B. bei unseren Letten, nicht nur die Gewinnung und anfängliche Zubereitung des Stoffs, sondern auch seine Façonnirung und Zurichtung ein Geschäft Jedermanns ist, wo die Töchter des Hauses singend und dichtend wie Kalliope den Webstuhl umgehen und die Frauen selber wie die Gemahlin des Odysseus die schmucken Kleider fertigen, die Brüder und Väter sich selber die Pelze gerben und die Knaben ihre Schuhe eigenhändig flechten. Bei ihnen kommt natürlich Alles weit unmittelbarer aus der Nation heraus und dringt mehr in's Leben ein, und hunderterlei Sitten, Gewohnheiten und Ideen vererben sich dann mit dem Erben der Gewänder. Könnten wir nur

unsere Schneider abschaffen und wieder unsere Schwestern, Töchter und Gattinnen für uns nähen und weben lassen, so würden wir bald wieder eine nationelle Kleidung erhalten.

Es ist bei den wilden Nationen bemerkt worden, daß diejenigen, welche sich am schönsten und prachtvollsten tättowiren, gewöhnlich auch einen höheren, unternehmenderen und kühneren Geist besitzen, einen energischeren Heldenmuth, einen bestimmteren Charakter zeigen. Bei den bekleideten Nationen läßt sich von der Kleidung Aehnliches bemerken wie bei den nackten vom Tättowiren. Die Nationen von ausgezeichnetem Geiste und sehr prononcirtem Charakter werden auch gewiß eine geschmackvolle, glänzende und sehr entschieden und bestimmt ausgeprägte Nationalkleidung sich aneignen. Man denke an die prachtvolle spanische Tracht und an die Geistes-Grandezza dieser Nation, an die originelle Kleidung der Bergschotten und ihre entschiedene Körnigkeit, an den Schnitt der Kleider manches kaukasischen Volksstammes und seine geistige Energie, an die schönen bunten und charakteristischen Trachten des Mittelalters und die vielen originellen Gepräge in seiner geistigen Welt. Der Schnitt, die Taille, die Zusammensetzung, dann die Wahl des Stoffs und namentlich der Farbe sind lauter Momente, die in dieser Hinsicht erwogen zu werden verdienen.

Die Nationalkleidung der Letten hat im Ganzen äußerst wenig Auffallendes, in der Verzierung sowohl, als auch im Stoffe und Schnitte. Die Farbe, welche die Letten, so wie die Lithauer, ihre Brüder, wählten, ist entschie-

den die weiße und hellgraue*). Nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer kleiden sich überall entweder in weiße oder in hellgraue Gewänder. Sie stehen in dieser Hinsicht im grellsten Contraste mit ihren Nachbarn, den Russen, welche überall bunte Farben lieben (sogar roth- und grüngefärbte, sehr selten weiße Hemden tragen), und mit ihren nördlichen Nachbarn, den Esthen, welche sich durchweg schwarz kleiden (sogar schwarzbraune Strümpfe anhaben). Dieß unbestimmte Grau, dieß milde Weiß, dieser Mangel alles Bunten, alles Grellen scheint ein bemerkenswerther Reflex des weichen, milden, ecken- und energielosen geistigen Wesens des Letten zu sein. Wenn er irgend etwas von dem Feuer hätte, das wir bei anderen Nationen finden, so ist es keine Frage, es würde sich ihm einiges davon in der Farbe seines Kleides zeigen, wie bei'm Tiger in seinem gefleckten Felle.

Das Tuch, aus dem sie ihre Kleider machen und das sie selbst verfertigen, heißt „Wadmal", deutsch „Wand"; sie haben davon zwei Sorten, eine für die rauhe Jahreszeit und eine leichtere für den heißen Sommer. Der Schnitt der Kleider hat bei ihnen in manchen Gegenden etwas sehr Wohlgefälliges und dem Körperwuchse Angemessenes. Wenigstens kann man behaupten, daß er malerischer und naturgemäßer sei als der nationale Kleiderschnitt, den man in einigen Gegenden Deutschlands einheimisch findet.

Ganz abweichend und eigenthümlich ist die Kleidung

*) Mit den wenigen Ausnahmen einiger Gegenden, wo die blaue Farbe dominirt.

der Letten im Herzen Kurlands, in der Goldingen'schen Gegend. Sie erinnert hier vielfach an die esthnische Kleidung und scheint darauf hinzudeuten, daß man hier mit ehemaligen, erst später lettisirten Esthen (Kuren oder Liven) zu thun habe. Die Weiber tragen in jener Gegend Mäntel, welche in Stoff und Form ganz an die schottischen „Plaids" erinnern. Diese Mäntel sind an den Kanten rund herum mit kleinen dreieckigen Blechstücken behangen, die bei'm Gehen ein klingendes Geräusch verursachen.

Der Gebrauch der Knöpfe ist den Letten fast unbekannt. Bänder, Haken und vor allen Dingen der Gürtel (Paß genannt), welcher Rock und Pantalons zusammenhält, vertreten ihre Stelle.

Die Schafspelze, denen man einen recht hübschen Schnitt giebt, bilden die Winterkleidung des Letten, wie bei allen nördlichen Nationen, sowohl bei den Weibern als bei den Männern. Die Pantalons der Männer gehen nur bis zu den Knieen, wo sie zusammengebunden werden. Die Waden werden mit Tüchern und Bändern umwunden.

Die Beschuhung der Letten wird von Sandalen gebildet, die entweder aus einem einfach durch eine Litze zusammengeschnürten Stücke Leder oder aus einem Geflechte von Linden- oder Weidenbast bestehen und „Passeln" genannt werden. Diese Beschuhung wie den Schafspelz theilen sie mit den meisten benachbarten Völkern des Nordens, außer den Polen, bei welchen Stiefeln nationell sind.

Einfarbigkeit ist der Hauptcharakter der lettischen Kleidung, Alles schwebt, wie gesagt, zwischen Weiß und Grau, bei den Weibern wie bei den Männern. Die Weiber tragen eng anschließende Kamisole, mit rothen Litzen ausgenähte Hemden, gefaltete Unterröcke und als Mantel gewöhnlich ein weißes dickwolliges Tuch, das aber auf eine ganz eigenthümlich nationale Weise umgeschlagen wird. Es steht ihnen gewöhnlich rund herum um den Hals steif ab, wie den griechischen Priestern ihre Stola, und sie stecken darin wie die Schildkröte in ihrer Schale. — Am meisten Pracht und Geld verschwenden die Lettinnen an der silbernen Agraffe, welche dieses Tuch vorn auf der Brust zusammenhält. Diese Agraffe variirt in den verschiedenen Gegenden auf tausendfach verschiedene Weise und ist oft so groß wie ein Suppenteller; diese merkwürdige Agraffe nennen sie: **Breedse** oder **Sacktinsch.** Als Einwohner des Vaterlandes des Bernsteins lassen sie diese Substanz natürlich vielfach in ihrem Schmucke auftreten. In manchen Gegenden wissen sie den Bernstein selber zu allerlei Figürchen, Pretiosen und Schmucksachen auszuarbeiten.

Mit Blumen schmücken die Letten sich nicht so viel wie die Russen. Desto mehr aber bedienen sie sich einer Pflanze dazu, die bei ihnen als Symbol einer gesegneten Ehe und Fruchtbarkeit ein großes Ansehen erlangt hat, nämlich des Spargels. In manchen Gegenden kann kein Freier in seinem vollen Staate erscheinen ohne einen Spargelstengel am Hute. Sogar seinem Pferde wird Spargel an den Kopf gebunden. Auch stecken die Mädchen Sonntags Spargelstengel

an ihre Hauben und pflanzen dieses Gewächs blos zu diesem Behufe in ihre Gärten. Diese Bedeutsamkeit des Spargels findet man sonst bei keinem benachbarten Volke, weder bei den Esthen, noch bei den Russen oder Polen.

Eine höchst merkwürdige Stelle behaupten unter den lettischen Kleidungsstücken die Handschuhe, deren wohl bei keiner Nation so viele verbraucht werden wie bei den Letten. Sie scheinen die Bekleidung der Hand für eben so nöthig zu halten als die des Fußes oder der Beine. Man sieht sie daher fast nie ohne Handschuhe. Die Hüterjungen, welche hinter den Ochsen und Pferden herlaufen, haben Handschuhe an. Die Holzhauer im Walde hauen die Bäume ohne Handschuhe so wenig um als ohne Beil; ja sogar die Knechte, welche ausmisten, fassen die Mistgabel nur mit Handschuhen an, als thäten sie es der Reinlichkeit wegen. Wo sich daher ein Lette einem anderen verdingt, da wird auch immer als ein stehender Artikel die Anzahl der zu liefernden Handschuhe ausgemacht, dem Gänsejungen drei bis vier Paar, dem Knechte acht bis zehn Paar des Jahres. Die Handschuhe sind bei den Letten auch ein gewöhnliches Geschenk, das sie sich bei allerlei kleinen Gelegenheiten eben so unter einander machen, wie wir es mit anderen Kleinigkeiten thun. Namentlich werden bei den Hochzeiten viele Handschuhe an alle Gäste verschenkt. Eine Braut hält daher deren immer eine außerordentliche Quantität fertig, drei- bis fünfhundert Paare, um am Hochzeitstage nicht in Verlegenheit zu gerathen. Sie verfertigen sie selbst aus wei-

ßer Wolle mit Einwebung von rothen Sternchen, Blümchen und Schnörkeln nach tausenderlei Mustern, in deren Erfindung sich ihre Phantasie erschöpft.

Ein anderes bei den Letten sehr hochgehaltenes Toilettenstück ist das Handtuch, das ebenfalls als Festgeschenk dient und gewöhnlich mit den Handschuhen verbunden überreicht wird. Ohne Zweifel mischt sich bei'm Handtuche wohl eine höhere Bedeutung ein. Es ist das Symbol der Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Als solches steht es nicht blos bei den Letten, sondern auch bei vielen anderen nordischen Nationen in hoher Achtung. Die Russen und die Esthen, wie die Letten, verschwenden viele Kunst und Mühe an das Handtuch; sie nähen es mit allerlei hübschen Mustern aus, durchweben es mit Silberstoff und besetzen es mit silbernen Tressen. — Die Russen drapiren sogar ihre Heiligenbilder hier und da mit solchen eleganten Handtüchern. Die Letten wenden es als vorzüglichsten Hochzeitsschmuck an. Alle Hochzeitsgäste erscheinen mit Handtüchern geziert, wovon sie zwei kreuzweise über Schultern und Brust wie Ordensschärpen befestigen. Die Mädchen arbeiten Jahre lang an einem guten Vorrathe von Handtüchern, um auf ihrer Hochzeit damit brilliren und freigebig sein zu können.

Die Letten hängen so sehr an ihrer äußeren Kleiderhülle, daß sie selbst noch im Tode nicht davon lassen. Es ist Sitte bei ihnen, die Gestorbenen in ihrem ganzen Feststaate, so wie sie Sonntags zur Kirche zu fahren oder zu reiten pflegen, zu begraben. In dieser Hinsicht halten sie es ganz wie Schiller's Nadowessier:

„Seht, da sitzt er auf der Matte,
„Aufrecht sitzt er da,
„Mit dem Anstand, den er hatte,
„Als er's Licht noch sah.“

9) Die Birke in der Oekonomie der Letten und anderer Völker des Nordens.

„. . . dant utile lignum
„Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
„Agricolae, et pandas ratibus posuere carinas.“

Humboldt und andere Reisende haben in Amerika Völker gefunden, deren ganze Existenz in vieler Hinsicht blos auf die heilsamen und nützlichen Gaben irgend eines Baumes gegründet ist. Es sind uns die vielfachen Beziehungen, in welchen die wilden Anwohner des Orinoko mit gewissen Palmengattungen stehen, von jenen Männern genau und erschöpfend detaillirt worden. Unsere europäische Ethnographie bietet ganz ähnliche Phänomene dar. Man hat sie nur bisher noch weniger beachtet und die Data dazu nicht gesammelt. Es ist kaum möglich, daß ein Baum irgend einem Volke, z. B. die Wein-, Milch-, Butter- und Wachspalme den Amerikanern, die Dattelpalme den Arabern, die Olive den Atheniensern, mehr biete, als die Birke den nordischen Völkern Europas, namentlich den Letten, gewährt, und es lohnt sich daher wohl einmal der Mühe, die Rolle, welche sie in der Küche, in der Apotheke, in der Hauswirthschaft, bei der Toilette, bei den Handwerken und überhaupt in der ganzen Oekonomie dieses Volkes

spielt, näher zu betrachten und ihre Darstellung zu versuchen.

Die Birke ist von den Laubbäumen Europas derjenige, welcher am weitesten nach Norden vordringt. Sie ist von der Natur mit einer großen Zähigkeit und Energie ausgestattet worden und bewahrt, selbst jährlich sechs Monate lang mit Eise gepanzert, ihre Lebens- und Keimkraft. Ja sie liebt das kalte rauhe Klima des Nordens, den sumpfigen Boden und die feuchte Atmosphäre dieser Länder, wie es scheint, vorzugsweise. Die Zone zwischen dem siebenundfünfzigsten bis zum dreiundsechszigsten Breitengrade und noch weiter hinaus scheint ihre eigentliche Heimath zu sein; denn sie zeigt sich hier in so vielen Varietäten wie sonst nirgends. Dabei tritt sie in weit größeren Gesellschaften auf als bei uns und erreicht auch in diesen nördlichen Ländern erst ihre vollkommenste Ausbildung. Sie ist im mittleren und nördlichen Rußland größer und schöner als bei uns und so sehr der vorzüglichste Schmuck der Landschaft, daß alle anderen Bäume dagegen bedeutungslos erscheinen. Sie umsäumt als lichter Vorwald überall die dicken Tannenwälder, bildet selbstständige Gehölze, und selbst noch die zahlreichen Moräste des Landes, auf denen sonst kein Baum zu wurzeln vermag, ziert sie mit ihrem hübschen Laube. Der schöne schlanke Wuchs, die bedeutende Größe, die sie hier im Norden erreicht, ihr immer frisches grünes Laub, das im Mai, zuerst Frühling verkündend, mit seinen zarten Blättern hervorsproßt und selbst noch spät im Herbste braun, violett, goldgelb, eine ganze Scala von schönen Farbentönen durchspielend, an Stamm und Aesten

prangt, die gefällige Anordnung ihrer Verzweigung und die pittoreske Weise, in welcher sie sich zu Gesellschaften und Gehölzen gruppirt, das Alles läßt sie als den schönsten Baum dieser Länder erscheinen.

Ein Ruisdael würde in den lettischen „Behrsen" — so nennt man diese Birkenwälder — die lieblichsten Ansichten und Durchblicke gewonnen haben; sie gleichen oft von der Natur angelegten Parks. Die Letten, Esthen und Russen lieben daher auch nicht wenig ihre Behrsen, die im Frühlinge und Sommer an Sonn- und Festtagen ihre gewöhnlichen Tummelplätze sind, wo sie sich ergehen, wo sie tanzen und ihre Schaukeln errichten. In ihren Liedern singen sie so oft das Lob der Birken, wie wir das der Eichen, und manche treffende Vergleiche entlehnen sie von ihnen. Viele Thiere des Landes wählen die Birkenwälder zu ihrem Aufenthalte; der Birkhahn und andere Vögel kommen allein in ihnen vor, und das Elen lebt fast ausschließlich nur in Birkenwäldern, deren junges Laub es frißt, wie auch die Rehe und Hasen.

Weil der Baum hier so leicht und gern gedeiht, so pflanzt man ihn auch überall, wo er nicht von selbst aufschoß. Die Birke bildet das Hauptelement der Baumpartieen in den nordischen Gärten. Die Hängebirke ist fast der einzige Baum, den man überall auf den Kirchhöfen trauern sieht, und alle Wege, Chausseeen und Alleeen sind eben so nur mit Birken besetzt, wie bei uns mit Pappeln, Linden und Obstbäumen. Von „Beresow", d. i. Birkenstadt, am Ob bis „Bersen", d. i. Birkenhof, an der preußischen Gränze oder bis zur „Beresina", d. i.

Birkenfluß, in Polen wird die Birke so vielfach genannt und gelobt und spielt in allen zwischenliegenden Landschaften eine so große Rolle, daß alle dort wohnende Menschen, wenn sie in der Fremde irgendwo ein Birkenwäldchen finden, da in ihr eigentliches Vaterland zu treten glauben.

Von der Wurzel bis zum Gipfel ist nichts an der Birke, was die in jener ihrer Heimath hausenden Völker nicht vielfach benutzt hätten, weder Laub, noch Holz, noch Bast, noch Rinde, noch Saft, noch selbst die krankhaften Auswüchse und Knorren des Baumes.

An dem Laube der Birke, wenn es jung, frisch und noch klebrig kaum die Knospe verließ, hat man heilende Kräfte entdeckt, und man sammelt daher die Knospen und Sprossen, um sie zu stärkenden Bädern zu verwenden, die namentlich bei Gichtschmerzen die trefflichsten Dienste thun, aber auch sonst noch in der Heilkunde der Letten, Russen und Finnen eine vielfache Anwendung erleiden.

Etwas später im Frühling, im Mai und Juni, wo die Blätter sich mit frischer hellgrüner Farbe entwickelt haben, sammelt man sie wieder zu einem anderen Zwecke. Man kocht sie und bereitet daraus eine schöne gelbe Farbe, die mit Beimischung anderer Stoffe wieder andere Farben giebt und auf diese Weise vielfach zur Kleiderzier der Letten, Finnen und Russen dient.

Wenn die Blätter im Juli und August ihre volle Ausbildung und Reife erlangt haben, so werden sie mit den kleinen Zweigen, an denen sie sitzen, abermals zu einem anderen Zwecke gesammelt, der uns vielleicht unbedeutend, jenen Leuten aber nicht wenig wichtig erscheint, um näm-

lich die ihnen bei'm Baden so nöthigen „Slotes" (Badequasten), mit denen sie sich in ihren Badestuben geißeln und besprengen, daraus zu verfertigen. Es müssen die Blätter an diesen Quasten nämlich fest sitzen bleiben, und die Zeit muß daher richtig abgepaßt werden, wo Blätter und Blattstiele die meiste Festigkeit haben. Die Einsammlung und Verproviantirung seines Haushaltes mit Slotes ist dem Letten daher so wichtig als sonst irgend ein häusliches Geschäft.

Endlich im Herbste sammelt man die trockenen Blätter abermals, um die Betten und Polster damit zu stopfen, denn Birkenblätter bilden das einzige Polster, worauf die Letten ruhen.

Das Holz der Birke ist fester, stärker und elastischer als das der Fichte, Linde und Weide. Dabei aber ist es nicht so hart und spröde wie das der Buche und Eiche und läßt sich auf der Hobel= wie auf der Drechselbank leicht bearbeiten. Es hat in jeder Hinsicht so überwiegende Vorzüge vor allen anderen Hölzern des Nordens, daß daher fast alle Handwerkszeuge, Möbeln, Gefäße und Hausgeräthe jener nordischen Völker fast ausschließlich nur aus Birkenholz gemacht werden. Ihre Wagen, ihre Schlitten, ihre Tische, ihre Krüge, Eimer, Fässer, Alles, Alles besteht aus Birkenholz. Namentlich ist es da überall unentbehrlich, wo man einer Federkraft benöthigt ist und auf einige Elasticität des Holzes rechnen muß. Die Schlitten rutschen alle auf Kufen von Birkenholz, die Radfelgen sind durchaus blos aus ihm gefertigt, in den Mühlen finden die elastischen Birkenzweige vielfache Anwendung, und alle Kin=

derwiegen des Landes werden an schwankenden Birkenästen aufgehängt.

Bei der Verbrennung läßt das Birkenholz vortreffliche Kohlen nach, und es ist deßhalb auch im Norden, wo man nach der üblichen Heizungsweise mehr auf die Nachhitze der Kohlen als auf die Vorwärme der Flamme rechnet, das vorzüglichste Brennmaterial, das in der Küche, der Stube und den Fabriken unentbehrlich ist. Petersburg, Riga, Finnland, Livland u. s. w. verbrauchen zu Brennholz etwa zweimal mehr Birkenfaser als von allen anderen Baumfasern zusammen genommen.

Aus den Wurzeln des Baumes gewinnt man das im ganzen Norden wegen seiner trefflichen Eigenschaften so vielgerühmte Birkentheer, „Deggot" genannt.

Die Rinde und der Bast der Birke sind sehr zähe und lassen nicht leicht Wasser durch. Sie treten daher in vielen Stücken an die Stelle des Leders; vor allen Dingen wissen die Nordländer sehr brauchbare und der Zierlichkeit des Birkenbastes wegen auch sehr wohlgefällige Schläuche, Körbe, Krüge, Flaschen und Trinkgefäße daraus zu verfertigen, die bei ihnen allgemein in Gebrauch sind und auf allen Märkten verkauft werden. Zu den geflochtenen Bastschuhen, deren ein großer Theil dieser Nordländer sich bedient, wird der Bast der Birke eben so oft verwendet als der der Linde. Als Bedachung der Häuser wird die Birkenrinde in ungeheueren Quantitäten verbraucht, und endlich enthält sie auch einen kräftigen Gerbestoff, der dem nordischen Juchtenleder seine vorzüglichen und so allgemein gerühmten Eigenschaften ertheilt. Die äußerste weiße feine

Haut der Birke liefert den feinsten und schwärzesten Ruß, der zur Bereitung einer schönen schwarzen Farbe dient.

Den Saft der Birke gewinnt man auch wohl bei uns als Getränk, doch mehr nur zum Scherze als des Nutzens wegen. Bei den Letten und Esthen wird diese Sache eifriger und ernster betrieben, denn im Frühling ist Birkenwasser nicht nur ihr gewöhnliches Getränk, sondern sie verwandeln dasselbe auch in Essig und wissen sogar hier und da einen süßen Syrup, der ihnen anstatt des Zuckers dient, daraus zu kochen. Im Frühlinge werden daher in den Wäldern fast alle kräftigen Birkenbäume angebohrt, und in großen Fässern und Kübeln schleppen die Leute den begehrten Saft in ihre Vorrathskammern zusammen. Durch Beimischung von Gewürz wissen sie ihn zu conserviren, und für Ostern und Pfingsten haben die Armen, denen Meth und Bier zu theuer ist, kein anderes Freuden- und Festgetränk als diesen Palmenwein des Nordens.

Sogar die krankhaften Auswüchse der Birke, die Schwämme, die Knorren, die maserigen Verknöcherungen der Pflanzenfasern, dienen vielfach der Industrie des Landes, da aus jenen Korke und Zunder und aus diesen mancherlei kleine Geräthschaften, bei denen besondere Härte nöthig ist, geschnitten werden.

Die Linde, die Eiche, die Tanne, die Buche, die zum Theil nicht häufig im Lande vorkommen, zum Theil nur einen ziemlich einseitigen Nutzen gewähren, erscheinen gegen diese außerordentliche Vielseitigkeit der nordischen Birke dürftig, und es ist die Frage, ob in Europa noch irgend ein Baum gefunden werde, der in so außerordentlich viel-

facher Beziehung in das Leben so weit verbreiteter Völker wohlthätig eingreife als die Birke in das Leben der nördlichen Nationen, denen sie Dach und Fach, Getränke, Farbe, Kleidung, Licht, Bett, Essig, Zucker und tausendfache Bequemlichkeit gewährt.

10) Reitlust der Letten.

„Halb getröstet bestieg darauf der Nachbar den Wagen,
„Und die Hengste rannten nach Hause, begierig des Stalles."

Tacitus bemerkt von den alten Sarmaten, daß es ein Volk sei, welches auf Wagen und Rossen lebe. Es läßt sich dieß noch heutigen Tages von manchen östlichen Völkern Europas behaupten, namentlich aber von den Letten.

Sie sind erklärte Feinde von allem Zufußegehen und bedienen sich, wo es nur irgend angeht, der Hufen ihrer kleinen Pferde. Fast jeder lettische Hausvater hat sein Leibpferd, seinen Sattel und sein Reitgeschirr. Auch die Weiber reiten allgemein bei ihnen und verstehen sich auf das Zügeln, Fahren und Tummeln der Pferde so gut wie die Männer. Zu allen Arbeiten auf den Ländereien ihrer Herren kommen sie gewöhnlich nicht anders als zu Wagen oder Schlitten herangefahren, und wenn eine Botschaft irgendwo auszurichten ist, so setzen sich die Mädchen oder Burschen, die damit beauftragt sind, zu Pferde und galoppiren dahin, wo man bei den fußgängerischen Deutschen — schon Tacitus bezeichnet die Germanen als solche — sich wie Mercur die Sandalen oder Stiefeln anlegen würde. Schiebkarren, Kiepen, Tragkörbe, kleine

Handwagen und allerlei dergleichen Dinge kommen in der ganzen Hauswirthschaft der Letten nicht vor*). Bei uns existirt selbst in den größten Städten fast kein Markt, zu dem nicht die gewöhnlichen Dinge des täglichen Lebensunterhaltes auf dem Rücken herangetragen würden. Die Letten aber fahren ohne Ausnahme Alles, selbst die kleinen Milchportiönchen, das Pfündchen Butter, das Häufchen Flachs, das sie verkaufen können, das Häschen, das sie als Wilddiebe geschossen, das Bündelchen Holz, das sie als Holzdiebe im Busche ihrer Herren gefällt, auf Wagen und Schlitten zu Markte und spannen, um einen Hasen zu transportiren, zwei Pferde vor, während man bei uns die Leute mit Schiebkarren oder Tragkörben oft weite Reisen machen und ganze Waarenlager transportiren sieht.

Man sieht beständig viele Schlitten und Waarenkaravanen auf den Straßen traben und alle Augenblicke ganze Trupps berittener Weiber oder Männer durch die Felder sprengen. Zur Kirche kommen nur die nächsten Nachbarn zu Fuße, die meisten zu Wagen und zu Pferde, und man sieht daher am Sonntage an den Bäumen und Zäunen Pferdchen und Wägelchen überall angebunden. Bei uns trägt man den Todten auf den Schultern zu Grabe, und zu Fuße folgen die Verwandten hinterher, bei den Letten setzt man den Sarg in einen Schlitten, und in Wagen, Schlitten und zu Pferde traben und jagen Weiber und Männer hinterher und entführen den Entseelten so nicht selten im Fluge.

*) Freilich eben so wenig in der Hauswirthschaft fast aller östlichen Völker Europas.

11) Lettische Buchführung.

Die Sittenschilderungen, wie sie Manso und andere preußische Geschichtsschreiber nach den alten Quellen von den ehemaligen Preußen, den Brüdern der Letten, entworfen haben, passen noch in diesem Augenblicke fast auf's Härchen auf die Letten in Kur- und Livland, und zwar in dem Grade, daß fast jedes geringe Kleidungsstück in Schnitt, Form und Stoff, jede Sitte und Gewohnheit in ihrer kleinsten Eigenthümlichkeit noch so ganz dieselbe ist, daß man nicht genug diesen zähen, ausdauernden und Sitten conservirenden Geist der Nation bewundern kann.

So haben noch in diesem Augenblicke — um hier noch Eins anzuführen — die Letten fast keine andere Art der Buchführung als zu der Zeit der Literatur der Runenstäbe. Zwei lange, glatt geschnittene Hölzer, welche zusammenpassen, werden aneinander gebunden und dann mit allerlei Zeichen gekerbt. Hat der Buchhalter nur sich Rechenschaft abzulegen, so behält er beide Stäbe; ist er aber der Controle eines Anderen unterworfen, so gibt er den einen Stab seinem Principale, der an ihm eben das Zeichen macht, welches der Verwalter auf dem seinigen anbrachte, so daß daraus eine doppelte Buchführung hervorgeht, die den Letten Dasselbe leistet, was den Italienern ihre Weise.

Auf den großen Gütern ist auch noch in diesem Augenblicke die Art dieser Buchführung gebräuchlich, und

es giebt einen ziemlich sonderbaren Anblick, wenn am Ende der Woche oder des Monats alle diese lettischen Buchhalter mit ihren Butter-, Milch-, Mehl-, Honig- und Wachsrechnungen, die in langen Stäbebündeln bestehen, heran kommen.

12) Hausinsecten.

„Da kroch's heran,
„Regte hundert Gelenke zugleich.“

Kein Hausthier findet man bei den Letten mehr verbreitet als die widerlichen Insecten, welche man im Lande selber „Prussaki“ (Preußen) nennt, und die bei den Zoologen Blatta Germanica heißen.

Beide Namen scheinen darauf hinzuweisen, daß dieses braune, sechsbeinige, flügellose, widerliche Insect aus unserem Deutschland in diese Gegenden gekommen sei. „Deutschland ist für uns eine Mutter vielfachen Unglücks gewesen“, sagte mir ein Inländer, „der Branntwein hat fast überall seinen deutschen Namen conservirt, die Juden sprechen bei uns alle deutsch, die Prussaken würden es gewiß auch thun, wenn sie eine Sprache hätten.“

Uns kann das aber nicht zum Vorwurfe gereichen, denn wir haben diesen Leuten nicht geboten, so übermäßigen Gebrauch von allen jenen Dingen zu machen. Warum hielten sie die Juden nicht eben so gut unter einer heilsamen Beschränkung wie wir? Warum gaben sie sich so leidenschaftlich dem Genusse des Branntweins hin? Warum hielten sie nicht bessere Ordnung in ihren Wirth-

schaften hinter Bänken und Oefen, daß die Preußen hier in allen Winkeln und Ecken eben so ihre Wohnung aufschlugen wie die Juden? Es ist kaum ein Bäckerladen in Lettland zu finden, in dem die Prussaken nicht hausen. Es wimmelt davon fast hinter jedem Ofen in allen Häusern der Letten, besonders in den Küchen und Gesindestuben.

Am Tage sitzen sie zu Tausenden über einander gekrochen ruhig in den Ritzen und Schlupfwinkeln, aber des Nachts stellen sie ihre Wanderungen und Raubzüge über Tische und Stühle, in Küche und Keller an. Sie lieben besonders alles Getreide und höhlen den Leuten ihr Brod aus, so daß sie des Morgens oft nichts als die Rinden davon finden. Sie machen es also eben so wie die Juden, die den Leuten ebenfalls die Mehlsäcke leeren, und sind denselben auch darin vergleichbar, daß sie so schwer sich vertilgen lassen.

Wie man gegen die Juden vergebens völlige Exstirpations- und Verbannungsgebote ausgehen ließ, wie man sie strafte, ausrottete und vertrieb, und doch wieder aus der Hydra neue und aberneue Köpfe hervorwuchsen, so scheucht, verschlägt und verjagt man auch die Prussaken vergebens. Vergebens verläßt man oft die davon gefüllten Häuser auf lange Jahre, öffnet Thür und Fenster und läßt Sturm und Boreas einziehen, weil die Kälte noch das beßte Mittel gegen sie ist. Vergebens bietet man allerlei Salben und Hausmittel auf. Die ekelhafte Brut gebiert sich immer wieder von Neuem, erscheint als kleines, lustiges, gelbliches Wesen, färbt sich erst

grünlich, dann schwärzlich und macht, in Millionen Exemplaren vervielfältigt, immer wieder von Neuem seinen dem Naturforscher so interessanten, den Wirthschafterinnen aber so verhaßten Lebensproceß durch.

13) Hochzeitsgebräuche.

„Endlich nach langen Umschweifen ward auch der Tochter erwähnet,
„Rühmlich und rühmlich des Manns und des Hauses, von dem man gesandt war,
„Kluge Leute wittern die Absicht."

Die Verlobungs- und Hochzeitsfeierlichkeiten der Letten haben wie alle ihre Gebräuche mit denen anderer nordischen Völker Vieles gemein, dabei aber auch haben sie vieles Besondere und sind dazu auch in verschiedenen Gegenden Lettlands sehr verschieden. Im Ganzen genommen aber geht es dabei so zu:

Von Seiten des Bräutigams, der zuvor bereits durch allerlei Dinge sich der Neigung seiner Erwünschten vergewissert und auf einer Goldwage auf's Härchen schon berechnet hat, wie viel leinene Strümpfe, wie viel Pfund Wolle, wie viele Lämmchen dieselbe ihm zubringe, besonders ob eine Kuh dabei sei, dann auch, ob sie ein fleißiges, sittsames Mädchen 2c., kommt zunächst mit allerlei Ceremoniel, mit Räuspern, Husten und freundlichen Complimenten ein Anwerber in das Haus der Erwählten und hält hier an den Brautvater oder sonst einen Wortführer des Hauses eine poetisch-verblümte Rede, deren Inhalt ungefähr dieser ist, daß ihm für einen Freund eine Magd, ein Mädchen, eine fleißige sittsame Jungfrau nöthig sei, zum

Bleichen, zum Spinnen, zum Weben, zum Waschen, zum Fegen, zum Milchen, zum Stricken und Nähen. Er habe noch nirgends die Rechte finden können, glaube aber, sie müsse hier sein, in diesem geachteten und vielgerühmten Hause.

Der Wortführer der Braut bedankt sich dann für die erwiesene Ehre und stellt dem Werber die Mädchen des Hauses vor. „Hier sind Mädchen genug, such' Dir aus und nimm sie." Die rechte Verlangte ist aber meistentheils nicht darunter, sondern diese, auf die Alles abzielt, ist gewöhnlich versteckt. Der Werber lobt dann die Präsentirten. Aber, sagt er, es sei doch Diejenige, die er suche, nicht dabei; er habe gehört, daß noch ein zartes Jungfrauchen im Hause sei, so ein zierliches bezauberndes Goldpüppchen, so ein holdes Täubchen, so ein sanftes Schäfchen, und diese meine er eigentlich.

Nach vielen Entschuldigungen, daß man nichts von ihr wisse, und nach vielen zudringlichen Bemühungen und Nachspürungen des Anwerbers kommt dann die Gesuchte endlich aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Zwei Lichter werden vor ihr, zwei hinter ihr getragen. Sie präsentirt sich jungfräulich schüchtern und schamhaft und thut dann, nachdem sie ihr Jawort gegeben, ihrem Wortführer und dem Anwerber, die sich beide die Hand reichen, im Meth oder Branntwein, der indeß servirt wurde, Bescheid, und dieser Bescheid ist dann die Abschließung und Besiegelung der Verlobung.

Dieser vorläufige An- und Vortrag wird dann noch durch einen persönlichen Besuch des Freiers wiederholt

und bestätigt. Wenn ein lettischer Bursche auf die Freie geht, was nie anders als zu Pferde geschehen kann, so läßt er sein Pferd beschlagen, aber so leicht, daß die Eisen bei jedem Schritte klappern; an diesem Klappern der Hufe erkennt man den Freiersmann. Daß sein Pferd, so wie das des ihn begleitenden Sprechers, bunt herausgeputzt ist, versteht sich von selbst. Wie sollte Der, welcher auf so heiteren, so lustigen Füßen, als Freiersfüße sind, geht, anders als mit Federbüschen und sonstigem farbigen Tand geschmückt erscheinen. Ein besonderes Zeichen, daß das Jawort bestätigt wurde, besteht darin, daß bei der Heimkehr beiden Pferden die Schweife kurz aufgebunden werden. Der arme Freier, welcher einen Korb bekam, zieht bei den Letten, wenn auch nicht mit langer Nase, doch mit langem Schweife ab. Frauen, die in der Nähe auf dem Felde sind, erkennen jenes Freude verkündende Merkmal des aufgebundenen Schwanzes von ferne; sie treten alsbald zusammen und begrüßen den Bräutigam am Rande des Weges mit Liedern. In solchen Gesängen wird des Pferdes nie vergessen, aber dann heißt es nicht Pferd (sirgs), sondern Fohlen (kummelsch).

Wenn endlich die Hochzeit bevorsteht, so ladet die Braut in Person ihre Verwandten dazu ein, und eben so der Bräutigam die seinigen. Zu der Trauung kommen beide, von ihren berittenen Verwandten umgeben, in zwei gesonderten Zügen heran, die sich erst bei der Kirche treffen.

Bei der Trauung sind sogenannte Trauungskronen gebräuchlich, welche während des Ringewechsels dem Bräutigam aufgesetzt werden. Diese Kronen sind aus

Silber oder versilbertem Blech, das, in Zweige, Blumen, Halme und hunderterlei kleine Gestalten geformt, in einem Kranze durch einander rankt und ungefähr so aussieht wie eine versilberte Dornenkrone, was vielleicht als eine zierliche Anspielung auf die Dornenkrone, welche das Mädchen in Zukunft als Frau tragen soll, zu deuten ist. Gewöhnlich befinden sich auf jedem Gute einige solcher Kronen, um deren Verleihung dann die Bräute petitioniren. Bei den russischen Hochzeiten sind eben solche Kronen gebräuchlich.

Bei dem Russen ist es ein gutes Omen für den Bräutigam und für das ihm in der Ehe bevorstehende Schicksal, wenn er zuerst den Fuß auf den Teppich setzt, der vor dem Altare liegt. Bei den Letten ist es für die Braut von guter Vorbedeutung, wenn es ihr gelingt, dem Bräutigam auf den Fuß zu treten.

Nach der Trauung begiebt sich nun zunächst der ganze Zug nach dem Hause der Braut, wo der Hauptheil der Hochzeit gefeiert werden soll. Ein Hochzeitsmarschall zu Pferde führt den Zug an; es ist vornehmlich sein Geschäft, aus jedem Kruge, den man passirt, Meth oder Bier herzuholen und nach einmaliger Umreitung des Schlittens dem Bräutigam und den übrigen Gästen den Pokal zu kredenzen.

Das Hochzeitshaus ist mit Tannenzweigen, im Sommer auch mit Birkenlaub und mit allerlei kleinen phantastischen Compositionen, Kronleuchtern und anderen Zierathen, die sie aus Strohhalmen zierlich zusammenzusetzen wissen, und bei denen rothe, gelbe und schwarze Beeren

die Stelle der Edelsteine oder Glaskrystalle vertreten, geschmückt.

Die Hochzeiten der Letten dauern gewöhnlich drei Tage Zuerst finden sie in dem Hause der Braut statt; wenn die von der Braut geladenen Gäste in demselben sich versammelt haben, so wird vor Allem ein geistliches Lied gesungen und ein kurzes Gebet gehalten; dann tritt ein Wagger (Aeltester) vor die Brautleute hin und hält eine Anrede an sie; darauf geht es zunächst zum Frühstücke. Während desselben wird der hübscheste der Burschen zum Brautführer, der die Braut später in das Haus des Bräutigams bringen soll, erwählt und mit Strumpfbändern, Handschuhen, Federbüschen, weißen Tüchern und bunten Bändern ausgeschmückt. Diesem liegt es vor Allem ob, darauf zu achten, daß der Korbwagen der Braut und das ganze Gespann ja solid und fest sei. Stück für Stück wird daher von ihm und einem ihn begleitenden Ausschusse untersucht, denn nicht das Mindeste darf daran losgehen. Auch darf während der Brautfahrt nicht angehalten werden; jedes Versehen und jedes Zögern würde unausbleibliches Unheil für die Ehe verkünden. Die Braut geht, mit ihrem ganzen Staate angethan, immer ruhig zwischen den Gästen, die angenehme Wirthin machend, herum und erweist sich während dieser ganzen Zeit, selbst wenn sie ihren Bräutigam liebt, so traurig, als stände ihr das Schlimmste bevor. Den Gästen Meth und Bier kredenzend, vergießt sie häufige Thränen und buhlt um das Mitleid der Anderen. Der Schmerz, ihr mütterliches Haus, den Wohnort ihrer Jugend, zu verlassen, ist ihr jetzt viel näher als die Freude, dem Geliebten ihres

Herzens anzugehören. Die unverheiratheten Mädchen, ihre Freundinnen, sind indeß fleißig um sie bemüht und suchen sie zu trösten.

Von den verheiratheten Frauen, den Matronen, werden sie dafür in Versen, welche sie im Chor singen, verspottet. Die unverheiratheten Mädchen antworten ihnen wieder in Versen, die sie auch im Chor singen, und es entspinnen sich auf diese Weise zwischen Jungfrauen und Matronen förmliche Gesangschlachten und Wettkämpfe, die sie sich, an einem langen Tische einander gegenüber sitzend, liefern.

In den Versen der einen Partei wird die Ehe gelobt, der Bräutigam, die verehelichte Frau und die Herausgabe der Braut mit Ungestüm gefordert; in den Versen der anderen Partei dagegen werden die Jugend und die Jungfräulichkeit gepriesen, die rauhen Männer getadelt und die Matronen als hart und grausam gescholten. Sie werden oft so eifrig, daß sie mehr schreien als singen; dabei springen sie oft von ihren Sitzen auf und singen stehend, indem sich dann die ganze Reihe nach dem Tacte des Gesanges schwankend auf- und niederbewegt oder hin- und herschüttelt. Auch sah ich in manchen Gegenden ein eigenes kleines Instrument, mit dem sie den Tact des Gesanges noch auf den Tisch schlugen. Es ist ein kleiner, dicker, hölzerner Griff, der unten einen Knopf und oben einen metallenen Stab hat, welcher mit Schellen und anderen kleinen klingenden Metallstückchen besetzt ist.

Das Publicum der Männer ist nicht so poetisch und regalirt sich unterdessen mit Speise und Trank, was sie

drei Tage und drei Nächte hindurch fortsetzen. Auch die Bettler werden bei diesen Hochzeiten von den Letten nicht vergessen. Sie dürfen uneingeladen dazu kommen, und ihr Platz ist gewöhnlich auf der Bank bei'm Ofen. Jeder Gast wird von der Braut nach Stand, Rang und Würden freundlich bewillkommnet und gewöhnlich auch von den singenden Weibern mit einem improvisirten Couplet, einem Lob- oder Spottgedichte, begrüßt. Ein Spaßmacher darf bei diesen Hochzeiten nie fehlen; die musikalischen Instrumente sind immer die Zimbel und die Fiedel.

Bei'm Scheiden eines Gastes hat die Braut noch das Geschäft, ihn mit einem weißen Tuche und einem Paar Handschuhen zu beschenken und zu schmücken. Das lange weiße Tuch befestigt sie ihm um Schultern und Brust wie ein breites Ordensband, und die Handschuhe werden auf der Seite angesteckt, wo die Enden des Tuches zusammenkommen. Sie hat diese Tücher und Handschuhe selbst verfertigt und mit der Arbeit schon lange Jahre vor der Hochzeit begonnen, damit es ihr zur Zeit nicht an Geschenken fehle und damit sie sich am Hochzeitstage nicht den alsdann unvermeidlichen Spottliedern ihrer Freundinnen aussetze, daß sie ein vergeßliches und nachlässiges Mädchen gewesen, oder daß sie vielleicht geizig sei und die Gäste nicht nach alterthümlicher Weise beschenken wolle.

Kommt endlich die Stunde der Trennung der Braut vom mütterlichen Hause und der Ueberführung in das des Bräutigams, so erreicht ihre Betrübniß den höchsten Grad. Gewöhnlich geschieht dieß am Morgen der ersten Hochzeitsnacht. Sie meidet dann den Schwarm der Gäste,

zieht sich zurück, versteckt sich, und die Verwandten der Braut, die indeß den Reiseschlitten bereitet haben, suchen sie und finden sie dann gewöhnlich in der Schlafkammer ihrer Mutter auf dem Bette weinend sitzen.

Sie wird endlich in den Schlitten genöthigt und der Schwiegermutter im Schooße sitzend (in einigen Gegenden mit verbundenen Augen) heimgeführt. Auch dieß, wie alles Andere, geht nicht ohne manchen poetischen Erguß und ohne bilderreiche Rede, Anfrage und Erwiderung ab.

Neben der Braut sitzt die Brautjungfer oder Brautschwester. Der Wagen ist mit weißen Tüchern bedeckt und das Krummholz (der hölzerne Bogen oder Reif, der über des Pferdes Nacken sich krümmt,) mit Handtüchern umwickelt, die von farbigen Bändern zusammengehalten werden. Dazwischen schaukeln bunte Federbüsche, und drei helle Glöckchen oben am Krummholze nebst der das Ganze umtaumelnden Reiterschaar verkündigen jedem Vorübergehenden, daß der Zug eine Brautfahrt bedeute.

Bei der Thüre des Bräutigams wird sie von den vorausgeeilten Verwandten desselben empfangen. Dieselben bemühen sich sogleich, sie freundlich aus dem Schlitten zu heben; allein, wenn sie nicht ein böses Omen für ihr zukünftiges Hausregiment veranlassen will, so darf sie dieß nicht dulden, sondern sie muß behende und rasch ohne Hülfe sogleich aus dem Schlitten springen. Es wird alsdann ein Stück Brod in zwei Theile zerschnitten und der Braut wie dem Bräutigam überreicht. Die Hochzeitsfeier setzt sich alsdann hier ungefähr eben so fort, wie sie im mütterlichen Hause begonnen.

Doch ist die Haubung der Braut das neue wichtigste Ereigniß des zweiten Tages. Sie empfängt dabei, nachdem sie mit der Haube zierlichst und schönstens ausgeschmückt worden, von der Schwiegermutter eine Maulschelle, die sie aber dem Bräutigam wiedergeben darf und muß. Das Brautbett ist sehr häufig in der Kleete (der Vorrathskammer) aufgemacht, und daselbst wird dann auch die Brautnacht gefeiert, wahrscheinlich um ein gutes Omen für die Fruchtbarkeit der Ehe, den häuslichen Segen und Wohlhabenheit daraus zu gewinnen.

Es wird viel darauf gesehen, daß nach der Brautnacht Beide recht frisch und munter seien; daher mancherlei kleine sonderbare Sitten. Es werden zwei Gefäße mit Wasser vor der Thüre der Brautkammer aufgestellt, das eine für den Bräutigam, das andere für die Braut. Welcher von Beiden das seine am Morgen bei'm Aufstehen zuerst mit dem Fuße berührt und umstößt, der wird als frisch und lebendig gelobt, während der andere verspottet und aus dem unberührten Gefäße mit Wasser bespritzt wird. Auch halten hier und da am Morgen zwei Männer dem Bräutigam eine dicke Stange entgegen, daß er seine Kraft zeige und sie zerbreche.

Mohn, Salbei und Krausemünze sind die gewöhnlichen Blumen, deren sich die Letten zum Schmuck bei ihren Festen bedienen. Geronnene Milch mit Salz und Lauch, Käse, mit Eiern vermischt, dann „blühendes Schweinefleisch", wie Homer sagt, sind sehr beliebte Festtagsgerichte. So roh und unzierlich diese Gerichte in der Weise, wie sie auf einer lettischen Hochzeitstafel aufgetragen werden, auch

erscheinen mögen, so darf man doch keinesweges glauben, daß an diesen Tafeln etwa weniger Gourmandise und Feinschmeckerei walte als an den unsrigen; durchaus nicht. Mit seinen ungeschlachten Gabeln, aus seinem großen hölzernen Bottiche weiß vielmehr der Lette die allerdelicatesten Stücke hervorzuholen, die er den größten und geehrtesten unter seinen Gästen aussucht und präsentirt.

14) Begräbnisse.

„Und die Asche da drinnen
„Scheint im engen Bezirk noch sich des Lebens zu freu'n."

Wenn die lettischen Bräute die schönste Feier ihres Lebens, die Vermählung, mit vielen Thränen begehen, so ertragen dagegen die lettischen Greise das Bitterste dieses Lebens, den Tod, mit vieler Freudigkeit und Ruhe. Die vielerlei Trübsal und Leiden, die sie hienieden zu tragen haben, mögen eben so wie die frohen Erwartungen, die sie vom Himmel hegen, und die Frömmigkeit des Volks das Ihre dazu beitragen. Wer einmal das Glück gehabt, einen alten ehrwürdigen lettischen Greis auf dem Todtenbette zu sehen und über sein bevorstehendes Ende sprechen zu hören, der hat ohne Zweifel Gelegenheit gefunden, eine gesunde Lebensphilosophie und einen gottergebenen Sinn kennen zu lernen, wie es ihm nur selten in seinem Leben zu Theil geworden ist.

Die Leid- und Klageweiber sind bei den Letten, wie wohl fast bei allen Völkern, Mode. So lange sie eine

Leiche im Hause haben, waschen sie kein Leinenzeug; bei den Beerdigungen erscheint mehr weiße als dunkle Farbe. Die Männer haben weiße Gürtel um, und die Weiber tragen große weiße Tücher. Die Leiche bleibt vor der Beerdigung mehre Tage und Nächte ausgestellt; während der Nacht brennen Kerzen bei'm Sarge, und es wird dabei gewacht, wie dieß auch bei den Russen und anderen Völkern Sitte ist. Diese Nachtwachen der Letten bei den Leichen ihrer Gestorbenen gleichen ganz frappant den kürzlich von einem irischen Reisenden beschriebenen Nachtwachen der Irländer. Sie geben hier zu denselben Zechgelagen, zu denselben Späßen und Unordnungen und zu ähnlichen Gesängen wie in Irland Anlaß.

Die Letten haben auch wie andere Völker einen Feiertag für die gestorbenen Seelen. An dem Abende dieses Tages arbeiten sie nichts, sitzen vielmehr schüchtern beisammen und deuten jedes Geräusch auf dem Hofe, im Stalle oder auf dem Boden auf Annäherung der geschiedenen Geister. Sie richten auch eine Mahlzeit für dieselben aus und setzen Lichter dabei hin. Auch legen sie kleine Holzfackeln auf die Gräber der Gestorbenen nieder, auf daß sie sich damit zur Tafel hinleuchten mögen.

Der Aberglaube der Letten ist überall sehr unschuldiger und kindlicher Natur, weniger schrecklich als kindisch und läppisch, wie überhaupt fast bei allen nordischen Völkern. In manchen Gegenden halten sie die Schlange für heilig, brauchen auch wohl hier und da ihre Haut als Amulet und ihr getrocknetes und dann zerriebenes und pulverisirtes Fleisch als Arznei.

Die Oblaten, welche ihnen der Prediger bei'm heiligen Abendmahle reicht, behalten sie häufig im Munde, ohne sie zu verschlucken, tragen sie zur Kirche hinaus und kleben sie dann an ihre Getreide- oder Bienenkasten, weil sie dann Heil und des Himmels Segen für diese hoffen. Auch das Wachs, das bei'm Altare von den Kerzen tröpfelt, suchen sie sich zu verschaffen und bilden Wahrsagerkugeln und Amulete daraus. Die Bärenführer sind bei ihnen wie bei den Esthen besonders geschickt in der Wahrsagerkunst, und die alten Weiber kennen alle wild und zahm wachsende Pflanzen und ihre geheimen und offenbaren Heil- und Wunderkräfte; curiren und zaubern darauf los und haben oft eine größere Praxis als die studirten Aerzte. Sie werden es jetzt wohl nicht viel anders treiben als vordem im Mittelalter, obgleich sie jetzt nicht mehr wie damals dafür als Hexen verbrannt werden. Früher hatte, wie der alte Kelch bemerkt, „der böse Feind noch ärger und gar grausam sein Spiel unter ihnen und reizte sie zu allerlei Zaubereien und Unfug. Besonders war es vor Zeiten sehr gemein, daß sie sich durch Zauberkunst in Wölfe verwandelten." — Auch jetzt ist der Glaube, daß sich schlimme alte Weiber in Wölfe verwandeln und dann als solche viel Schaden thun können, nicht ganz ausgerottet.

15) Sprache.

„Loquendi recte, sapere est principium et fons.“

Jede Nation ist in ihrem ganzen Wesen und in allen äußeren und inneren Erscheinungen, welche dieß Wesen dem Betrachter darbietet, ein Ganzes. Physiognomie, Körperbildung, endemische Krankheiten, Kleidung, Gesetz, Religion, Sprache, Alles ist ein Product des ihr inwohnenden Charakters, Alles ein Werk der im Inneren des Volks waltenden und webenden Psyche, und überließe man jedes Volk frei und ohne Einmischung blos sich selbst, so könnte es sich nicht anders als völlig charakteristisch und vollkommen conform seinem innersten Sein und Wesen ausbilden, und es ist keine Frage, daß ein rechter Psycholog und Ethnograph, blos wenn man ihm den mythologischen Codex oder die Literatur oder die Sittenschilderung eines solchen Stammes, der etwa untergegangen wäre, übergäbe, die ganze Nation mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, Sitten und Eigenschaften wieder reconstruiren könnte, wie Cuvier die Thiere der Urwelt aus wenigen gefundenen Knochensplittern reconstruirte.

Allein von allen genannten Dingen ist denn doch gewiß das Werthvollste und Kostbarste die Sprache, die nicht nur den unmittelbarsten Ausfluß der Innen- in die Außenwelt, die allerreinste und ungemischteste Verkörperung der Nationalpsyche, sondern auch der Spiegel ist, in welchem sich selbst auch alle anderen Verkörperungen rückspiegeln. Die Sprache überwacht alle Gedanken, alle Thaten, alle Ideen, alle Einrichtungen, alle Gesetze, das ganze

Glauben und Thun eines Volks, und indem sie jede in's Leben tretende Erscheinung sogleich mit einem Namen stempelt, dient sie als Repositorium und Museum aller theueren und theuersten, unbedeutenden und bedeutenden Schätze und Besitzthümer des Volkes, die dasselbe entweder in seinem Inneren hervorrief oder deren es sich in der Natur bemächtigte. Aus demselben Grunde ist auch die Sprache dem Volke theuerer als irgend etwas, fast theuerer als seine Religion, und es pflegt länger an ihr zu halten als an allen seinen übrigen Volksthümlichkeiten. Kleidung, Gesetze, politische Verfassung, Religion und Sitte ändern sich viel schneller und häufiger als die Sprache, die daher da, wo alles Andere mehr oder weniger gemodelt ist, den Forscher besser als dieß Alles auf seine Bahn zur Erkenntniß des Volksgenius führen kann.

Der Reichthum und die Feinheiten einer Sprache geben uns den beßten Maßstab für die geistige Feinheit und den geistigen Reichthum einer Nation, welche sie aus sich entwickelte. Der einseitige Reichthum, welchen eine Sprache in dem einen, und die Armuth, welche sie in dem anderen Stücke zeigt, deuten uns die geistige Richtung einer Nation an, die auf diese Verhältnisse mehr Gewicht legte, anderen dagegen weniger Aufmerksamkeit schenkte. Die Fülle von Ausdrücken für Seelenzustände, geistige Eigenschaften, Affecte, Tugenden, Laster u. s. w. zeigt bei der einen Nation ein tiefes Arbeiten ihres Geistes an Selbsterkenntniß, die Armuth an der Ausprägung solcher Ausdrücke beweist bündiger als Alles die geringe Intensität ihrer philosophischen Denkkraft und idealen Richtung

Der Reichthum an, Naturlaute nachahmenden articulirten Tönen deutet auf Sinnesschärfe, äußerliche Lebendigkeit und Gewandtheit hin. Der Reichthum an casibus substantivorum und Präpositionen beweist den Scharfsinn der Spracherfinder, die alle die verschiedenen Wechselbeziehungen, in welchen Dinge vorkommen können, richtig erkannten. Der häufige oder seltene Gebrauch von Diminutiven oder Vergrößerungsworten spricht für die Lebhaftigkeit, den Hang zur Uebertreibung und zur Liebelei, wie die Sucht zu tändeln. Und so zeigen Grammatik und Lexikon in allen ihren Theilen und Branchen nicht nur im schärfsten Abdruck das geistige Wesen der Nation, sondern geben auch oft fast mathematisch genaue Maßstäbe für die Bemessung der Proportionen ihrer ganzen geistigen Anlagen und Entwickelungen an die Hand.

Im Ganzen kann man von der letto-lithauischen Sprache als ausgemacht annehmen, daß sie auf einer so niedrigen Stufe der Entwickelung steht wie außer der der Finnen und Lappen keine zweite in ganz Europa. An dem romanischen und germanischen Sprachstoffe arbeiteten von jeher die ausgezeichnetsten Geister der Welt. Auch die slavischen Sprachen ohne irgend eine Ausnahme waren schon seit uralten Zeiten reicher und großartiger. Sogar die kimrischen Idiome überflügeln, im Ganzen genommen, die lithauischen in vielfacher Beziehung, und am Ende möchten auch gar noch die finnischen Sprachen den lithauischen gegenüber reifer oder doch männlicher erscheinen.

Nie war die letto-lithauische Sprache eine von einem gebildeten Volke geredete, nie erhob sie sich zu einer eige-



nen Literatur. Geschrieben wurde sie erst von den fremden Eroberern, die das Land unterjochten. Ihre Poesie cultivirte keinen anderen Zweig als den pastoral-idyllischen. Nie wurden politische, religiöse, philosophische und sonst irgend wissenschaftliche oder ästhetische Gegenstände in ihr behandelt. So lange sie existirt — wenigstens so lange sie in Europa existirt — blieb sie die Sprache von einfachen Hirten und Ackerbauern. Nie kamen die Träger dieser Sprache in ferne Länder, in verschiedene Zonen und hatten so keine Gelegenheit, viele Erfahrungen über die manchfaltigen Natur- und Seelenzustände in sich aufzunehmen. Keiner unter verschiedenen Himmelsstrichen ansässige Bruderstamm einte sich mit der lithauischen Mutter zu einem Ganzen, das durch organische Mittheilung alles in verschiedenen Verhältnissen Aufgefaßte verallgemeinerte, wie das nicht nur bei den Germanen und Slaven, sondern selbst bei den Finnen der Fall war; vielmehr in kleiner Zahl (zwei Millionen) auf engem Raume (5000 Quadratmeilen) zusammengedrängt, bewohnten sie bei einfachen Geschäften von jeher ein einförmiges sumpfiges Land.

Die Armuth der lettischen Sprache, wenn man sie im Ganzen und Großen von einem höheren Standpuncte überschaut, ist demnach kein Wunder; vielmehr muß, wenn man das Einzelne im Detail erwägt und die Productionen, die der lettische Sprachgenius in den Gebieten, welche seiner Thätigkeit eröffnet wurden, ausbildete, mustert, der Reichthum und die Fülle, die Feinheit und

Eleganz, die von einem so rohen Volke erreicht wurden, in Verwunderung setzen.

Es kann sein, daß die Urväter des letto-lithauischen Stammes sich in Indien auf einer höheren Stufe der Cultur befanden, und daß ihre Kindeskinder an der Ostsee von ihnen Schätze erbten, deren Sammlung und Ausprägung ihnen selbst nicht möglich war, wie sie auf der anderen Seite viele Schätze der Vorväter verloren, deren Anwendung in ihren späteren beschränkten Verhältnissen nicht mehr statthaft war*). Allein auch selbst in der Anwendung und dem Gebrauche der ererbten Schätze zeigt der ungebildete, aber nicht ungewitzte Lette viele Feinheit und bedient sich vieler Wendungen, die so pikant und geistreich wiederzugeben in jeder anderen Sprache durchaus unmöglich sein möchte. Ja für manche Dinge, Eigenheiten, Seelenzustände, hat er sogar Worte ausgeprägt, für welche im Deutschen und auch in anderen Sprachen keine Worte existiren. Es wird sich daher gewiß der Mühe lohnen, diese Eigenheiten in einige Erwägung zu ziehen, wenn es uns gleich aus Mangel an Kenntniß nicht möglich ist, hier das ganze Detail zu umfassen.

Die Letten sind ungemein starke Geneologen; sie geben viel auf eine gute Familie und verfolgen die Verwandtschaft des Bluts bis in die entferntesten Grade. Die nahen, näheren und nächsten Verhältnisse der Blutsfreundschaft, in welchen man mit Jemandem steht, wer-

*) Es ist kein Zweifel, daß die Letten viele solche Sprachschätze verloren haben.

den beständig von ihnen erwogen und gern anerkannt. Wir können daher, um gleich die soeben gemachte Behauptung, daß das lettische Lexikon in manchen Branchen reicher an Geprägen sei als das unsrige, die unendliche Menge von Worten citiren, welche die Letten für verwandtschaftliche Verhältnisse gebildet haben. Vetter, Oheim, Muhme, Neffe, Base, Aeltervater, Schwager, Schwägerin, das sind ungefähr die einzigen eigenthümlichen Namen, welche wir für entferntere Verwandtschaftsgrade besitzen. Noch entferntere bezeichnen wir durch Zusammensetzungen und sagen z. B. „die Brudersöhne meines Mannes." Auch unterscheiden wir bei der Schwagerschaft nicht, ob sie durch die Frau oder den Mann begründet worden sei. Der Schwester-Mann heißt bei uns Schwager, wie des Weibes Bruder, des Ehegemahls Bruder ebenfalls u. s. w. Eben so unterscheiden wir bei der Vetterschaft nicht der Schwester und des Bruders Kinder, nicht des Mutterbruders, der Mutterschwester und der Vaterschwester Töchter und Söhne. Alle heißen ohne Unterschied Schwäger, Vettern und Basen.

Nicht so bei den Letten; sie haben alle diese verschiedenen Verhältnisse aufgefaßt und in eine bestimmte Stufen-Scala mit festen Benennungen gebracht, die vollständig hier aufzuführen fast unmöglich wäre. So hat bei ihnen der Schwiegervater einen eigenen Namen: Tewozis; die Schwiegermutter: Mahsize; des Weibes Brüder dagegen: Swainis; des Weibes Schwester: Swaine; der Schwester Mann: Snohte; des Bruders Weib: Mahrscha; des Weibes Schwester Mann: Kelluwaines;

des Mannes Bruders Weib: **Eetala.** (Bei uns heißt dieß Alles bloß Schwager und Schwägerin.) Des Bruders Sohn heißt: **Brahletis**; der Schwester Sohn aber: **Mehsens**; des Mannes Bruders Sohn: **Dewerens**; des Weibes Bruders Sohn: **Swainens**; des Bruders Tochter: **Brahlene**; der Schwester Tochter: **Mahsene**; des Mannes Bruders Tochter: **Deewerene**; des Weibes Bruders Tochter: **Swainene.** (Bei uns heißt dieß Alles nur Nichte und Neffe.)

Fast eben so weit gehen sie mit der Gevatterschaft, wobei sie sowohl das Verhältniß der Gevattern unter einander und zum getauften Kinde, als auch dasjenige zum Vater des Kindes unterscheiden. Alle Gevattern, die zur Taufe standen, heißen unter einander: **Sankumi.** In ihrem Verhältnisse zum Vater des Kindes haben sie den Namen **Kumi.** In Bezug auf das Kind werden sie **Kristatehws** und **Kristamahte** (Christmutter und Christvater) genannt, und das Kind in Rücksicht auf sie heißt **Kristadels** und **Kristameita** (Taufsohn und Tauftochter).

Die Letten haben von jeher der Natur sehr nahe gestanden, und die ganze Ausbildung ihrer Sprache ist nicht von solchen Menschen bewerkstelligt worden, die in Studierstuben und Salons lebten, sondern von solchen, die, in den Wäldern und Sümpfen jagend, ackernd, hütend, zwischen den Thieren und Pflanzen der Wildniß herumstrichen. Trotz des rauhen Klimas ihres Landes leben die Letten mehr im Freien als der Deutsche. Ihre Wohnungen liegen nicht in Dörfern vereinigt, sondern einzeln in der Wildniß umher. In den Sommernächten

schläft oder wacht die ganze Hälfte der lettischen Menschheit im Freien, bei den Feldarbeiten, auf den Jagden, als Pferdehirten, als reitende Boten.

Kein Wunder, daß die Letten daher der Natur viele Eigenheiten abgelauscht und der Naturtöne so viele in ihre Sprache aufgenommen und nachgeahmt haben, wie sie selten eine Sprache aufzuweisen hat. Daß unsere deutsche Sprache hierin von der lettischen bei Weitem übertroffen wird, zeigt sich schon darin, daß die bei und mit den Letten wohnenden Deutschen eine Menge von diesen durch die Letten articulirten Naturlaute bei sich eingebürgert haben und bei Beschreibung von Tönen sich gewöhnlich germanisirter lettischer Ausdrücke bedienen. So spricht ein livländischer Deutscher, wenn er von der Jagd redet, von dem „Knauks“ und „Skrauja“ (lettischem Jagdgeschrei) der Flinten und Jäger, dem Geheul der Hunde und Wölfe, dem Geschrei der Auerhähne, fast immer halb deutsch, halb lettisch.

Bei uns „brüllen“ der Löwe, der Ochs, die Kuh und andere Thiere auf gleiche Weise, obgleich die Töne dieser Thiere alle sehr verschieden sind. Die Letten haben diese Verschiedenheiten aufgefaßt und wiedergegeben, und bei ihnen heißt das „Brüllen“ der Löwen „**ruhkt**“, das des Ochsen „**maurobt**“, das der Kuh „**blaut**“. Und wenn man im Lettischen vom Ochsen blaut sagen wollte, so klänge dieß eben so lächerlich, als wenn man im Deutschen sagte: „der Ochse blökt.“

Bei uns „summen“ alle Insecten und Bienen, die Fliegen, die Mücken, die Bremsen u. s. w., und doch sind

die Töne aller dieser Thierchen verschieden gestimmt. Die Letten machen hier Unterschiede. Das Summen der Bienen nennen sie „duhkt“, das der Bremse „spindelcht“ u. s. w. Eben so unterscheiden sie das verschiedene Geheul der Thiere. Vom Hunde sagen sie „gaudeht“, vom Wolfe „kaukt“ u. s. w.

In wie vielen Fällen sind wir schon blos mit dem, jeden lauten, hellen, unarticulirten Ton bezeichnenden Worte „Schreien“ zufrieden! Der Vogel „schreit“, die jungen Vögel „schreien“, die Eulen, die Kraniche u. s. w. „schreien“. Bei den Letten ist jedes Geschrei verschieden. Von den Turteltauben sagen sie „waideht“, von den kleinen Kindern „wakschkeht“, von Menschen überhaupt „brehkt“, vom Kranich „kleegt“, von den Eulen: „uhboht“. Ja nicht nur die Geschreie der verschiedenen Thiere werden unterschieden, sondern oft bei jedem einzelnen Thiere noch wieder die verschiedenen Töne, die sie bei verschiedenen Gelegenheiten hervorbringen; so z. B. heißt das Schreien der Hähne, wenn sie vor einem Habicht fliehen, „kohrkt“, wenn sie brüten wollen, „kluksteht“, indem sie legen, „kladsinaht“. Eben so heißt das Gebrüll der Kuh im Allgemeinen „blant“, ihr Ruf aber, wenn sie gemilcht sein will, „stenneht.“

Jeder kurze schallende Ton heißt bei uns „Klatschen“, und doch wie verschieden ist das Klatschen mit den Händen, mit der Peitsche, das Geklatsche des Wassers, wenn es vom Dache fällt. Das erste nennen die Letten „plaukschkeht“, das zweite „plikschkeht“ und das dritte „pukschkinaht“. Das Brausen des Windes heißt im Allge-

meinen „brahsdeht", und wenn er durch die Bäume geht, „schalkt", das Brausen des Wassers „tschurgsteht".

Das Pfeifen auf der Schilfflöte heißt „duhdoht", das mit dem Munde „swilpeht", das der Maus „pihksteht", das der Vögel „tscheebt", das der kleineren Vögel „speegt" und das des Windes „smildseht".

Das Zischen des Feuers und Wassers heißt „tschuksteht" und das der Schlange „schnakt".

Das Klappern der Mühle nennen sie „klabbinath" und das des Storches „parkschkinaht". Und so giebt es noch eine unzählige Menge solcher Worte, die sich alle, wie grabbeht, tschabbeth, tschaksteht, tschihkoht, tschingsteht, tschirksteht, bursiht, barsiht, mit unserem Klirren, Knattern, Knarren u. s. w. nur sehr unbestimmt und im Allgemeinen wiedergeben lassen, da sie lauter Töne bezeichnen, die in ihrer Lahmheit und Mattigkeit, oder in ihrer Schärfe und ihrem Klange, sowie in dem sie veranlassenden Gegenstande, sehr genau bestimmt sind. Der Ton des schrillenden Sandes, des schreienden Schnees, des knisternden Feuers, alle finden ihr Echo in der lettischen Sprache, und es ist daher wahrscheinlich, daß man in ihr so kräftige und lebendige Naturschilderungen dichten könnte wie selten in einer Sprache.

Weil das Leben und Wesen der Letten weit mehr auf das Aeußere gerichtet ist, weil sie daher auch für die Auffassung aller Aeußerlichkeiten so ungemein scharfe Sinne haben, und weil ihr inneres Leben ein rein poetisches und phantastisches ist, nichts weniger aber als ein beschauliches, reflectirendes und zerlegendes, so ist ihre Kenntniß des

Wesens und der Regungen des geistigen Seins, das in uns Menschen schafft und webt, nicht groß, und ihre Sprache ist auffallend arm an Worten für die verschiedenen Zustände und Seiten unseres Geistes. Sie haben dafür eigentlich nur ein Wort: „prahts", das noch umfassender ist als das griechische νοῦς. „Prahts" bedeutet bald Geist, bald Seele, bald Verstand, Vernunft, Wille, Gemüth, bald Aufmerksamkeit, Begierde, Muth, Gewissen und im Pluralis sogar „die Sinne". Es ist daraus, besonders aus der letzten Anwendung des Wortes offenbar, daß den unkritischen Letten sein inneres Wesen dunkel und in einem unentwirrten Knaule vor Augen liegt.

Wenn auf diese Weise der auf das Aeußere gerichtete und unphilosophische Sinn des Letten seine Sprache reich an onomatopoetischen Worten machte, arm aber an abstracten Begriffen und Namen ließ, so brachte dagegen seine betrübte, ärmliche, kümmerliche und untergeordnete Stellung wieder eine andere Art von Reichthum hervor. Da die Letten nie selbstständig dastanden, sondern immer von Anderen Gnade erwarteten, da sie nie in Ueberfluß leben und sich freuen, wenn sie das Nothdürftigste haben, so ist ihre Sprache daher ungemein reich an Worten für Elend, Armuth, Noth, Kummer, Sorge, und eben so reich an Ausdrücken und Redensarten, die um Gnade, Erbarmen, Güte und Huld flehen. Wenn ein Lette von seinem Herrn etwas bittet, so pflegt er eine unendliche Menge bittender und flehender Redensarten hinter einander herzusagen, die alle mit einander die verschiedenartigste,

starke und stärkere Variation auf das eine: „ich bitte, gewährt mir das!“ sind

Eins der allercharakteristischesten Capitel aber aus dem Lexikon und der Grammatik der Letten ist die Bildung der Diminutiva. Die Letten haben ein, ich will nicht sagen, so liebevolles und tief fühlendes Gemüth, doch ein so weiches, so beständig liebelndes und tändelndes Herz und dabei eine so lebhafte Phantasie, einen so wenig großartigen Geist, der nur beständig das Kleine und Kleinliche liebt und sucht, und ein so schmeichlerisches Wesen, daß sie daher beständig geneigt sind, von allen Worten Diminutiva zu machen, und daß daher das Capitel derselben in ihrer Grammatik eins der längsten ist.

Wir führen daraus einige Sätze an, die geeignet sind, diese Seite des lettischen Volksgenius etwas näher zu beleuchten. Wir Deutschen haben für die Substantiva nur zwei Diminutiv-Endigungen, „chen“ und „lein“, die Letten aber haben für jede ihrer sechs Declinationen eine oder zwei verschiedene. Wir Deutschen bilden gewöhnlich nur von Substantiven, selten von Verbis Diminutiva, die Letten aber sogar auch von den Adjectiven und Adverbien, wie z. B. „maggeniht maise“, ein weniglein Brod. Wir Deutschen verkleinern in der Regel nur solche Worte, die einer Verkleinerung fähig sind, oder deren Substrate wirklich klein erscheinen, die Letten aber machen dieß fast mit allen Worten und Begriffen und sprechen daher immer von „Gottchen“, „Felslein“, „Flüßlein“, „Berglein“, „Männlein“ und „Häuslein“ auch da, wo diese Sachen riesig groß sind. Wir begnügen uns mit einer einmaligen Diminuirung des

Worts und Begriffs, die Letten aber diminuiren das schon Diminuirte sehr häufig noch einmal und bilden zahlreiche Subdiminutiva, die dann sogar oft noch zum dritten Male diminuirt werden, so z B. „Brahlis“, Bruder, „Brahlihts“, Brüderchen, „Brahlulis“, ein Brüderleinchen, „Brahlulitis“, ein ganz klein Brüderleinchen. Dieß kann dann so noch weiter fortgesetzt werden wie die Einschachtelung eines Kästchens in das andere.

So sind verschiedene Diminutiva von „Mahte“, Mutter, folgende: „Mahtite“, „Mahminja“, „Mahmulite“, „Mahmulinja“, oder von „Meita“, Mädchen, „Meitinja“, „Meitene“, „Meitite“, „Meitenite“, „Meitscha“ und „Meitschinja“. Ja die Sprache läßt Denen, die à la Lette zu kosen und zu schmeicheln Lust haben, so viel Freiheit in Erfindung von Diminutiven, daß man solche Reihen noch in's Unbestimmbare fortsetzen könnte. Wie auf der einen Seite diese Ueberschwänglichkeit der Diminutivbildung, so ist auf der anderen Seite der völlige Mangel aller Augmentativa eben so charakteristisch.

Der lettische Sprachbau und Wortstoff ist noch ungemein dürftig durchgearbeitet, und man kann daher nach den Acten, wie sie vorliegen, nur noch zu sehr unbedeutenden Resultaten gelangen. Doch lehrt schon das Vorhandene, wie selbst in den Declinationen und Conjugationen die lettische Sprache viele Vorzüge vor den neueren gebildeten europäischen Sprachen mit der alten griechischen und lateinischen voraus hat.

Auf eine höchst merkwürdige Weise haben die Deutschen an der Ausbildung des lettischen Sprachstoffs gear-

beitet und arbeiten noch daran. Sie haben bei ihren Bibelübersetzungen, ihren Gesang- und Schulbüchern, ihren Naturgeschichten, Physiken, moralischen und poetischen Schriften, die sie den Letten lieferten, viele Tausende von neuen Worten gebildet, wodurch sie die Bildungsfähigkeit dieser Sprache und Nation genugsam erwiesen. Freilich haben sie zu gleicher Zeit viele deutsche Wendungen und Worte mit hinüber getragen, so daß in dem Munde manches Deutschen die Sprache sogar fast ein Halbdeutsch geworden ist.

Den Deutschen fällt die richtige Erlernung des Lettischen durch viele Feinheiten seiner Pronuntiation besonders schwer. Dahin gehören vor Allem die sogenannten virgulirten Buchstaben oder Laute der Letten. Wie die Russen nämlich am Ende jeden Consonanten auf zweierlei Weise aussprechen, entweder auf eine weiche oder harte Weise, so haben auch die Letten wenigstens für einige Consonanten zweierlei Arten der Aussprache, eine harte, bei welcher der Consonant so lautet wie gewöhnlich bei uns, und eine weiche, wobei er auf ähnliche Weise modulirt wird wie das l in dem französischen Worte mouillé. Namentlich tritt diese Virgulirung bei'm s, n und Doppel-k ein. Für's Auge wird dieselbe durch einen kleinen Strich angedeutet, so daß daher neben dem s, n, k und l noch die Buchstaben ꞩ, ꞥ, ķ und ł in ihrem Alphabete vorkommen. **Wiꞥꞥa** (Jene) lautet daher ungefähr wie **Winja**, **Zełła** (der Weg) wie **Zelja**. Das **j** wird dabei aber kaum durchgehört. Das doppelt virgulirte **k** wird auf eine dem Ausländer fast unnachahmliche Weise aus-

gesprochen, und wenn sonst durch gar nichts, so verräth er sich doch dem fein hörenden Letten gewiß durch die Weise, wie er z. B. das Wort **Skukķis** (die Dirne) ausspricht, welches weder **Skukkis**, noch **Skutches**, noch **Skukjes**, sondern eben ganz eigenthümlich lautet.

16) Sprüchwörter.

„Ich kenn' ihn, Horatio, ein Bursch' von unendlichem „Humor, voll von den herrlichsten Einfällen."

Bei jedem Volke findet man gewisse allgemein gebräuchlich gewordene Redensarten, welche gewisse allgemeine Wahrheiten, Lebens= und Klugheitsregeln, Beobachtungen über Menschen und Begebenheiten enthalten, ein= für allemal bestimmt und ausgeprägt, die von Munde zu Munde gehen und daher Sprüchwörter genannt werden.

Wenn sie ihre Meinung kurz, bündig und pikant und in einem dem Volke zusagenden Bilde schön und faßlich vortragen, so erhalten sie sich oft lange Jahrhunderte im Gebrauche. Da die Gleichnisse, welche sie enthalten, immer aus der das Volk umgebenden Natur geschöpft sind, da sie zugleich auch wiederum nur für die Verhälnisse gemacht sind, in denen das Volk lebt, und endlich auch ihr Gewand je nach dem Scharfsinne und Witze des Volks mehr oder weniger geschickt gewebt ist, so charakterisiren sie mehr als Alles dasselbe in seinen Verhältnissen wie in seinen Naturanlagen.

Je mehr ein Volk dem Naturzustande treu bleibt, desto mehr Sprüchwörter setzen und erhalten sich bei ihm

in Umlauf, je gebildeter aber ein Volk wird, desto mehr kommen die sprüchwörtlichen Redensarten außer Cours, weil die Bildung alle pikante und grelle Färbung der Rede abschleift und daher auch den Redensarten die Kraft benimmt, sich allgemeine Anerkennung und Gebrauch zu verschaffen. Die Gebildeten machen nur zierliche Bonmots, deren Feinheiten wiederum nur der Gebildete versteht. Das rohe Naturvolk aber münzt Wahrheiten aus, deren Gold aller Welt einleuchtet, und die sich so allgemein beliebt machen wie Naturschönheiten.

Es giebt Völker, die so naturroh und so poetisch, witzig und scharfsinnig dabei sind, daß sie beinahe immer in poetischen Bildern und treffenden Sprüchwörtern reden. Zu ihnen gehören die Letten, deren Sprüchwörterschatz so reich ist wie selten der irgend einer Sprache. Wir wollen hier versuchen, einige der für sie bezeichnendsten Sprüchwörter in ihrem Zusammenhange mit dem Nationell, den Sitten und den Umgebungen des Volks zu zeigen.

Die Letten sind weder Staatsmänner, noch Gesetzgeber, noch Kaufleute, noch Schiffer, noch Gelehrte, noch Künstler, ja es ist kaum zu nennen, was Alles sie nicht sind. Sie sind ein Volk, das einzig und allein aus Pferdehirten, Spinnmädchen, Schafhüterinnen, Gänsejungen, Waldwächtern, Jagdburschen, Pflügern und Dreschern besteht. Und doch ist der Mikrokosmus der menschlichen Zustände so groß, daß sich auch in ihren kleinen Verhältnissen überall die größten Wahrheiten und Gesetze rückspiegeln und daß auch sie in ihrem engen Kreise überall

die schönsten, allgemein gültigen Erfahrungen und Lebensregeln sammeln können.

Wenn man mit deutschen, französischen oder englischen Augen dieß kleine Völkchen ansieht und nach unserem Maßstabe abschätzt, so sollte man glauben, es sei bei ihnen Alles eben, gleich und einerlei, wie, wenn man von einem Berge aus ein Hügelland überschaut. Man ahnt nicht die Welt von Bergen und Thälern, die noch in hundert Abstufungen darunter liegt. Hoffart und Stolz, Hochmuth und Bescheidenheit, Demuth und Niederträchtigkeit, Heldensinn, Großmuth, Unduldsamkeit, Tugend und Laster, der Teufel und die Engel spielen auch auf ihrem engen Theater ihre Rolle. Glück und Unglück, der mächtige Jupiter, der schöne Apollo, die reizenden Grazien, ja das Fatum, die Nemesis und die „Namenlosen" selbst mischen sich auch in die winzigen Angelegenheiten der lettischen Hirten und Pflüger.

Wenn man dieß nicht immer vor Augen hat, so könnte man sich z. B. sehr darüber wundern, woher die Letten dem Mephistopheles so scharf in's Angesicht gesehen haben, daß sie ihn so treffend zeichnen können, wie sie es in dem Sprüchworte thun: „Laßt ihr den Teufel in die Kirche, so will er auch die Kanzel besteigen." In der That scheint der lettische Mephisto, der im Dienste der Hölle sogar Gottes Wort verkündigt, selbst dem Göthischen an unerhört genialer Frechheit nichts nachzugeben. Von dem „Nelabbais" (dem Nichtguten), wie die Letten den Teufel begütigend nennen, sprechen noch viele andere lettische Sprüchwörter, die so viele feine Eigenthümlichkeiten an ihm aufdecken,

daß sie der Beobachtungsschärfe der Letten viele Ehre machen.

Doch mag uns dieß noch weniger Wunder nehmen, da nach dem lettischen Sprüchworte: „Dem Wolfe im Walde zeigt Niemand den Weg", der Teufel überall seine Wege selber findet und sich allenthalben mächtig zeigt, als Das, was sie, die wir als unerzogen und simpel betrachten, von einem unerzogenen, einfältigen und erfahrungslosen Menschen sprüchwörtlich sagen: „Er ist in einer Tonne erzogen und durch's Spundloch gespeist." Es müssen nicht wenig gescheite Leute gewesen sein, die einen Simplicius so pikant und scharf bezeichnen konnten.

Auch sonst wissen sie gar wohl, wie es in der Welt geht. Sowohl haben sie bemerkt, daß ein Unglück selten allein kommt, denn sie pflegen zu sagen: „Eines Unglücks Anfang an des anderen Ende", als auch, daß man die Erynnien nicht viel bei Namen nennen muß, um sie nicht zu reizen, oder daß man, wie wir sagen, den Teufel nicht an die Wand malen soll, denn sie sprechen: „Wilku ſsauz, wilks klaht," „rufe den Wolf, da ist er", als auch, daß bei allem Glück und Unglück so viel Unabwendliches und Vorherbestimmtes zu sein scheint, denn sie sagen: „Was keimen soll, das keimt, was knicken soll, das knickt."

Aber eben so ist ihnen auch nicht entgangen, daß menschliches Schaffen und Zuthun doch auch Vieles zum Guten wenden könne, und daß Dem, der da anklopft, aufgethan wird, oder daß, wie sie sprüchwörtlich

sagen, „eine Henne, die unverdrossen scharrt, manches Körnchen findet.“

Viele lettische Sprüchwörter erinnern ganz und gar an die von anderen Völkern ausgeprägten, und manche Dinge scheinen auch in der That sich so allgemein in der Natur zum sprüchwörtlichen Vergleiche darzubieten, daß sie fast von allen Völkern zur Bildung von Sprüchwörtern verwandt werden; doch tragen selbst solche dann auch die Farbe des Landes. So sagen wir: „ein Sperling in der Hand ist besser als zehn Tauben auf dem Dache.“ Die Letten drücken dieß fast eben so aus, nur mit Unterschiebung der Vögel, mit denen sie sich mehr beschäftigen, indem sie sagen: „Eine Meise in der Hand ist besser als ein Auerhahn auf dem Baume.“

Dem Lateinischen: „Optat ephippia bos piger, optat arare caballus“ ähnlich, aber nach lettischer Weise viel naiver und lebendiger ausgedrückt ist das Sprüchwort: „Zuhka raggus gribb, kasa ne dohd“, „das Schwein wünscht sich Hörner, aber die Ziege giebt sie nicht.“ Fast eben so wie in der Schweiz sagen die Letten, deren Land gleichfalls mit einer Menge von Feldsteinen besäet ist: „Ein Stein, der oft gehoben wird, grünt nicht ein.“ Und wieder an das deutsche: „mit einem silbernen Spinnrocken spinnen“ erinnernd ist das lettische: „ar selta makschkeri makschkereht“, „mit einer goldenen Angel angeln.“

Sehr merkwürdig ist es, daß gewisse Personen-Namen bei den Letten ganz in derselben Anrüchigkeit zu stehen

scheinen wie bei uns, so Peter, so auch Johann, von dem sie sagen: „Jahnis kalna, Jahnis leijâ", d. i. „Hänschen auf dem Berge, Hänschen im Thal", was unserem „Hänschen in allen Gassen" gleichkommt.

Das lateinische Sprüchwort: „Interdum bonus dormitat Homerus" geben sie so: „Ir wezzi laudis brinijas" „auch alte Leute schreien zuweilen Wunder."

Das Weißbrod ist bei den Letten eine große Rarität wie Kuchen, weßhalb auch kleine Geschenke von Weißbrod hoch aufgenommen werden, und sie das deutsche Sprüchwort: „Nur den Reichen wird geliehen" so geben: „Wer giebt den armen Kindern Weißbrod?"

Daß die Bären und Wölfe in ihren Sprüchwörtern eine eben so große Rolle spielen wie in ihren Wäldern, wird man natürlich finden. In der That kommt fast in jedem fünften Sprüchworte der Wolf oder, wie die Letten ihn auch nennen, „der Waldmann, der Waldherr" vor. Denn dem wirklichen fleischernen Wolfe folgt immer wie sein Schatten in der Einbildung der Letten ein dämonisches Wolfsgespenst, gleichsam der böse Genius des Wolfs. „Wilki! Wilki!" (Wölfe! Wölfe!) ruft der Lette seinem schreienden Kinde zu.

„Er lief vor dem Wolfe und stieß auf einen Bären," und „er befürchtet den Bären sogar im Hafer" (von einem Mißtrauischen oder Eifersüchtigen) sind andere Beispiele zu den schon vorhin angeführten, wie dann auch dieses noch: „Mag man mich Wolf oder Bär schelten, wenn man mich nur nicht in den Wald treibt."

An die Vorstellung von den Wölfen und Bären reihen die Letten die von ihrem Erbherrn. Daher sagen sie von einem Hunde, der viel bellt: „Der ruft seinen Erbherrn," und eben so auch von einem Menschen, der sehr ausgelassen und lustig ist, der viel Lärmen und Aufwand macht. Im ersten Falle verstehen sie unter dem Erbherrn den Wolf im Walde, im zweiten den Herrn im Schlosse. Das Sprüchwort: „Pats gano, pats wilks" („selbst ist er Hirte, selbst ist er Wolf") geht auch auf harte Erbherren, welche die Bauern nur füttern, um sie zu fressen, und eben so das sehr häufige: „Einem Hunde wächst kein Wolfspelz," womit sie auf ihre eigene Aermlichkeit gegenüber dem Reichthume ihrer Herren hindeuten.

Wie Weißbrod so ist auch Obst bei ihnen selten, und schönes Obst ist daher ein Symbol von Luxus und üppiger Tafel; daher geben sie unser: „Wer da hat, was da klingt, der hat auch, was da springt", so: „kam ahboli, tam meslóti," „wer Aepfel hat, der hat auch Gäste."

Bedeutend poetischer geben sie unser Sprüchwort: „Schreib' die Schuld in den Schornstein" so: „Das bezahle die Schaufel" (d. h. das Grab, der Tod), und sehr hübsch pflegen sie den Fleißigen, wenn er tüchtig ißt, so zu entschuldigen: „Das Vögelchen, das früh aufsteht, wischt auch früh seinen Schnabel."

Sumpf und Moräste verleiden den Letten das Leben oft genug, weßhalb sie auch in ihrer Vorstellung der Sitz vieler

bösen Geister sind. Sie weisen daher auch mit dem häufig sprüchwörtlich wiederholten Ausrufe: „**Purwâ un ello**“ (in den Sumpf und die Hölle) alles Böse dem Moraste zu.

Die Weiber halten sie nicht hoch und weisen sie immer aus den Berathungen der Männer hinaus mit dem ungalanten Sprüchworte: „Freilich haben die Weiber lange Haare, aber einen kurzen Verstand.“

Es gilt bei den Letten wie bei uns, daß der Stolz mit der Schmeichelei wächst und eben so das Glück trotz des blassen Neides. Beides drücken sie sehr kraftvoll aus, jenes so: „Je mehr du die Katze streichelst, desto höher hebt sie den Schwanz,“ dieses so: „Je mehr man dem Bären flucht, desto fetter wird er.“ Auch bei ihnen kehrt man sich nicht an wirkungslose Flüche, denn „der Katzen Flüche steigen nicht zum Himmel“ sagen sie. Auch bei ihnen dringt der Dulder durch, denn es heißt bei ihnen: „Wer Böses leidet, der wird Gutes sehen.“ Besonders macht auch bei ihnen Der sein Schnittchen, welcher die Griffe versteht, nach dem Sprüchworte: „**Kas mahk, tam nahk,**“ „wer kann, dem kommt's.“ Und selbst die Zunge und Rede ist bei den Letten so gewaltig wie bei Salomo, der behauptet, sie sei ein zweischneidig Schwert, ganz wie die Letten, welche sagen: „Die Zunge haut um wie ein Beil, die Zunge hängt auf wie ein Strick.“

Dem Prahler rufen sie zu: „**Ko ta leeliba makha?**“ „Was kostet die Prahlerei?“ und dem nach dem äußeren Scheine Urtheilenden: „Sieh dem Manne nicht nach

der Mütze", und Den, welcher ein Verhältniß leichtsinnig brechen will, warnen sie mit einem verständlichen Bilde: „Abgeschnitten Brod klebt nicht wieder an."

Nicht wenig gesalzen sind auch noch folgende Redekörner:

„Zeig' ihm dein Herz, er wird dir den Rücken zeigen" (von Einem, der sein Herz einem Harten ausschüttet).

„Eine Schuld ist kein Liebchen."

„Gott selbst säet, er selbst ärntet" (wenn tödtliche Krankheiten herrschen).

„Erbitte dir von Wölfen ein Lamm" (bei einer vergeblichen Bitte).

„Er sucht das Pferd, auf dem er reitet" (von einem Faselhans).

„Das wird bei ihm so lange währen wie bei'm Hunde die Wurst" (von einem Verschwender).

Ihre eigene Armuth und Hilfsbedürftigkeit beleuchten sie in vielen Sprüchwörtern, z. B. in folgendem: „Ein Rasen unter dem Haupte, einen Stab in der Hand."

„Da, Herr, ist das Geld und da auch das Tüchlein", sagen sie, wenn sie dem Herrn auch das Letzte geben müssen. In kleinen Tüchern und allerlei Lappen tragen sie gewöhnlich ihr Geld und andere Kostbarkeiten bei sich.

„Da bleibt des Reichen Goldberg, da bleibt des

Armen Bettelsack", sagen sie vom Grabe; doch bringen auch bei ihnen trotz ihrer Armuth oft Viele ihr Schäfchen in's Trockene. Sie sagen statt dessen nach ihrer Sitte: „Der hat schon seine Bienen abgesetzt."

Das „Natura semper recurrit" geben sie mit einem Bilde so: „Der Rabe bleibt Rabe, man mag ihn baden oder nicht."

Bei einem schönen Roggenfelde sprechen sie scherzhaft: „Hier wachsen herrliche Prügel", indem sie auf den Uebermuth, der aus dem guten Brode und dem Branntwein entspringen wird, anspielen, und wenn Jemand vergebens sich sperrt oder weigert, so sagen sie: „Der giebt dem Windgotte Ohrfeigen."

Es mag hiermit genug sein, um den Geist der lettischen Sprüchwörter anzudeuten, der gewiß kein witz- und gewürzloser ist; doch ist es nicht möglich, auf diesem Felde die Aernte nur einigermaßen vollständig zu machen. Denn nicht nur ist eine Menge alter Sprüchwörter unter ihnen in Cours, sondern auch jeder Lette ist so erfinderisch in Bonmots und Witzreden, daß immer neue wieder in Schwang kommen, und daß selbst die Deutschen immer voll sind von Erzählungen, witzigen und geistreichen Antworten, welche ihnen ihre Bauern gegeben haben. Namentlich aber ihren Herren gegenüber sind sie gewöhnlich geist- und bilderreich, eben weil die glatte Wahrheit hier oft nicht so hervortreten kann und sich oft in schöne Bilder oder hinter einer entfernten Anspielung

verstecken muß, um überhaupt ihre Aufwartung machen zu dürfen.

17) Von der Poesie und dem Gesange der Letten.

„Wer den Dichter will verstehen,
„Muß in Dichters Lande gehen.“

Bereits der alte Prosaiker Kelch macht die Bemerkung, „daß die Letten sehr stark zur Poeterei incliniren,“ und schon aus Dem, was wir über die lettischen Sprüchwörter anführten, ersahen wir, wie hoch poetisch der Sinn dieser Nation sei. Selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung mit dem Letten blickt stets seine dichterische Anlage hervor, überall, selbst bei der Abhandlung der alltäglichsten Gegenstände, hascht er nach poetischen Bildern, oder diese strömen dem Sprecher vielmehr von selbst in Fülle zu. Die Lehren, die sie geben, die Bemerkungen, die sie über Himmel, Wind und Wetter machen, die Klagen über ihre Noth, die Erzählungen von Wald und Feld, die sie dir vortragen, wenn du mit ihnen spazierst, Alles hat einen so farbenreichen Anstrich, als wäre es aus einem Capitel des hohen Liedes Salomonis genommen.

In der That möchte jetzt schwerlich ein Volk in Europa zu finden sein, das so sehr den Namen eines Volkes der Dichter, und ein Land, das so sehr den Namen eines Landes der Dichtung verdiente, als das lettische Völkchen

und das Land der Letten. Selbst Kleinrußland und die Stämme der Kosaken, bei denen auch viel gedichtet und gesungen wird, übertreffen Lettland in dieser Hinsicht nicht. Wir haben bisher nur einzelne wenige Stimmen aus diesem Lande vernommen; die inländischen Deutschen, welche die beßte Gelegenheit zur Beobachtung des poetischen Volksgeistes hatten, haben bisher wenig für die Sammlung ächter Nationallieder gethan. Sie stehen der Sache zu nahe, um sich viel dafür zu interessiren, und es war unter den Deutschen in vielen Gegenden des Landes stets Mode, die Letten in allen Stücken, mithin auch in ihren poetischen Ergüssen zu verachten. Wenn ein Fremder fragt, was die Leute da singen, so heißt es noch jetzt oft: „Was weiß ich! dummes Zeug; von ihrem Dünger, von ihren Holzhacken, das Lob ihrer Herren.“ Selten fällt es Jemandem ein, höhere Bedeutung, uralten Ursprung oder poetischen Werth dahinter zu suchen.

Mit manchen Ausnahmen*) gingen die Deutschen, welche eine poetische Gabe in sich spürten, wohl eher darauf aus, die lettische Poesie zu zerstören als sie einer Beachtung zu würdigen; denn indem sie behaupteten, daß jenes Alles bäuerisch sei, suchten sie durch Uebersetzungen deutscher Lieder und durch ihre eigenen, im Geiste der Nation gedichteten Productionen, die sie an die Stelle der ächten Nationallieder einschoben und in Schwung brachten, „den Geschmack der Bauern,“ wie sie sich ausdrücken,

*) Pastor Bergmann und Professor Uleman in Dorpat haben viele lettische Lieder gesammelt. Ein Prediger in Kurland besitzt deren 2000.

„zu verbessern.“ Der empfänglicheren Ausländer, welche in's Land kamen und nicht mit dem herrschenden Tone fortgingen, waren nur Wenige und noch weniger Solche, die von dort zurückkamen, um uns zu verkünden, was sie hörten und sahen.

Hippel, Herder, ein Engländer Jameson und Andere gaben uns nur einige Proben, und auch wir können wiederum diese Proben mit einigen anderen vermehren. Doch soll es uns hier hauptsächlich darauf ankommen, den Geist der lettischen Poesie näher zu schildern, indem wir dabei einige Liederchen zum Grunde legen, die wir zum Theil selbst aus dem Munde des Volkes gesammelt haben, zum Theil den Proben zu Uleman, Stender, Rhesa u. s. w. entnehmen.

Wir bemerken vor allen Dingen, daß die Poesie der Letten eine wahre und ächte Volkspoesie ist, Dichtung, die das Volk selbst erfand und noch täglich erfindet, die von Munde zu Munde geht und sich wunderbar Jahrhunderte lang in der Tradition erhält, ohne je einer literarischen Verzeichnung gewürdigt worden zu sein. In diesem Sinne existirt in ganz Deutschland, so viel ich weiß, kaum noch irgend eine Spur von Volkspoesie. In den meisten Gegenden ist unser Volk so stumm und gesanglos, daß man glauben muß, unsere poetischen östlichen Nachbarn haben uns in dieser Hinsicht und zwar mit Recht den Titel „Njemtzni“ (die Stummen) gegeben. Hier und da, im Schwabenlande, auf den Alpen u. s. w. wird allerdings noch viel gesungen, und es giebt viele, in gewissen Districten, Provinzen oder auch in ganz Deutschland verbrei=

tete und beliebte Nationallieder; allein entweder sind dieselben in früheren Zeiten vom Volke selbst gedichtet worden, oder es waren einzelne Dichter aus den gebildeten Ständen, welche den Ton des Volkes zu treffen wußten und deren Producte daher allgemeinen Anklang und große Verbreitung fanden. Das Volk als solches ist fast nirgends mehr productiv, oder wenigstens muß seine Productivität gegen die außerordentliche Fruchtbarkeit der, so zu sagen, ganz von Poesie imprägnirten Letten null erscheinen. Die literarische Muse der Gebildeten hat die Volksmuse völlig vernichtet, und wenn irgendwo unter dem Volke ein Talent auftaucht, so bemächtigt sich seiner sofort die Cultur und entfremdet es seinem eigenthümlichen Boden, indem es den wilden Fruchtbaum sogleich aus dem poetischen Walde in den literarischen Garten verpflanzt.

Bei den Letten ist es gerade umgekehrt. Alle Wälder sind voll von wilden Fruchtbäumen, die, wenn auch ihre Früchte noch nirgends aufgespeichert, ja zum Theil auch so eigener Art sind, daß sie kaum einer Aufspeicherung fähig wären, beständig schöne und duftreiche Blüthen erzeugen. Es ist das charakteristischeste Merkmal der lettischen Poesie, als Volkspoesie, daß sie sich keineswegs durch einzeln auftauchende Talente erhält und fortbildet, sondern durch das Volk in Masse. Jeder Lette ist ein geborener Poet, jeder macht Verse und Lieder, jeder weiß sie zu singen. Das Lied dringt ihnen aus der Kehle wie der Lerche.

Bei unseren Dichtern enthält dieß Bild in der Regel nur eine poetische Uebertreibung, bei den Letten ist es buch-

ständlich wahr. Sie denken nicht auf Lieder, sie erkünsteln keine Begeisterung. Kommt die Begeisterung, findet sich die Gelegenheit, so fügen sich auch die Worte und Gedanken in ihrem Munde zu einem Verse. Dasselbe, was Göthe, nach Eckermann, von seinen Liedern behauptete, daß sie alle Gelegenheitsgedichte seien, können auch die Letten von ihnen sagen.

Was wir daher einen Dichter nennen, giebt es auch eigentlich gar nicht unter ihnen. Apollo scheint in den Geistern Aller gleich thätig zu sein. Allerdings ist der Eine oft witziger und geweckter als der Andere und singt vorzugsweise schön und fleißig, doch liegt bei den Anderen der Dichterstoff eben so goldhaltig da, die Sprache ist nur gebundener. Ja, was noch mehr ist, sogar die Blödsinnigen unter ihnen sind geistreich und witzig und finden oft Bilder und Anspielungen, um die sie unsere Koryphäen der Dichtkunst beneiden könnten. Bei uns haben nur einige Leute hier und da eine dichterische Ader, bei den Letten besitzen Alle durch die Bank dichterisches Blut.

Nie oder äußerst selten treten unter ihnen einzelne vor Allen begabte und begeisterte Seher hervor, und wenn dieß wundersam erscheinen könnte, so würde es noch sonderbarer sein, daß diese einzelnen gewöhnlich die schwächsten Productionen geben. Zum Theil erklärt sich Letzteres daher, daß solcher einzeln Hervortretender sich dann gewöhnlich der deutsche Geist bemeistert. Die Deutschen — ein Prediger oder ein Lehrer — nehmen sie in ihre Schule, geben ihnen Begriffe von Metrik, lassen sie Lieder im deutschen Geiste machen und schulen und scheren so

lange an dem Naturbaume, bis keine Spur seines hübschen Wuchses mehr übrig bleibt. Es geht dem Letten dann in poetischer Hinsicht gerade so wie in moralischer, wenn man sie ihren lettischen Bauergehöften entnimmt und auf den deutschen Höfen verdeutscht. Als Letten waren sie ehrlich, tüchtig und achtbar, bei'm Umschmelzen aber werden sie als Verdeutschte betrügerisch, falsch, eitel, hoffärtig und moralisch gehaltlos.

Die lettischen Dichter üben ihre Kunst ganz eben so wie Adam die Moral, ehe er vom Baume der Erkenntniß aß. Sie wissen selbst nichts davon, was schön oder nicht schön ist, doch aber wählen sie das Schöne und Schönste aus einem natürlichen göttlichen Triebe. Sie selbst sind roh und ungebildet, und doch fließen von ihren Lippen die zierlichsten Sprüche, nach denen man auf die feinste innere Bildung schließen sollte. Sie formen die Lieder wie die Muschel die Perle, und zwar mit einer Sicherheit und Accuratesse wie die Bienen ihre Honigzellen, und es giebt deren, die so vollkommen sind, daß selbst dem schärfsten Kritiker ihre Paraphrasirung und die Entwickelung und Beleuchtung ihrer schönen Structur Arbeit machen würde. Die Letten haben nie über die verschiedenen rhetorischen Figuren, über die erlaubten und nicht erlaubten poetischen Licenzen nachgedacht, und doch wenden sie beständig alle jene Figuren in ihrer vollkommensten Reinheit an, und obgleich sie sich kühn Licenzen erlauben, so werden sie doch nie damit die Gränzen überschreiten, die anzugeben dem klugsten Kopfe schwer wäre, die sie aber mit richtigem Tacte vollkommen genau heraustasten.

Man kann den Letten selbst, ihrer Urtheilskraft, ihrer Auswahl u. s. w. wenig oder gar kein Verdienst an ihren poetischen Leistungen zuschreiben. Die heilige, wunderbare Natur und der liebe Gott selbst sind es, die aus ihrem Munde sprechen. Wer begreift das Wunder! Sie selbst schreiben sich am allerwenigsten Verdienst dabei zu, ja sie scheinen sogar gewöhnlich ihre Productionen zu verachten, die sie zu genießen oder doch zu würdigen durchaus unfähig sind, wie eine Blume selbst nicht im Stande ist, sich ihrer schönen Blüthe zu freuen. Aber das Produciren selbst macht ihnen Freude, und sie können es so wenig lassen wie der Baum das Blühen.

Gewöhnlich erwidern sie daher auch Jedem, der von dem wunderbaren Hauche ihrer Muse sich angeweht fühlt und Dichtungen von ihnen verlangt: „Herr, es ist ja einfältiges, dummes Bauerngeschwätz, es paßt nicht für Euch.“ Jedoch gilt dieß nur für die Fälle, wo verlangt wird, daß ein Lied aus seiner dunkeln Waldeswiege an das helle Licht der deutschen Sonne hervortrete. Tritt man selbst in ihre Kreise ein, da erscheinen sie Einem als große Kenner. Glüht das Feuer der Poesie, sind die Steine zum Zauberkreise gelegt, da lassen sie sich an keiner Sylbe rütteln, und man würde vergeblich es versuchen, sie zur geringsten Aenderung eines Wortes, das minder kraftvoll oder bezeichnend wäre, zu verleiten. „Es muß so sein,“ heißt es, „so wie wir sagten, ist es besser, denn“ — andere Gründe haben sie natürlich nicht — „es klingt halt schöner und ist viel lieblicher“

Wenn man den Charakter einer gewissen Klasse un-

serer sogenannten Volkslieder, d. h. derjenigen Dichtungen, welche bei uns unter den Bauern, Handwerkern, Bürgern- oder selbst auch unter den Studenten und anderen Theilen der gebildeten Stände beliebt sind und gedruckt oder von Munde zu Munde tradirt cursiren, studirt, so muß man schmerzlich erstaunen, nicht nur über die ungemeine Plattheit und Gehaltlosigkeit der poetischen Ausdrücke, sondern auch über die unschicklichen, oft schmuzigen und unmoralischen Gegenstände, welche gewählt wurden. Und vergleicht man nun mit ihnen den Charakter der lettischen Gesänge, so muß man eben so — aber freudig — erstaunen, nicht nur über die ungemeine Genialität der Gedanken, über die treffende Auswahl schöner Bilder, über den kaustischen, eines Atheners würdigen Witz, über die zarten Hindeutungen und Anspielungen, sondern auch über die Schicklichkeit und sittliche Anmuth der gewählten Gegenstände. Ein, ich will nicht sagen, unmoralisches, sondern auch nur ein irgend anstößiges Thema zum Gesange zu wählen, ist, glaube ich, noch nie einem Letten eingefallen; Alles ist zart, schön, poetisch, duftig und malerisch, der Stoff wie die Form.

Der Geist der lettischen Poesie, der Genius ihrer Muse, ist ein rein lyrischer und zwar lyrisch-idyllischer, sowie der Genius des friedlichen, stillen Volkes selbst, das von jeher nichts Anderes trieb als Ackerbau, Bienen-, Vieh- und Pferdezucht, das seinen geistigen Anlagen und seiner aus diesen hervorgehenden Geschichte zufolge stets in engen Kreisen lebte, von fremden Nationalitäten stets bedrängt und bedrückt wurde und aus dieser engen Um-

gebung beständig in das freie, tyrannen- und schrankenlose Zauberland der Poesie flüchtete. Um sich von diesem lettischen Zauberlande, von den An- und Aussichten, die sich in ihm eröffnen, von den Ereignissen und Scenerieen, die sich auf diesem Theater zeigen, von der Staffage, welche die Maler in der Landschaft angebracht, eine richtige Vorstellung zu machen, und um das ganze Decorations-Material, das den lettischen Dichtern zu Gebote stand, zu erkennen, ist es nöthig, die natürliche Ausschmückung ihres Landes selbst vor Augen zu haben; denn jenes ganze Eldorado ihrer Dichtkunst ist nichts Anderes als dieß wirkliche Lettland selbst, beleuchtet von der goldenen Sonne der Poesie, in der Rosenfarbe der Musik und gehoben aus dem Nebel des irdischen Dunstkreises und, wie in der Fata Morgana der Wüste, rückgespiegelt am Himmel durch die wunderbar wirkende Fata Morgana der Muse.

Das Land der Letten liegt jenseits der Schlösser und Gärten, welche die Deutschen bei ihnen bauten, abseits der Dämme und Chausseeen, welche die Fremden errichteten, und fängt da an, wo die Wege des Landes nur an feinen Wagenspuren über dem Moose hin zu erkennen sind, wo die Wälder und Sümpfe beginnen. Es wölbt sich über diesem Lande eine runde, abgeschlossene Himmelskuppel, an der eine Sonne, ein Mond und viele Sterne hin und her wandeln, die dem Lande Segen und Fülle spenden. Die Jahreszeiten, welche durch dieß Land tanzen, haben Reize, die man unerschöpflich findet, wenn man die anderen Länder nicht kennt. Ein wunderbar an schönen Gaben reicher Frühling folgt einem langen Win-

ter, der rauh und leidenvoll ist, aber die menschliche Wohnung, den harmlosen Herd, die Spinnstube und die gesellige Flamme um so trauter und freundlicher erscheinen läßt. Wilde Stürme und kalte Tage lassen den Menschen vielfach leiden, doch ergötzen auch die raschen Fahrten auf der glatten Schneebahn und den krystallenen Seeen, Bewunderung erregen die brillanten Nordlichter, die häufigen Neben- und Doppelsonnen, die diamantenen Rauhfröste und unheimlichen Nebel und andere nicht seltene Phänomene.

Der nordische Frühling fährt aus dem Winter hervor wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter und steht plötzlich wie ein wundervolles Phantasiebild vor den Augen. Er führt Schaaren von lieblichen Sängern herbei, mit denen sich die Wälder beleben, und streut eine Fülle von Blumen über Wiese und Feld. Der Sommer ist kurz, aber zauberisch. In Hast reifen die Früchte des Feldes, und in den hellen Nächten wie am Tage schaffen die Sonne und die Arbeiter und singen die Vögel und Menschen. Der Herbst ist reich an Früchten und Schönheiten, und für den Hunger und Kummer des Frühlings suchen die Leute sich in der Fülle des Herbstes zu entschädigen.

In den Wäldern des Landes hausen Wölfe und Bären, Füchse und Luchse, durch das Gebüsch bricht das Riesenthier des Nordens, das hohe Elen, in den Zweigen der Bäume scherzen springende und fliegende Eichhörnchen, und in ihren dunklen Verstecken nisten die Auerhähne, die Eulen und Adler, und außerdem in allen Ge-

büschen eine solche Fülle zwitschernder Vögel, wie sie bei uns in Deutschland nicht vorkommt.

Unter den Bäumen des Waldes zeichnen sich die Fichten durch ihren hohen Wuchs, die Birken durch ihre Zierlichkeit, die Eichen durch ihre ehrwürdige Kraft, die Pappeln durch ihr wunderliches Blattgesäusel aus. Auf den Wellen der Seeen schwanken hübsche Wasserlilien, und an ihren Rändern rauscht der Wind im Schilfe, und tausend Blumen zieren den Teppich der Wiese. Der Bäche giebt es genug und an ihren Ufern manche reizende Waldeinsamkeit, von deren friedlichem Geiste die Hirtenburschen sich erregt fühlen.

Die Menschen des Landes wohnen in einsamen kleinen Gehöften, die zwischen Wald, Acker und an den Flußufern zerstreut sind und oft sehr reizende Lagen haben. Auch mangelt es ihrer inneren Häuslichkeit für Den, welcher sich mit ihr vertraut gemacht hat, keineswegs an Wohnlichkeit. Die Häuser sind klein, die Geräthe sind klein, und ihre Pferde, Ochsen und Schafe sind ebenfalls klein.

Die Menschen selbst sind kein häßlicher Schlag, und namentlich das weibliche Geschlecht erreicht nicht selten hohe Schönheit. Sie leben aber unter sehr gedrückten Verhältnissen, und eine gewisse Melancholie überzieht mit trüber Färbung selbst die Ausbrüche ihrer Freude. Dabei aber sind sie auch mild und sanft, und selbst in ihren Klagen über ihre Bedrücker sind sie trotz der verhaltenen Rachsucht mehr poetisch und witzig als bitter und finster. Weil sie in Knechtschaft leben und Willkür ihre Familienbande häufig zerreißt, so sieht man bei ih-

nen viele arme Mädchen bei fremden Leuten trauern — arme vergessene Waisen — Kinder finden schlechte Beschützer und Brüder und Schwestern nehmen oft traurigen Abschied. Da ihr Familienleben, je vereinzelter sie wohnen, um so inniger ist, so ist jede solche Trennung oder auch die, welche ohne Zuthun der Herren durch andere Umstände, durch Verheirathungen, durch Soldatenaushebungen u. s. w. herbeigeführt werden, auch um so schmerzlicher. Und da die Heimath des Landmanns nicht wie bei uns das Dorf ist, sondern das Bauergehöfte, so führt auch jede Verheirathung eine Auswanderung aus der Heimath herbei, was bei uns nicht immer der Fall ist, da man nicht selten im Dorfe bleibt.

Die wichtigsten Lebensepochen sind das Leben der Kindheit bei ihren Aeltern im heimathlichen Gehöfte, die Zeit der Sehnsucht, des Hinausstrebens, der Liebe, die Hochzeit und das Leben bei den Schwiegerältern in der Fremde. Für den Mann kommen dazu die Zeit des kriegerischen Treibens, das Alter und endlich der Tod. Die wichtigsten Jahresepochen sind ihnen der Frühling und die Heu- und Kräuterernte, der Herbst mit der Frucht- und Broderernte und den reichlichen Gelagen in seinem Gefolge und endlich der Winter mit seinen Spinn- und Webegeschäften.

Mitten in dieses poetische Land der Letten haben sich fremde Leute eingenistet, die Deutschen, die in prächtigen Schlössern und wunderreichen Städten wohnen und stets in Herrlichkeit und Freuden leben. Sie greifen oft mit grausamer Prosa in das poetische Leben der Letten

ein, doch vernichten sie dadurch nicht die Poesie des Traums, steigern sie vielmehr, und die Letten fliehen mehr und mehr aus der rauhen Wirklichkeit in die Tiefen des poetischen Zauberlandes zurück, eben so wie die Schmerzen gewisser Krankheiten gleichfalls die Lebhaftigkeit der Phantasiethätigkeit erhöhen. Sollten die Letten einmal völlig frei und selbstständig werden und, unseren Bauern gleich, mit den Sorgen und der Noth die Energie, die Geschäfte und die Planmäßigkeit selbstständiger Leute gewinnen, so ist zu vermuthen, daß ihre poetische Energie sich mindern und ihre Phantasie nicht mehr so fruchtbar sein werde wie in dem Zustande ihrer Kindschaft und Bevormundung, in der sie jetzt erhalten werden. Die Freiheit, die Vernunft, das Licht der christlichen Religion sind die Zerstörer dieser im Halbdunkel schaffenden und webenden lettischen Musen.

Dieß also ist eine ungefähre Skizzirung des Stoffes, der dem Letten zu poetischer Besingung vorlag, der Gegenstände, welche sie verherrlichen konnte, und der Conductoren und Erreger, an denen sich das elektrische Feuer ihrer Poesie entwickelte und leitete. Bei der Charakterisirung der Bearbeitungen dieses Stoffes oder der Lieder selbst können wir nun so verfahren, daß wir zunächst die Verschiedenheit der Wahl des Stoffes, der besonders häufig vorkommenden Lieblingsgegenstände, der gewohnten, alt hergebrachten und vorzugsweise gebrauchten Lieblingsbilder oder mit einem Worte die Verschiedenheit der Lieder nach ihrem I n h a l t e berücksichtigen, danach die F o r m betrachten, in welche dieser Stoff gebracht wurde, und end-

lich die Art und Weise des **Vortrages** und der Gelegenheiten, bei denen sie producirt oder reproducirt werden.

I. Inhalt der Lieder.

„O Geist der Liebe, wie bist du reg' und frisch!"

Der Inhalt der lettischen Lieder ist, im Ganzen genommen und im Vergleich mit der Literatur anderer Nationen, wenig reich und manchfaltig. Die Letten hatten weder eine große Vorzeit, noch haben sie eine mächtige Gegenwart. Weder ihre sie umgebende Natur ist großartig, noch ihre politische Lage bedeutsam, noch auch die idyllische Stimmung ihres Gemüthes zur Auffassung des Erhabenen besonders geeignet. Alles, was einen Hirten oder Ackersmann erfreuen oder betrüben kann, Alles, was ein junges Mädchen oder ein Kind zu belästigen, zu erregen und zu erwecken vermag, fällt in das Gebiet ihrer Dichtung. Daher aber sind das Erhabene, das Männliche, die Hymne, die Epopöe, die Dithyrambe, das Königslied, das Heldengedicht, das Drama und alle anderen Ergüsse einer männlicheren und gereifteren Muse ausgeschlossen, oder wenigstens tragen selbst diese Gegenstände, wenn sie hier und da anklingen, ein idyllisches Gewand, und selbst das Epos scheint nicht wie durch ein vollständig besetztes Musikcorps vorgetragen, sondern wie auf der Hirtenschalmei geflötet.

Nur wenige Spuren von geschichtlichen Ereignissen — einige Ueberreste der alten Mythologie des Volkes — sehr viel Liebes- und Klagegesang — religiöse Gefühle — Natur-

schilderungen und Witz- und Gedankenspiele — das ist es, was beständig in der lettischen Poesie wiederkehrt und um das sich alle ihre Lieder und Gesänge drehen. Wir können dieselben demnach in folgende wenig zahlreiche Klassen bringen, nämlich in

geschichtliche Lieder und Gesänge,
mythologische Dichtungen,
Frühlings-, Herbst- und Sommerlieder,
Liebes- und Hochzeitslieder,
Klage- und Grablieder,
religiöse Dichtungen und
Sinn- und Spottgedichte.

Geschichtliche Lieder.

„Wenn was irgend ist geschehen,
„Hört man's noch in späten Tagen,
„Immer klingend wird es wehen,
„Wenn die Glock' ist angeschlagen."

Außer den Lappen ist vielleicht kein Volk in Europa, das eine dürftigere Geschichte hätte als die Letten. Die Spuren früherer geschichtlicher Ereignisse sind daher in ihren Dichtungen völlig unbedeutend, doch scheinen allerdings einige Anklänge davon vorzukommen. So hört man z. B. hier und da Lieder, in denen eine Geliebte, die von Räubern gefangen und über das Meer entführt wurde, beklagt und gesucht wird. Es ist wahrscheinlich, daß solche Lieder, die also von Ereignissen erzählen, welche seit langen Jahrhunderten in diesem Lande sich nicht mehr zutrugen, sehr alt sind und noch aus der Zeit stammen, wo die Letten

eine gewisse Unabhängigkeit genossen und mit den ihre Küste anfeindenden Seeräubern fochten. Gewöhnlich werfen sich dann in solchen quasihistorischen Liedern die Brüder auf's Pferd, um die Schwester zu suchen. Doch sind sie, obgleich in der Regel neun an der Zahl, dabei meistens mehr mit Klagen und Fragen nach dem „goldenen Schwesterchen" bei der Hand als in Thaten geschickt. Aber sonst werden gar keine Heldenthaten, keine ehemaligen Anführer und Könige, keine Art von Kriegszügen besungen, ja, was gewiß höchst merkwürdig ist, nicht einmal der vor 400 Jahren beendigte Kampf gegen die deutschen Eroberer hat irgend eine Spur von Kriegsliedern bei den Letten zurückgelassen. In keinem einzigen Liede findet sich irgend eine Andeutung von Schlachten gegen die Deutschen, irgend eine Beschreibung eines geharnischten deutschen Ritters, die doch den Letten, welche kaum etwas Eisen an ihren Waffen, geschweige denn an ihrer Kleidung hatten, so ungemein auffallende Erscheinungen sein mußten. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß je solche Lieder unter ihnen existirt haben, denn warum sollten sie gerade verloren gegangen sein, während sich noch viele ältere Dichtungen bestimmt und unversehrt erhielten. Die Letten sind das friedliebendste Volk von der Welt, und wie sie am Ringen, Kampfe, Wetten und Wagen keine Freude haben, so war auch ihre Muse nicht geneigt, solche Gegenstände zu verschönern, ganz anders als fast bei allen anderen Völkern, bei den Kosaken, die alle ihre Kriegsthaten besingen, bei den Serbiern, die immer noch von ihren ältesten Türkenkämpfen reden, bei den Schotten, die noch jetzt

sogar Heldenthaten aus der Römerzeit vortragen, bei den Basken, Bretagnern, Andalusiern u. s. w., sogar anders als bei den nächsten Brüdern der Letten, den Lithauern, die allerdings noch häufig in ihren Dichtungen ihrer ehemaligen Züge in die Länder der Polen, Deutschen und Russen gedenken. Diejenigen Lieder der Letten, in denen der Krieg noch jetzt erwähnt wird, gehören gar nicht in diese Klasse. Es sind Klagelieder um den als Rekruten entführten Bruder, worin immer traurige und furchtbare Beschreibungen von den Schrecknissen des Krieges vorkommen, nie aber muthvolle Aeußerungen, die von ihrer angeregten Energie und ihrem Thatendrange zeugten.

Mythologische Lieder.

Das Christenthum wurde den Letten, anders als den Slaven, Gothen, Franken u. s. w., von einer ihr völlig fremden Nationalität mit Gewalt und in Folge einer Eroberung aufgedrungen; es ist natürlich, daß ihre alte nationale heidnische Mythologie ihnen auf diese Weise stets nicht wenig theuer bleiben mußte.

Es haben sich daher bei ihnen außerordentlich viele mythologische Dichtungen lebendig erhalten, und so wie sie noch gern hier und da auf versteckte Weise ihren bösen und guten Geistern opfern, so singen sie noch jetzt ganz offen und unverholen Lobgesänge auf Laima, die Göttin des Glücks, auf Ligho, den Gott der Freude, auf Perkuhns, den Gott des Donners. Ja in allen ihren Liedern kommen so beständig Andeutungen und Erinner=

ungen an die alten Gottheiten vor, daß man nicht einmal ein jedes, solche mythologische Spuren enthaltene Lied für ein ausgemacht altes nehmen kann. Viele von ihnen mögen noch in den christlichen und selbst in unseren Zeiten entstanden sein, jedoch bei denen, welche rein mythologischen Inhalts sind, spricht wohl die Vermuthung für ein hohes Alterthum.

Sehr viele solcher mythologischen Lieder mögen bei dem immer tieferen Eindringen des Christenthums verloren gegangen sein, doch haben sich besonders solche, die aus einer Verehrung der großen Naturmächte entsprungen und der Sonne, den Luft-, Meer- und Waldgöttern gewidmet waren, erhalten. Die „Mescha mahte“ (Waldmutter), die „Juhras mahte“ (Meermutter), die „Wehja mahte“ (Windmutter), dann aber auch Gottes Pferde, Gottes Ochsen, Gottes Geflügel, der Sonne Töchter kommen sehr häufig vor, und sie singen solche Lieder vorzugsweise gern. Vor allen Dingen beschäftigen sie sich natürlich viel mit Sonne, Mond und Sternen, die am Himmel gerade so wirthschaften und mit einander umgehen wie die lettischen Menschen auf Erden. Die Sonne ist noch immer wie in den heidnischen Zeiten mit dem Monde verheirathet.

Der Mond buhlt noch jetzt des Nachts mit den Sternen, worüber die Sonne ihn bestraft:

Sie zerhaut den Mond mit scharfem Schwert.
Warum entführt er denn dem Morgenstern die verlobte Braut?

Zuweilen nimmt sich Perkuhns, der Donnergott, der

beleidigten Sonne an und macht dem Monde Vorwürfe über seine Untreue:

> Was verließest du die Sonne?
> Gewannst die Sterne lieb?
> Was wandelst du einsam in der Nacht?

Im Winter fährt die Sonne zu Schlitten wie andere Frauen, und zuweilen passirt es ihr da auch wie anderen Leuten, daß, wenn sie eben um einen Berg herumfahren will, sie umwirft und in den Schnee fällt, und dann den ganzen Tag nicht zum Vorschein kommt, indem dann dunkle und finstere Nebel den Himmel bedecken. Die lettischen Poeten sprechen mit der Sonne wie mit ihres Gleichen und fragen sie z. B., warum sie hinter den Bergen zögere.

„Ach," antwortet dann wohl die Sonne, „hinter dem Berge sitzt ein armes trauerndes Waisenmädchen. Ihr seht sie nicht, aber ich muß ihre Thränen trocknen."

Die Töchter der Sonne sind ein Theil der Sterne (vielleicht die Planeten?), die Söhne Gottes ein anderer Theil derselben (die Fixsterne?). Diese freien um jene, welche die Sonne bescheiden aussteuert:

> Wo bleiben denn Gottes Pferde?
> Sieh! Gottes Söhne reiten sie.
> Wohin reiten denn Gottes Söhne?
> Der Sonne Töchter auszusuchen.

Die Sonne selbst antwortet ihnen:

> Klein sind meine Kinderchen,
> Klein sind meine Gaben.

Wie es unter Schwägern zu gehen pflegt, so findet

sich auch oft Gelegenheit zum Streit zwischen der Sonne und dem lieben Gott:

Drei Tägelein und drei Nächtelein
Haderte die Sonne mit dem lieben Gott.
Gottes Söhne hatten umgeworfen
Der Sonne Töchter im Schlitten.

Auch werden oft von einzelnen Sonnentöchtern hübsche Geschichten erzählt. So z. B. kommt eine Sonnentochter an ein klares Wasser, ihr Antlitz zu waschen, verliert aber dabei ihren Trauring,

Und es kamen Gottes Söhne
Mit feinen Seidennetzen,
Fischten ihr den Ring, den gold'nen,
Aus des Baches Tiefe.

Zuweilen sind denn auch diese „Sonnentöchter" und „Sonnensöhne" nichts weiter als dichterisch verherrlichte Menschenkinder und bedeuten „hübsche Mädchen" und „hübsche Burschen". Wie die Götter anfänglich vermenschlicht wurden, so wurden nachher die Menschen wieder vergöttlicht.

Nach der Sonne möchte wohl die Laima Mahminja (die Glücksmutter) von allen lettischen Gottheiten am meisten in den Liedern vorkommen, und nach dieser Perkuhns, der Donnerer. Ligho, der Freudengott, hat sich nur noch in den Frühlingsgesängen erhalten, jedoch ist jetzt seine Nennung am Ende jedes Frühlingsliedes: „Ligho! Ligho!" wohl mehr nur ein bedeutungsloser Jubelausruf als eine Apostrophe an den Gott.

Die Stimme der Glück oder Unglück verkündenden Laima hört der Lette noch überall und häufig:

Laima rief, Laima schrie,
Lief über den Berg mit bloßem Fuß.

oder:

So hat es Laima gefügt.

Auch die Erdmutter genießt noch immer, wie wir schon oben erwähnten, hoher Ehre, und wenn in einem Liede es gilt, eine Blume zu pflanzen, so heißt es:

Erdmütterchen, du Blüthenbringerin,
Wo soll ich meinen Rosenstock pflanzen?

oder wenn etwas Verlorenes aufzufinden ist:

Erdmutter, du goldenes Mütterchen,
Wo soll ich Bruder und Schwester finden?

Ein höchst merkwürdiger und beachtenswerther Rest aus uralter Mythenzeit ist der häufige Gebrauch und die Heilighaltung der Zahl 9. Fast überall in den lettischen und lithauischen Liedern, wo eine Zahl angeführt wird, ist es die Zahl 9, d. h. natürlich, wenn die Sache nicht gerade nur ein Pärchen oder auf der anderen Seite Hunderte und Tausende angeht So z. B.: 9 Brüder reiten aus, die verlorene Schwester zu suchen, 9 Aeste hat die Linde, unter deren Schatten ein Mädchen trauert, 9 Ströme durchschwimmt der Jüngling, seine Geliebte zu suchen, 9 Tage will die Sonne vor Betrübniß in Nebel sich hüllen, 9 Bächlein fließen in den Teich, zu dem das Mädchen geht, ihre Kleider zu waschen, 9 Tage verspricht die Sonne, ein verlorenes Schäflein (eine Geliebte) zu suchen. Zuweilen kommen allerdings auch 3 und recht oft auch 5 vor, nie aber 4, 6, 7, 8, 10, 11 u. s. w. Vielleicht wäre diese so ganz eigenthümliche Hochhaltung der Zahl 9 einer der wenigen Anhaltspunkte, auf welche

gestützt die Sprach- und Geschichtsforscher den unbekannten Ursprung der letto-lithauischen Nation entdecken könnten. Man müßte das Volk in Indien nennen, das auch etwa die Zahl 9 so heilig hielte.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Letten alle solche Lieder von Gottes Söhnen, von der Sonne Töchtern und den Müttern der Natur mit besonderer Vorliebe singen. Ihre Phantasie ist dabei immer besonders angeregt, und es ist, als hauche sie dabei ein Gruß aus ihrem alten morgenländischen Vaterlande an.

Frühlings-, Herbst- und Sommerlieder.

„Lieb' und Freundschaft sind uns nah,
„Und ein jeder Tag betont."

Wenn irgend etwas den Letten anspricht, so ist es das geheimnißvolle und stille Leben der Natur, das so ganz seinem Sinn, seiner ganzen geistigen Richtung und seinen irdischen Verhältnissen entspricht, und dessen Tiefe und manchfaltige Bedeutung er mit einem bewunderns-würdigen Ahnungsvermögen aufzufassen weiß. Nicht nur sein natürlicher Hang, sondern auch seine Sitten und politischen Verhältnisse weisen ihn beständig auf die Natur hin und ziehen ihn aus dem Strudel, dem verflachenden und prosaischen Kreise des regen Wirkens der Menschen. Die Letten haben weder Staaten, noch Städte gegründet; sie arbeiten nicht in Manufacturen und Fabriken; ja sie leben nicht einmal in Dörfern beisammen. Wie die Vögel des Feldes nisten sie in einzelnen kleinen Nestergruppen hier

und da im Lande zerstreut. Ihre Hütten und Gärtchen verschwinden in der Masse von Sümpfen, Wäldern und anderen Naturformen, die sie umgeben, und sie haben so wenig Kunst und Anbau um sich her geschaffen, daß sie eigentlich in der unmittelbarsten Berührung mit der Natur stehen. Keine Obstbäume, welche der Mensch pflegte, aber Eichen, Birken und Ahorne, wie sie Gott schuf, beschatten ihre Hütten. Die Wölfe und Bären des Waldes streichen bis an ihren Zaun; das Elenthier und die Rehe mischen sich weidend unter ihre Rinder; die Eichhörnchen scherzen in den Bäumen ihres Gartens, und die Auerhähne und Birkhähne nisten in ihren Feldern. Mit Schwänen und anderem wilden Geflügel ist der See belebt, an dessen Ufer ihre Heimath liegt. Der Lette kennt daher alle diese Wesen genau; er kennt die Sitten und Weisen aller Thiere und versteht die verschiedenen von ihnen ausgesprochenen Charaktere; ja, was noch weit mehr ist und von einem noch weit zarteren Sinne zeugt, er versteht sich sogar auf den Geist der Dryaden, Hamadryaden und Leimoniaden und weiß den Charakter und die Eigenthümlichkeit, die aus jedem Baume, ja auch aus jeder Blume sprechen, richtig aufzufassen und hübsch wiederzugeben.

Könnte man nur den Schatz von Naturbeobachtungen, den der lettische Genius aufgefaßt und in seiner geistigen Schatzkammer niedergelegt hat, heben, es ist keine Frage, die Naturwissenschaften würden sich dadurch wesentlich bereichert finden. Und könnten unsere Dichter die Natur mit dem hellen Auge des Letten be-

trachten, es ist gewiß, ihre poetischen Leistungen würden an Lebhaftigkeit nicht wenig gewinnen.

Anspielungen auf Thiere und Pflanzen sind so häufig in den lettischen Liedern, daß wir fast ein gutes Drittel von ihnen hierher ziehen könnten. Die, welche sich mit der Pflanzenwelt beschäftigen, sind gewiß die interessantesten, weil es so selten ist, daß die Völker auch die Pflanzen in die Kreise des Lebendigen und Begeistigten ziehen, wie die Thiere, deren Leben, als weit mehr ausgesprochen, auch weit allgemeiner anspricht, und weil diese Geistesrichtung eben so wie die Sprache uns augenscheinlich auf das Ur- und Mutterland des Volks nach Indien hinführt.

Nicht nur allgemeine Schilderungen des Pflanzenlebens, des Treibens, Wachsens und Keimens in den Wäldern und auf den Feldern bieten uns die lettischen Lieder, nicht nur solche mehr auf das Aeußere gerichtete Vergleiche, wie sie in allen Liedern vorkommen, z. B. des Wuchses eines jungen Mädchens mit der schlanken Tanne, der Kräftigkeit eines Mannes mit der stämmigen Eiche, des mächtigen Schutzes mit dem Schattendache einer Linde u. s. w., sondern es kommen auch Vergleiche des ganzen Wesens eines Menschen mit dem eines Baumes vor, und sogar Spuren von einem an die indischen Vorstellungen erinnernden Glauben an eine Seelenwanderung und Begeistigung der Pflanzen durch die Seelen gestorbener Menschen.

So wird die Geliebte nicht nur häufig mit einer

Blume verglichen, sondern eine Blume auch geradezu als die Geliebte selbst angesehen:

Eine weiße Blume, eine grüngestengelte,
Schaukelt sich auf dem Wasser;
Es ist mein weißes Liebchen,
Mein grüngestengeltes Schwesterchen*).

oder:

Mit einer Blume rud're ich mein Boot
Meiner Geliebten entgegen,
Und meine Geliebte als Blume
Kommt blühend mir entgegen.

Die Bäume und Blumen sind den Letten so belebt, daß sie an den Leiden und Freuden der Menschen und Thiere Theil nehmen. Die Pflanzen weinen und seufzen in ihren Liedern wie bei anderen Völkern die hohen Götter:

Tief aufseufzen Waldes Fichten,
Niedergebogen von einem Regenschauer,
Bitter weinen so die Kinder,
Deren Vater starb und Mutter.

oder:

In den Krieg hinziehend,
Werf' mein Beil ich in die Eich'.
Keiner ist, der um mich weinet,
Weine denn die grüne Eiche.

Sehr häufig glauben sie ihre Lieben in Blumen verwandelt wiederzufinden:

Es kam die junge Schwester
Am Sonntagmorgen,
Sie pflückte sich eine Knospe
Vom Rosenstrauche:
„Ei, herrlich duftet mein Blümlein,
Die zarte Rosenknospe."
Da erwidert weinend die Mutter:

*) Die Geliebte wird auch häufig Schwester genannt, wie wir unten zeigen werden.

Das ist ja nicht die Rosenblume,
Das ist die Seele meines jungen Sohnes,
Der vor Gram gestorben ist.

Aehnlich in einem anderen, in welchem ein junges Mädchen bei'm Blüthensuchen einen Kranz in den Bach fallen läßt, und da sie das Kränzlein sucht, fällt sie selbst hinein und treibt mit dem Bache in's Meer:

Doch das Meer behält sie nicht,
Wirft sie an den Strand;
Dort erwächst mit neun Aesten
Eine Linde dicht belaubt.
Kommt der Bruder, und 'ne Harfe
Schnitzt er aus der Linde Aesten,
Auf ihr spielend ruft er aus:
„Schön klingt meine Lindenharfe!“
Aber Mutterchen spricht weinend:
„Das ist keine Lindenharfe,
„Das ist Deiner Schwester Seele,
„Durch das Wasser hergeschwommen,
„Ist die Stimme meiner Tochter.“

Sie schreiben den Pflanzen sogar Blut zu, z. B. in einem kürzeren Liede:

Perkun schlug die grüne Eiche nieder.
Vom Blute der träufelnden Eiche
Ward mir mein Kleid bespritzet,
Ward mir der Kranz bespritzet.

Und in Kummer und Noth umarmen sie daher auch die Bäume und erbitten sich Trost von ihnen. Eine klagende Waise spricht:

Es wächst im Walde
Ein grüner Eichbaum.
Ach, das ist nicht mein Vater!
O würde der Stamm zum Vater!
Die Aeste doch zu Händen!
Die Blätter doch zu Wörtlein!

Diese Idee ist bei den Waisenkindern stehend geworden. So findet sie sich noch schöner in einem anderen Liede, wo ein Waisenknabe klagt:

Mitten im blinkenden See
Erhebt ein weißer Berg sich.
Auf dem Berge, auf dem Berglein
Steht ein grüner Eichbaum.
Und ich Armer schwamm hinüber,
Und umfaßt' ihn mit den Armen.
Wirst du nicht, o lieber Eichbaum,
In den Vater dich verwandeln?
Werden diese grünen Aeste
Nicht zu weißen Händen werden?
Werden diese grünen Blätter
Nicht zu Liebesworten werden?

Das Lob der Natur wird in unzähligen Liedern gesungen, und fast alle Vergleiche sind dabei aus dem Menschenleben entnommen. So wird der Frühling die Brautzeit der Sonne genannt:

Gestern nicht, es war schon lange,
Da die Sonne Braut noch war;
Gestern nicht, es war schon lange,
Als der erste Frühling ward.

Die Sehnsucht nach dem Frühlinge zeigt sich überall:

Kommt, o kommet, Nachtigallen,
Komm' mit deinem warmen Sommer,
Unsre lieben kleinen Vögel,
Wüßten sonst die Brutzeit nicht.

Lob des Frühlings.

Schön! schön! wenn Gott Frühling giebt,
Es singen die Vöglein,
Es blasen die Hirten
Die Nachthüter*) flöten.

---

*) Sobald die Witterung im Frühjahr etwas mild wird, verbringen die Pferde die Nächte unter Aufsicht auf der Weide.

Erster Frühlingsbeginn.

Schon hörte ich singen die Lerche,
Den trügerischen Vogel,
Ich verkaufte meinen Pelz,
Beinahe wär' ich erfroren*).

Hochzeit im Frühjahre.

Lerche, Männchen! **)
Wann nimmst du ein Weibchen?
– Im Frühjahr! im Frühjahr!
Der Bachstelze Tochter!

Lerchen- und Mädchengesang.

Lieblich singt die Lerche
Vor allen Vögelein,
Doch noch lieblicher singt unsere Schwester
Bei'm Treten der Handmühle ***).

Weil ihnen die Pflanzen beseelter sind als uns, so erscheinen uns ihre Vergleiche oft etwas zu kühn:

Wann wird sie sich dicht belauben,
Die dürre Birk' am Morastufer?
Wann hat jemals frohen Tag
Eine Mutter kleiner Kinder?

Unter Brüdern wuchs ich auf,
Gleich der rothen Preißelbeere†);
In der Fremde ward ich blaß,
Gleich dem welken Birkenlaube ††).

„Mit dem Fuße vor mir stieß ich
Die verwitterte Eiche.
Mit den Händen von mir wehrt' ich
Die schon alternden Freier.

---

*) Die Lerche singt im Lande der Letten schon im Februar, ohne daß es jedoch sogleich Frühling wird. Denn es folgt dann gewöhnlich noch ein rauher Nachwinter mit Frost und Schnee bis in den April hinein.

**) Zihrulitis, Lerche; es wird damit in den Gedichten der Letten stets ein junger Mann bezeichnet.

***) Früher wurde das Getreide der Bauern in dieser Weltgegend überall mit Handmühlen gemahlen, und noch jetzt geschieht es zuweilen.

†) In so enger und geschützter Heimath wie die Preißelbeeren.

††) Unter dem lieblosen Lufthauche der Fremde gewelkt, wie die Birke im Sturme.

„Komm', o mein Mägdlein,
Die Alle verläumden, die, von Allen verläumdet,
Wie die Lilie im Garten
Von Jedermann gebrochen wird!
Alle pflücken sie dich,
Flochten dich zum Blumenstraus;
Schenkten dich den Anverwandten,
Die dich kränkend schalten.

Unsere sonst so reiche deutsche Poesie hat nur wenige hübsche Lieder, die in ihrer Art so schön und vollkommen sind wie Göthe's Veilchen:

Und sterb' ich denn,
So sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Die Letten haben eine Menge solcher zarten Liederchen, die dem Göthischen durchaus würdig sind, obgleich sich alle ihre feinen Anspielungen und Anklänge wohl nur ganz von Dem erkennen lassen, der in den Geist der Nation und Sprache völlig eingeweiht ist. Ueberhaupt sind fast alle ihre Gesänge auf demselben Instrumente gespielt und in derselben Tonart componirt, in welcher Göthe sein Veilchen, seinen Fischer, seinen Erlkönig u. s. w. dichtete.

Alle Naturereignisse um sie her werden den Letten symbolisch und erscheinen ihnen bedeutungsvoll und sinnreich für ihr eigenes Thun und Leben. Es läßt sich schon daher erwarten, daß sie auch das Gebiet der Fabel mit Erfolg betreten und bearbeitet haben. In der That giebt es unter den lettischen Dichtungen viele ausgezeichnete und höchst sinnreiche Fabeln. Leider ist aber unserer eigenen Beobachtung dieses ganze Gebiet entgangen,

und nur eine derselben ist uns durch Mittheilung eines gütigen Freundes bekannt geworden. Es wird in derselben die unbeholfene und täppische Trägheit, die Dummheit, die den halben Inhalt des Lebens verliert, unter dem Bilde der spät sich belaubenden und früh entlaubten Esche lächerlich gemacht. Die Esche ist ein blindes, lahmes, altes Weib; im Frühlinge, wenn die muntere Birke längst ergrünt und auch andere Bäume schon im holden Sommerkleide prangen und sich des Lebens freuen, steht sie da, noch tief in ihren Winterpelz gehüllt, als läge noch Schnee auf dem Felde. Spät endlich, wenn sie das volle Regen und Leben des Frühlings vernimmt, wenn das Rauschen der Bäche, das Säuseln der Winde im Laube, das Gesumme der tausend Insecten sie weckt, bewegt sie sich und fragt die Linde und Birke: Liebe Nachbarn, sagt mir doch, was das Leben bedeutet; was hör' ich für Summen und Brummen, welches Schaukeln und Gaukeln, welch schönes Singen und Klingen? Und nun, nachdem sie vernommen, was die anderen ihr erzählten, thut sie denn erschreckt die Augen auf und reckt ihre Blätter in die schöne Frühlingsluft hinaus, von der sie schon so viele Tage so manchen lieblichen Hauch hätte genießen können. Im Herbst ist die dumme Esche wieder die Erste, die verzweifelt. Kaum spürt sie im Anfang Septembers ein rauhes Lüftchen, so ahnt sie gleich Unglück, glaubt den winterlichen Boreas mit seinem ganzen rauhen Gefolge nahe, läßt die Blätter fallen und zieht sich wie eine Schnecke in das Innere ihrer kahlen Rinde zurück. Und auf diese

Weise verliert sie sowohl den schönen Spätsommer als die reizenden ahnungsvollen Tage des ersten Frühlings, ähnlich wie viele unenergische und langsame Menschen, die, weil sie die rechte Zeit nicht abzupassen wissen, eben so die eine Hälfte des Lebens einbüßen, die andere aber nur halb so froh genießen.

Die stummen Thiere haben die Letten, wie gesagt, nicht weniger in Affection genommen. Sie dringen mit ihrer Phantasie tief in ihre Seele und ihr Leben ein. Das Kleine und Zierliche spricht sie auch hier am meisten an, weßhalb sie mit den Eichhörnchen sich mehr beschäftigen als mit dem Elen und mit den Insecten mehr als mit allen übrigen Thieren. Die Schmetterlinge und die kleinen Vögel besingen sie sehr häufig, vor allen Dingen aber namentlich ihre geliebten Bienen, deren sie im Walde wie in ihren Gärten immer sehr viele pflegen und nähren:

Nichts geht über die Ehre der Biene,
Im Nebel sammelt sie Gold;
In der Sonne sitzend,
Bereitet sie eine güldene Krone.

Bienchen groß, Bienchen klein,
Bienchen ist Verfertigerin der Honigscheiben
Schwesterlein groß, Schwesterlein klein,
Sei deines Geliebten Müllerin*).

Liebes Mütterchen, die Biene,
Die so vielen Honig hat,
Allen bietet sie nicht Honig,
Der liebe Gott aber Allen Brod.

---

*) Das Mahlen des Mehls mit den Handmühlen ist bei den Letten ein Geschäft der Mädchen.

Von Wanderungen der menschlichen Seele und Verwandlungen derselben in Thiere findet sich, scheint es, keine Spur; doch wird man in Folgendem an die Verwandlung der Taube in die Agathe unseres Freischützen erinnert:

In den Feldern pfeift das Rebhuhn,
Ich im Eggen pfeife auch.
Denk', es soll das Rebhuhn kommen,
Und es kommt mein holdes Mädchen.

In manchen Liedern erscheinen alle Thiere des Waldes und der Flur auf ein Mal, richten Gastmähler und Hochzeiten aus, sprechen mit einander und moquiren sich über Dieses und Jenes, z. B. in des Wolfes Hochzeit:

Der Bär kam angefahren
Mit einem Faß voll Bier,
Um dem Wolfe
Dem armen Wichte,
Hochzeit auszurichten.

Das Stachelthier*) ist Freiersmann,
Der Fuchs ist Brautführer,
Und der Hase,
Der arme Wicht,
Muß den Wagen führen.

Der Iltis kochte den Kohl,
Der Sperling rührte um,
Und der Kuckuk,
Der lustige Kauz,
Trug herbei den Hopfen.

Der Stier hauet das Holz,
Der Hund wäschet die Töpfe,
Und der Kater,
Der komische Kerl,
Fängt das Fleisch zusammen.

*) Im Lettischen Igel.

Der Storch macht Harfenspiel,
Der Bär bläst die Posaune,
Und der Wolf,
Der fröhlich war,
Führt die Ziege zum Tanz.

Diese Lieder sind natürlich alle satirisch, und indem sie die verschiedenen Thiere personificieren, stellen sie damit die Menschen in Vergleich. Sie streifen an die Fabel, und manche von ihnen sind wirkliche ächte Fabeln.

Wie Kriegslieder, so fehlen der lettischen Volkspoesie auch ganz und gar die Jagdlieder. Alles Blutvergießen ist ihrer Natur, scheint es, ganz zuwider. Und wenn sie auch, von den Deutschen angeleitet, oft leidenschaftliche Jäger werden, so verherrlichen sie doch dieß Thiermorden nicht durch Lieder. Man findet daher in keinem ihrer Lieder Jagdhalloh und Jägerhurrah. Sie haben sich mit den Thieren auf den freundschaftlichsten Fuß gesetzt und führen selbst mit dem Wolfe lieber eine vertrauliche Conversation, als daß sie ihn todtschießen.

Auch die todte Natur, die Berge, die Felsen, die Bäche, die Winde, die Meereswellen werden von den Letten beständig zu schönen Bildern und Vergleichungen mit den Zuständen der Seele und den Gemüthsbewegungen benutzt:

Mitten in dem Meer am Steine
Dreht im Schaume sich ein Wirbel
Zu den Brüdern unter Fremden
Wendet sich die Schwester weinend.

Ja auch auf die Unwandelbarkeit der Gesetze der Natur wissen sie sehr passend anzuspielen:

Brüderchen, wann wirst du zurückkehren?
Ach, Schwesterchen, wenn die Zaunpfähle grünen werden,

Wenn der Fels zerfallen wird,
Wenn der Kiesel auf's Wasser gestiegen,
Und die Feder zu Grunde gesunken,
Dann werde ich wieder in's Land kommen,
Mütterchen, um dich zu besuchen.

Liebes- und Hochzeitslieder.

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
„Röslein auf der Heiden."

Die Jugend ist die Zeit des Singens und Dichtens. Daher dichtet bei den Letten auch vorzugsweise nur die Jugend. Daher denn auch diese erstaunliche Fülle von Liebesliedern. Die Sehnsucht und Liebe der Geschlechter zu einander ist der stärkste Trieb, der den Menschen zum Menschen treibt, und der stärkste, der ihn zu Dichtungen und Gesängen führt; dem Amor und der Venus ertönen daher auch unter den Letten vor Allen die schönsten und holdesten Gesänge.

Die Liebe der Letten ist das schönste und reinste Gefühl, ihr Liebesgott, wie er sich in ihren Liedern zeigt, ein so sittiges und zartes Wesen, daß man sich sogar schwer entschließt, ihn Amor oder Venus zu nennen.

Es ist die Liebe oder vielmehr die stille geheimnißvolle Sehnsucht der Psyche nach dem geliebten Anti-Eros. Sie besingen in ihren Liebesliedern nie Erotisches im Sinne der Griechen. Ja es kommt darin sogar nie einmal zum Kusse oder gar zum „brennenden Kusse", wie bei unseren Dichtern. Ein „Händedruck", ein „Augenwinken", ein überreichter Blumenstrauß ist Alles, sagt Alles. Nie zielt und schießt der Letten Amor in's blutende Herz.

„Ein blutendes Herz“ wäre einer lettischen Geliebten ein widerlich furchtbares und übertriebenes Bild. Noch eher findet man ein gebrochenes oder krankes, schmerzenvolles Herz. Alle Leidenschaft, aller Liebeswahnsinn ist aus der lettischen Liebe verbannt. Nichtsdestoweniger aber ist das Verlangen stark, die Innigkeit groß, die Sehnsucht mächtig, der Schmerz tief. Die Geliebte schwimmt gleich einer weißen Blume auf dem Wasser; der Geliebte kommt im Nachen aus Blättern mit Blumen statt der Ruder herangefahren, die weiße Blume zu pflücken. Die Liebe zweier lettischen Liebenden ist fast völlige Geschwisterliebe, weßhalb sie auch eben so oft „Massin“ und „Brahlulin“, Brüderchen und Schwesterchen, als „Ligawinja“ und „Mihligs“, Liebchen und Geliebter, anwenden:

Wo du hingehst, Brüderchen (Geliebter),
Da geh' ich, dein Schwesterchen (Geliebte), mit dir,
Wohin du dein Schwert wirst hängen,
Dahin hänge ich meine Blumenkränze.

Der Geliebten Kuß.

Frisch, frisch ist die Morgenluft,
Roth, roth ist die aufgehende Sonne.
Gleich dieser ist der Kuß
Von den Lippen der Lieblichen.

Der Apfelbaum.

Ich hörte den Apfelbaum, als er betete:
„Wenn der Herbst kommt, laß das liebliche Mädchen
„Das Obst von meinen Zweigen sammeln,
„Und ihr Garn auf meine Zweige hängen zum Trocknen.“

Eines liebenden Mädchens Selbstgespräch.

Strickend strickte ich ein Paar Handschuhe.
Soll ich sie meinem jungen Bruder geben?

Nein, ich will sie dem Jünglinge mit den Nebelaugen *) geben,
Denn meine liebe Mutter sprach sehr freundlich von ihm.

Sorgen für die Geliebte.

Schwester! Schwester! komm' und gucke
In meine Wohnung. Komm' und sieh,
Wie ich sorge, wo ich schlafe,
Alles ist deinetwegen in Thränen gebadet.

Eben so häufig wie die Vergleichung der Geliebten mit Blumen sind die Anspielungen auf Früchte und namentlich auf Beeren, die sich in jenem Lande so häufig finden, z. B.:

Süß, süß ist das Heidelbeerchen,
Süßer aber noch das Erdbeerchen.
Lieb, lieb ist mir meiner Mutter Tochter,
Lieber aber meines Volkes Mädchen.

Sie sehnen sich nach der Geliebten so dichterisch wie nach einem Gedichte:

Sagt mir, Leutchen, doch ein Liedchen,
Denn leider ach! ich weiß keins,
Zeigt mir, Leutchen, doch ein Liebchen,
Denn leider ach! ich weiß keins.

oder höchstens wie nach einer verschwisterten Freundin und Lebensgefährtin:

Klingend war mein Pferd gezäumet,
Klingend mit der Harfensait,
Mit ihm ritt ich in die Fremde.
In der Fremde sah ich Mädchen,
Schön wie Blumen, frisch wie Rosen,
Jüngling, der du einsam lebest,
Hast nur Leid und Kummer,
Jüngling, nimm dir eine Freundin,
So wirst Lebensfreud' du haben.

Die unbestimmte Sehnsucht nach der Geliebten findet

*) „Nebelaugen", d. i. „blaue Augen."

sich oft, aber Liebesergüsse selbst und Besingen der Gelegenheit, wo man die Geliebte erblickte und zuerst Feuer fing, selten. Es ist Alles so zauberisch, wie die Liebe von Romeo und Julie. Sie wissen selbst nicht, wie ihnen geschieht, aber sie sagen es auch nicht, daß sie dieß nicht wüßten. Ein Bursche sieht einmal das Mädchen, wenn sie mit anderen bei'm Flachsspinnen singt, oder er ertappt sie bei der Mühle, wenn sie im Dienste der Mutter mahlt. Sie sieht, wie er vorbeireitet, oder wie er mit den anderen Burschen spielt, und die Liebe ist da. Kommt es einmal zu wirklichen Liebeserklärungen und Versicherungen, so sind sie fast alle gewiß so zart und poetisch wie folgende:

Durch's Dörfchen ging ich,
Das Wasser trug ich,
Da hörte ich wiehern
Das braune Roß im Stalle.
Ich setzte die Eimer hin
Und die Thüre eröffnend
Erblickt' ich den Jüngling
Bitter weinend im Stalle.
Was weinst du, liebes Brüderchen,
Was weinst du, mein Reiter?
Ich habe dir ja zugesagt
Meine Liebe immerdar.
Rein ist dieß Wasser
In der reinen Quelle,
Treu ist die Liebe
Im treuen Herzen.

Die Lettensänger bilden hier in der Regel einen wesentlichen Gegensatz zu unseren Minnesängern, die immer fast noch mehr von ihrer Liebe als von ihren Liebchen singen und mehr ihre eigenen wonnig-schmerzlichen Liebesgefühle als ihre Geliebte schildern. Der Lette,

weniger das eigene Ich in dem vergoldenden Schimmer dichterischer Begeisterung schauend, spricht nie von seinem eigenen Herzen, von seiner eigenen Seele. Man kann darauf Hundert gegen Eins wetten, daß alle Lieder keine lettischen Volkslieder sind, in denen etwas der Art vorkommt, wie: „Herz, mein Herz, warum so traurig?" oder wie: „du liebe Seele, du schwer betrübte". Der Lette spielt auf seinen Schmerz viel indirecter, viel poetischer an, sein Herz läßt er ganz aus dem Spiele, und die Seele läßt er auch in ihrem geheimnißvollen Sitze ruhig. Wenn er traurig ist, so fragt er sich selbst nie, warum er traurig sei; wegen seiner traurigen Stimmung scheinen ihm die Blumen, die Vögel betrübt zu sein, und er fragt diese daher um den Grund ihrer Betrübniß.

In vielen unserer Lieder vergießen die Liebenden oft so viel Thränen, daß man staunen muß, und dabei sind sie gewöhnlich „siedend heiß und fließen unversiegbar aus den beiden Thränenbrunnen der Augen". Ich möchte wohl einmal einen solchen Thränenbrunnen in einem lettischen Liede anbringen, ich glaube, die lettischen Dichter würden darüber die Köpfe zusammenstecken und sich nicht wenig verwundern. Der lettische Liebhaber, wenn er Schmerz hat, vergießt allerdings auch Thränen, aber immer mit Maßen, und in der Regel sieht es Niemand, ja nur sein Aermel weiß es, mit dem er sich die Thränen abwischt:

> Keiner sah, noch wußte es,
> Wo ich, bitter weinend, weilte,
> Nur der Rockärmel wußte es,
> Mit dem ich mir die Thränen wischte.

Ja, was ebenfalls nicht wenig Zartheit verräth, sie

„weinen“, oder „vergießen“, oder „verschütten“ nicht die Thränen, sondern sie wischen sich nur dann und wann eine Thräne ab, wobei denn das eigentliche Vergießen der Thränen gar nicht berührt und in poetischem Dunkel gelassen wird.

Man kann nicht zarter weinen als der Bräutigam, der seine kranke Braut besucht, in folgendem Liede:

Durch's Birkenwäldchen,
Durch's Fichtenwäldchen
Trug mich mein Pferd, mein braunes,
Zu Schwiegervaters Höfchen.
„Schön' Tag, schön' Abend,
„Geliebte Schwieger!
„Was macht mein Mägdlein?
„Was macht mein junges Mägdlein?“ —
„Krank ist das Mädchen,
„Krank, ach so sehr!
„Dort in der neuen Kammer,
„In ihrem weißen Bettlein.“ —
Da über'n Hof ich,
Und vor der Thüre stille weinend,
Wischt' ich die Thränen,
Die Hand ergriff ich,
Aufstreifte das Ringlein:
„Wird dir nicht besser, Mägdlein?
„Wird nicht das Herz dir genesen?“

Die Thränen selbst im Auge seiner Geliebten wagt der fragende Geliebte kaum anzusehen, nicht zu nennen. Ja, die Letten gehen in der Poesie des Schmerzes noch weiter, sie lassen sogar die Thränen und das Weinen ganz unerwähnt und schildern nur die trauernde, gramvolle Gestalt des Betrübten:

Warum lehnest du hier, mein Mädchen?
Warum aufgestützt, mein junges Mädchen?
Sind nicht holde Jugend deine Tage,
Ist nicht leicht und frisch dein junges Herz?

Sehr häufig wird die Geliebte gar nicht Geliebte genannt, sondern meistens, wie wir schon oben erwähnten, als in eine Blume oder in ein Vögelchen Verwandelte gesehen, oder wie in dem Folgenden unter einem Schäfchen gedacht:

Gestern Abends, gestern
Ist mein Schäfchen verschwunden.
Ach! wer wird mir helfen suchen
Mein einziges Schäfchen!
Zu dem Morgensterne ging ich,
Der Morgenstern gab zur Antwort:
„Ich muß der Sonne frühe
„Das Feuer anmachen.“
Zum Abendsterne ging ich,
Der Abendstern gab zur Antwort:
„Ich muß am Abend der Sonne
„Das Bettlein machen.“
Zu dem Monde ging ich,
Der Mond gab zur Antwort:
„Ich bin mit dem Schwert zertheilet,
„Traurig ist mein Antlitz.“
Zu der Sonne ging ich,
Die Sonne gab zur Antwort:
„Neun Tage will ich dein Schäflein suchen,
„Und den zehnten nicht untergehen.“

An die Liebeslieder schließen sich die Hochzeitslieder, und diese sind in der Regel Klagelieder, da nach lettischer Weise das Mädchen an keinem Tage mehr Thränen vergießt als an ihrem Hochzeitstage.

„Sind gleich holde Jugend meine Tage,
„Ist auch frisch und leicht mein junges Herz noch,
„Dennoch ist mir leid um diese Tage,
„Heute geht zu Ende meine Jugend.“
Durch die grüne Hofflur geht das Mädchen,
Ihren Brautkranz in den weißen Händen.
„O mein Kranz, o du mein buntes Kränzlein,
„Weit von hinnen wirst du mit mir gehen!
„Lebe wohl nun, liebes Mütterchen,

Lebe wohl nun, Vater, liebes Väterchen!
Lebet wohl nun, lieben Brüder,
Lebet wohl, ihr vielgeliebten Schwestern!

Diese klagenden Hochzeitslieder, welche den Schmerz der Trennung von der Heimath und von allen den geliebten Personen und Gegenständen, die da zurückbleiben, bejammern, sind viel zahlreicher als die frohlockenden Liebeslieder. Ihr Gehöfte, auf dem das Mädchen aufwuchs, ist ihre Heimath, und ein anderer Hof, zu dem sie hinverheirathet wird, ist ihr schon die Fremde. Es ist daher kein geringes Schreckenswort für die arme Braut, wenn ihre Freundinnen zu singen anfangen:

Die Hunde bellen, die Gäste kommen,
Lauf', Mädchen, in die Kammer,
Bürste deine braunen Haare,
Leg' dein Kränzlein auf den Kopf.

Und wenn dann die Mutter dem Schwiegersohne an der Thüre entgegentritt und singend mit ihm zu sprechen anfängt:

Ach, Johannes, Gottes Söhnchen!
Was führest du im Wagen?
Ligho! Ligho!
Ich führe für die Schwester (Geliebte) eine güld'ne Krone *),
Für den Bruder eine Mardermütze
Ligho! Ligho!

Ja selbst der Bräutigam steht bei dieser Brautfahrt oder diesem Ritte, der ihm sein Liebstes heimbringen soll, an und thut den schweren Schritt mit Widerstreben:

Füllen mit dem weißen Fuße,
Scheust du dich, hindurch zu traben?
Sohn, du mußt durch Alles wandern,
Heimzuholen deine Braut.

*) Von vergoldeten oder silbernen Kronen, die den Bräuten bei der Trauung aufgesetzt werden, sprachen wir oben.

Die Braut fürchtet nicht allein den Schmerz der Trennung von den Gefährten ihrer Jugend, sondern sie fühlt den ganzen Inhalt des Schmerzenbechers, den die Bräute an ihrem Hochzeitstage leeren:

Ist dir leid um die alte Muhme?
Ist dir leid um die liebe Mutter?
Oder ist dir leid, o Jungfrau,
Um die jungfräulichen Tage?
Nicht ist mir leid um die alte Muhme,
Nicht um die liebe Mutter,
Es ist mir leid, es ist mir leid nur
Um die jungfräulichen Tage.

Sie ahnt und sieht alles Bittere, was ihr bevorsteht, im voraus:

O du mein Kränzchen von grüner Raute,
Wirst nicht lange grünen auf meinem Haupte?
O du mein Haarlein, mein gelbes Haarlein,
Wirst nicht mehr flattern im wehenden Winde.
Besuchen werde ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, sondern im Häubchen.
O du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug,
Du wirst noch schimmern im Mondenschein.
Ihr, meine Flechten von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mir Thränen machen.
Ihr, meine Ringlein, ihr goldnen Ringlein,
Ihr werdet lange im Kasten rosten.

Was saust der Wind? was seufzt der Wald?
Was schwankt die Lilie hin und her?

Nicht saust der Wind, nicht seufzt der Wald,
Nicht schwankt die Lilie hin und her.

Die Schwester weint, die Jungfrau zart,
Ihr Kränzchen schwanket hin und her

Wein' nicht, o Schwester, du Jungfrau zart,
Mehr wirst du morgen weinen.

Wo für den Kranz dir ein Häublein wird,
Mehr wirst du morgen weinen.

Zu diesem allgemeinen und unbestimmten Schmerze gesellt sich dann noch die sehr bestimmte und weniger poetische Furcht vor der neuen und fremden Schwiegermutter:

„Wie wirst du stillen den Zorn der Schwieger?
„Wie wirst du besänftigen die neue Mutter?“ —
Ich werde aufstehen auch ungewecket,
Werde Feuer anzünden auch unbefohlen.
Für die Schwieger werd' ich das Feuer anzünden,
Für die neue Mutter werd' ich das Wasser holen.
Mit Seife wusch ich, um weiß zu werden,
Die Gläser scheuert' ich, auf daß sie glänzten,
Und wenn gekommen zur Schwiegermutter,
Will ich sie waschen mit meinen Thränen,
Will ich sie trocknen mit Herzensseufzern.

Abschlägige Antwort.

Der Söhne Mutter mir zuruft:
„O Mädchen, meine Schwiegertochter!“
Ruf' mich, Weib, nicht so,
Ich werde nie sein deines Sohnes Liebchen.

Klagen der Schwestern.

Ei Schwesterchen, ei Schwesterchen,
Warum so weit hast du dich versprochen?
Nicht die Brüder kennen den Ort,
Reiten, nach dem Wege fragend.

Schwiegermutter.

Sei liebreich, Mannes Mutter,
Ich werde sein eine gute Schwiegertochter,
Wenn du mich Tochter nennen wirst,
Werd' ich dich nennen Mütterchen.

Unglückliche Ehe.

Sohnes Mutter, Sohnes Mutter!
Gieb mir wieder meinen Brautkranz.
Ich gebe dir zurück deinen Sohn,
An welchem Tage du uns wiedersiehst.

Klagelieder.

„Belle, mais pauvre et souffreteuse,
„Vivoit jadis Griseledis.“

Im Lettischen und Lithauischen heißt eine Klage „rauda“ (von raudaht, weinen, jammern) und ein Klagelied raudu dſeesma (Klagegesang), kurz aber auch wohl blos „rauda“. Streng genommen, heißen blos diejenigen Lieder „rauda“, welche auf den Gräbern gesungen werden und die Sehnsucht nach geliebten verstorbenen Personen ausdrücken. Doch können wir mit Erweiterung dieser ursprünglichen Bedeutung dann auch alle Lieder hierher ziehen, die überhaupt irgend einen poetischen Erguß irgend eines Schmerzes und irgend eines traurigen Gefühles enthalten. Die Raudas entsprechen also sowohl in ursprünglicher als in erweiterter Bedeutung ganz den griechischen Elegieen.

Die ganze lettische und lithauische Musik und Poesie haben etwas äußerst Melancholisches. Wir bemerkten schon von den Hochzeitsliedern, daß in ihnen die traurigen Seiten jener frohen Feier mehr anklingen als die erfreuenden. Ja sogar die Jubellieder der Letten scheinen eine melancholische Färbung nicht zu entbehren. Es scheint, daß tief in der Seele des Volkes ein melancholisches Genie wurzele, und schon in den alten Zeiten der Freiheit mögen sie mehr geklagt als gejubelt haben.

Die bedrückten Verhältnisse, in denen sie jetzt leben, haben natürlich nur dazu beitragen können, diese Melancholie noch zu erhöhen; bei unzähligen Vorfällen finden sie ihren einzigen Trost in dem poetischen Ergusse ihrer

Klage. Zu den Zeiten der härteren Sklaverei des Volks flossen die Quellen der lettischen Elegieen gewiß noch reichlicher als jetzt. Der einzige Umstand, daß der Herr einem liebenden Paare seine Einwilligung zur Ehe ohne Weiteres versagen konnte, vermochte allein viele und lange Klagelieder hervorzurufen. Erst zu Kaiser Alexander's Zeiten ward jene Willkür und dadurch eine Hauptursache elegisch poetischer Ergüsse aufgehoben. Nichtsdestoweniger ist das Gebiet ihrer Elegie noch immer groß, und es giebt unzählige Lieder elegischen Inhalts.

Die eigentlichen Raudas oder Todtenklagen sind natürlich mit Derogirung der alten heidnischen Begräbnißfeierlichkeiten seltener geworden, doch sind sie keineswegs so ganz außer Gebrauch gekommen, wie Rhesa dieß anzudeuten scheint. Sie sind ganz und gar in demselben Genre wie die nadowessische Todtenklage von Schiller und wie noch jetzt die Klagereden, welche die Russen und andere Slaven an den Gräbern ihrer geliebten Todten absingen. Der Todte wird darin angeredet, als könne er noch hören, und es werden ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er die Seinen geflohen, im Stiche gelassen, ja verrathen habe:

Warum bist du gestorben?
Hattest du nicht eine liebe Mutter?
Warum bist du entflohen?
Hattest du nicht eine theure Schwester?

Auch antwortet der Todte in diesen Liedern und sucht die Zurückgebliebenen zu trösten und zu ermahnen:

Wer weint um mich da oben?
Wer tritt auf meinen Grabhügel?

Die gestorbene Mutter verweist die trauernde Tochter namentlich an den Bräutigam:

Geh' zur Heimath, meine Tochter!
Dort wird eine and're Mutter
Dir kämmen dein Haupthaar,
Dort wird ein zarter Jüngling
Dir reden Liebesworte.

Die in diesen Klageliedern am häufigsten agirende Person ist ein armes, verlassenes Waisenkind, das seine Mutter beklagt:

Ich armes Mädchen,
Verlass'ne Waise,
Gewohnt zu darben
Im bitteren Elend,
O wenn ich hätte
Doch eine Mutter,
Eine Fürsprecherin!
Ach lange schon schläft sie
Unter hohem Hügel.
Dort auf ihrem Grabe glänzet zitternd
Der Thau in der Blume
So hell wie Silber.

Diese Trauerliederchen armer Waisen sind so erstaunlich häufig, daß sie allein schon die Hälfte der ganzen lettischen Literatur auszumachen scheinen. Keinen Tag geht die Sonne auf, ohne daß sie, hinter die Hügel blickend, weinende Waisenkinder entdeckt, deren Thränen sie trocknet:

Keiner wußte es,
Wo ich arme Waise
Herzlich geweint.
Nur die Sonne wußte es,
Die mit warmen Strahlen
Meine Thränen getrocknet,
Und mein Tüchlein wußte es,
Womit ich meine Thränen wischte.

Liebe Sonne, wie so säumig?
Warum gehst du so spät auf? —

„Jenseits jenem Hügel sitz' ich,
Wärme die verwaisten Kinder."

Es läuft die Sonne hoch hinan,
Ich aber bleibe im Schatten.
Ach, es fehlt mir mein Mütterchen,
Das mich hineinsetzt in den Sonnenschein.

Die fremde Mutter der armen Waisen
Ueber's Feuer Brod hinreicht,
Es läuft herum die arme Waise,
Damit sie sich das Händchen nicht verbrenne.

Klage der Waisenkinder am Bache.

Die armen Waisenkinder, gelagert
An schnell fließenden Bächleins Ufer,
Harren ihrer Mütter.
Werden sie nicht mit dem Strome herschwimmen?
Fortwährend strömt es und rauscht es,
Aber die Kinder warten vergebens,
Und weinend gehen sie fort.

Klage auf dem Grabe der Mutter.

Ersteh', mein liebes Mütterchen!
Ich werde abheben den Rasen deines Grabes,
Ich werde dir weinend erzählen,
Was mir thut die fremde Mutter;
Stößt mich mit dem Fuße, rauft mir die Haare,
Reicht das Brod mir mit Vorwürfen.

Der Waisen Arbeit.

Kleine Waise, arme Waise!
Schwer verdient sie die Bedeckung *).
Arbeitend den Schweiß sie trocknet,
Im eiligen Laufen die Thränen.

Obgleich die Letten fast nie aus den engen Gränzen ihres kleinen Landes herauskommen, so hängen sie doch so an ihrer Familie und an dem kleinen Schauplatze ihrer Heimath, daß ihnen jede Entfernung schon als Versetzung

---

*) Willenite ist ein Stück Wollenzeug, worein sich die lettischen Frauenzimmer bei'm Ausgehen hüllen.

in die Fremde erscheint, und **Heimwehlieder**, in denen die Fremde beklagt wird, sind daher sehr häufig unter ihnen:

> Unter Brüdern wuchs ich auf
> Gleich der rothen Preißelbeere,
> In der Fremde werd' ich blaß
> Gleich dem welken Birkenlaube.

Die Wechselfälle ihres Lebens sind äußerst unbedeutend, und doch erscheinen sie ihnen so bunt wie die Wirbel der Meereswogen, wie z. B. in jenen beiden schon oben in anderer Beziehung von uns citirten Versen:

> Mitten in dem Meere am Stein
> Dreht im Schaume sich ein Wirbel,
> Zu den Brüdern aus der Fremde
> Wendet sich die Schwester weinend.

> Tief auf seufzen Waldes Fichten,
> Die der Sturmwind niederdrückt.
> In der Fremde weinen so die Kinder,
> Denen Vater starb und Mutter.

Nach den Klageliedern der Waisenkinder sind keine häufiger als die trauernden **Abschiedslieder** eines Bruders von seinen Schwestern und Aeltern, wenn er in den Krieg geht, d. h. wenn er zum Rekruten genommen wird. Diese Gattung von Elegie ist wahrscheinlich in neuerer Zeit noch außerordentlich häufiger geworden, da die jetzt seit dem vorigen Jahrhunderte unter den Letten eingeführte russische Rekrutenaushebung*) einen Abschied auf ewig herbeiführt. Und wahrscheinlich sind daher alle diese Lieder neueren Ursprungs. Der Hergang solcher Lieder ist gewöhnlich dieser, daß die Schwestern klagend in den Garten gehen, um des Bruders Hut zum letzten Male zu schmücken. Indem sie ihn schmücken,

---

*) Erst seit Kaiser Paul's Zeiten stellen auch die Letten, wenigstens die kurischen, Rekruten.

fragen sie ihn weinend, wann er wiederkommen wolle, worauf dann der Bruder mit jenen fast eben so stereotypen Bildern erwidert, dann werde er wohl wiederkommen, wenn die Zaunpfähle blühen und die Steine faulen würden, wenn die Kiesel auf's Wasser gestiegen und die Feder zu Grunde gegangen. Etwas anders ist der Hergang in Folgendem:

Schön ertönt der Meise Sang *)
Nahe an des Bruders Kammer.
Geh' hin, Schwester, horche auf!
Welch ein Liedlein singt die Meise?
„Dieses Liedlein singt die Meise:
„In den Krieg soll unser Bruder."
Geh' denn, Schwester, in den Garten,
Schmücke unsres Bruders Hut.
Singend thut sie's, aber weinend,
Dann geleitet sie den Bruder.
„Weine nicht, lieb Schwesterchen!
„Sollst mich ja wohl wiedersehen!
„Wirst du mich auch nicht erharren,
„Wieder siehst du doch mein Roß."
Wieder kam das Rößlein wohl,
Doch nicht wieder kam der Bruder.
Als es heimgelaufen kam
Mit den staubbedeckten Füßen,
Fragte ich das Rößlein aus:
„Sprich, wo blieb dein lieber Reiter?"
Dort ist mir der Reiter blieben,
Wo das Blut in Strömen fließet,
Wo Gebeine Brücken bilden,
Aufgethürmt die Schwerter sind,
Männer liegen dort wie Eichen.

Ein werther Freund von mir erinnerte sich, oft in seiner Jugend von lettischen Mädchen während des Federschleißens oder des Enthülsens der Erbsen, zu welchen

*) Die Meise ist der prophetische Vogel der Letten.

Beschäftigungen immer viele Frauen auf einmal in den Edelhof aufgeboten werden, ein Lied gehört zu haben, das sich durch seine melancholische und schöne Weise besonders vor den anderen auszeichnete. Die Anfangsstrophen desselben hatte er leider vergessen, doch theilte er mir gütig mit, was ihm im Gedächtnisse geblieben war.

Die Scene ist in einem Fischerdorfe am Strande der Ostsee. Es wird eine Hochzeit gefeiert, zu welcher ein Mädchen geladen ist, deren Bräutigam vor kurzer Zeit bei'm Fischen im Meere ertrank. Die Unglückliche kann keinen Antheil an der Freude der Anderen nehmen, schleicht sich in Verzweiflung fort und kommt zu einem Fischer, der in einem Kahne schläft. Sie weckt den Fischer auf:

Fischer, Fischer, wache auf!
Ich will dir mein Breeschen *) geben,
Meinen gold'nen Ring dazu.
Leih' den Kahn mir, lieber Fischer,
Mich zu schaukeln auf dem Meere.

Sie steigt hinein, stößt ab und fährt in die Gegend, wo ihr Liebster verschwand.

Vater, Mutter, lebet wohl,
Nimmer liebkost ihr mich wieder!
Brüder, Schwestern, lebet wohl,
Nimmermehr schaut ihr mich wieder!
Mond und Sonne, gute Nacht,
Nimmer strahlet ihr mir wieder.
— — — — — — —
Nächtlich winktest du mir, du,
Riefst bei Tage: Liebchen, Liebchen,
Sieh' ich komm', ich komme schon **)!

*) Die oben von uns beschriebene Busennadel.

**) Da manchem unserer Leser ein Pröbchen des Lettischen wünschenswerth sein möchte, so setzen wir die Bruchstücke jenes Gedichtes auch lettisch her, wie jener unser Freund sie uns mittheilte:

Religiöse Dichtungen.

Höchst merkwürdig und charakteristisch ist es für die Letten und Lithauer, sowie auch für viele andere nordische Völker, daß ihre Phantasie sich so ganz und gar nicht des in der Mythologie der christlichen Religion liegenden poetischen Stoffes bemächtigt hat. Die Legenden der Heiligen und die Lieder, welche sie zum Inhalt haben, sind bei uns zum Theil wirklich aus dem Volke hervorgegangen, zum Theil durch die allgemeine Verbreitung, welche sie fanden, wahre Volkslieder geworden. Die italienischen Fischer, Hirten und Landleute wenden sich in vielen Liedern an die **Mater piissima dolorosa** und haben vielfach ihren Dienst mit dem ihrer alten Götter poetisch verschmolzen. Keine Spur davon findet sich aber bei diesen Bewohnern des Nordens, in deren Poesie nur allein noch die Sonne, die Gestirne, der Donnerer, die Schicksalsgöttin in ihren alten Rechten sitzen. Keine einzige Erzählung von einem christlichen Heiligen oder Märtyrer, kein

---

Sweineeks! ſweineeks! zełees aukscha
Es tew' dohẜchu mannu ẜaktin,
Mannu ſelta gredſenu
Dohd man, ſweineeks tawa laiwu,
Juhrà druſzin lihgotees — — —
— — — — — — — — — —
Labbu nakti tehws in mahte!
Wairẜ juhs man' ne mihlohſeet;
Labbu nakti brahl in mahẜas
Wairẜ juhs manne redſehẜeet
Labbu nakti ſaul' in mehneſs!
Wairẜ juhs man ne ſpihdeẜeet
— — — — — — — — —
Sapni manni aiſzihnahji
Deena, tawu lihgawinnu
Redſi jau es nahku, nahku!
— — — — — — — — — — —

einziges, aus dem Innersten der Volksseele hervorgedrungenes Gebet an Gott, den Vater oder Sohn. Auch ist es höchst unwahrscheinlich, daß dieß zu katholischen Zeiten anders gewesen sei und daß etwa erst das Lutherthum diese katholisch-christliche Poesie vernichtet habe. Alle christlich-religiösen Gesänge, die sie eigentlich „Dseesmas“ nennen, sind von den deutschen Predigern für sie übersetzte deutsche Lieder. Sie singen dieselben aber nirgends weiter als in der Kirche, und überall sonst bei wahren volksthümlichen Festen, Ereignissen und Gelegenheiten sind es immer die alten heidnischen Vorstellungen, zu denen sie zurückkehren, ganz anders als z. B. bei den Russen, in deren Geist die christlichen Vorstellungen weit mehr eindrangen und die daher christliche Lieder fast beständig bei allen Vorfällen des Lebens singen.

Sinngedichte und Spottlieder.

Einen entschiedenen Hang haben die Letten zu Bonmots, Moquerieen und zum Bespötteln und Bewitzeln Anderer. Sie sind darin außerordentlich sinnreich und beißend, und ihre Literatur ist daher reich an vielen, unseren Epigrammen und Gnomen ähnlichen Sinn- und Spottgedichten, die voll des kaustischesten Salzes sind. Bei ihren Festen, besonders bei den Hochzeiten, erheitern sie sich mit spöttelnder Besingung der Gäste und kleiner lächerlicher Vorfälle.

Es giebt viele hundert solcher satirischen Liederchen wie das folgende, worin auf eine höchst feine, bündige

und treffende Weise ein Mädchen einen jungen Mann bespöttelt, der ihren Vater beleidigte:

> Mit dem Hinterfuße
> Schlug ein Häschen meinen Vater.
> Ach, ich hätt' ihn gern gerächet,
> Nur — vor Lachen konnt ich's nicht.

Niemand bekommt mehr in diesen Liedern zu hören als die Deutschen, ihre Herren, an denen sie sich auf keine andere Weise als im poetischen Gesange rächen können. Oft stellen sie ihre eigene Armuth und Dürftigkeit dem Reichthume und Luxus der Deutschen, der doch nur auf der Letten Kosten erreicht wurde, gegenüber, wie z. B.:

> Das deutsche Herrchen und sein Liebchen
> Scherzen mit einem rothwangigen Apfel —
> Der Lette und sein Liebchen
> Mit einem Stückchen Brodrinde.

Wie die Deutschen die verborgenen kleinen Schätze der Bauern ausspähen, um sie sich zu Nutze zu machen, wird auf diese Weise hübsch gezeigt:

> Hinter dem Hügel säete ich Gerste,
> Damit sie der Hopfen nicht sähe.
> Doch ein kluger Mann ist der Hopfen,
> Steigt auf den Baum, um hinüber zu schauen.

Sie wenden sich oft an ihre Pferde und Kühe und bespötteln, auf die Deutschen zielend, ihren betrübten Zustand, z. B. in dieser Art: „Friß Tannenzapfen, mein Brauner, labe dich an Morastwasser. Oder hat dir ein Deutscher Klee versprochen, will er dich mit Quellwasser tränken?" Sehr häufig bekommen es die Deutschen aber auch noch schlimmer zu hören, wie z. B.: „Sagt mir doch, wie kommt's, daß der Deutsche so feste Stiefeln hat, mit denen er durch Dick und Dünn marschirt?"

„Das kommt daher, weil der Teufel sein Schuster ist.“ (Die hohen Stiefeln fallen dem Letten am Deutschen besonders auf, weil er selbst nur Sandalen trägt). Oder wenn ein deutscher Gast zu einer lettischen Hochzeit kommt: „Du armer deutscher Gast, was willst du in unserer schlechten Hütte? Im Hofe kannst du nicht bleiben, da ist Wind und Regen, und drinnen kannst du nicht weilen, da ist Rauch. Weißt du was? Geh' in den untersten Raum der Hölle, wo der Teufel sein Feuer macht, da ist kein Regen und auch kein Rauch.“

Sehr häufig beschäftigen sie sich in ihrer Phantasie damit, die Deutschen statt ihrer Pferde vor den Wagen zu spannen und sie zur Arbeit zu treiben, doch ist es auffallend, daß solche Lieder nicht noch viel häufiger unter ihnen sind. Wahrscheinlich läßt sich dieß nur aus dem gutmüthigen und poetischen Naturell der Letten erklären. Auch gelten diese Lieder weit weniger den deutschen Herren als den deutschen Unterbeamten derselben, die in deren Namen die Gewalt exerciren.

Zum Schluß mögen hier noch einige lettische Liederchen vermischten Inhalts stehen, in deren Besitz wir erst später gesetzt wurden:

Schlaflosigkeit.

Der Schlaf kommt, der sanfte Schlaf —
Sonderbar ist es, daß Freude und Kummer
Jedes seinerseits vom Schlummer abhalten —
Doch der Widerstand ist nur kurz.

Das weiße Pferd und das schöne Weib.

Mit einem weißen Pferde und einem schönen Weibe
Will ich nicht mein Leben quälen;

Mein Pferd zu waschen, könnt' ich nicht ertragen,
Noch auch mein Weib zu bewachen.

Seufzer und Gebet

Ach, es ist der Großen Stolz,
Auf der Armen Kopf zu treten!
Wirf, Gott der Liebe, einen Erlenbaum
Quer über den Weg, den die Großen betreten.

Das stolze Mädchen.

Das Mädchen ist so stolz, als man nur sein kann,
Sie spricht nicht, sie singt nicht, aber sie sieht so aufgeblasen aus,
Und doch hat sie bei ihrem Stolz und Uebermuth
Nichts zu thun als — die Ferkel zu hüten.

Spruch.

Ihr Mädchen und Knaben, hört meinen Spruch:
Lebet immer mit Ehre,
Reichthum, wenn er verloren ist, könnt ihr wieder gewinnen,
Aber verlorene Ehre nie.

II. Form der Lieder

„Cur non, Mopse (boni, quoniam convenimus ambo
„Tu calamos inflare leves, ego dicere versus)
„Hic corulis mixtas inter considimus ulmos."

Was die Form der lettischen Lieder betrifft, so ist es zuvörderst etwas Besonderes, daß ihnen der Reim fast ganz fehlt. Ich sage: fast ganz, denn allerdings ist nicht zu läugnen, daß sie dennoch hier und da Alliterationen, Wiederholungen derselben Worte oder Sylben und ein Echo der Vocale zu lieben scheinen. Doch begnügen sie sich hier oft mit den schwächsten Anklängen und wissen nichts von Dem, was wir einen reinen und vollen Reim nennen.

Eben so ungebunden, obgleich in geringerem Grade, ist ihre Prosodie. Allerdings ist in allen ihren Liedern

ein gewisser Rhythmus, in den meisten jambisches oder trochäisches Versmaß. Sie kennen sogar auch den Daktylus und Amphibrachys, doch erlauben sie sich, wie es scheint, in der Anwendung dieser Versmaße viele Freiheiten.

Entschieden das am allerhäufigsten vorkommende Versmaß ist der vierfüßige Trochäus, nach dessen Maße sowohl die längeren Lieder als die kürzeren Gnomen und Sinngedichte zugeschnitten sind. Diese kleinen kurzen Gnomen und Sinngedichte, auf Lettisch „Singes“ genannt, die irgend einen kleinen Einfall, ein Gleichniß oder Bild, einen Scherz oder Spott, eine Reflexion über irgend einen Menschen oder einen Naturgegenstand enthalten, sind so ungemein häufig unter den Letten, daß fast die Hälfte ihrer ganzen Literatur blos aus solchen kurz abgebrochenen Ideeen, Seufzern, Bildern und Gleichnissen zu bestehen scheint.

Es bestehen diese Singes alle mit einander aus vier vierfüßigen trochäischen Zeilen, oder vielmehr, da die Letten ihre Poesie nicht schreiben, aus vier trochäischen Absätzen, und zwar der Art, daß die ersten beiden Zeilen und eben so die beiden letzten immer zusammengehören und einen Sinn oder Gedanken darstellen. Die ersten beiden enthalten daher entweder eine Frage, auf welche die beiden letzten die Antwort geben oder eine Naturbeobachtung, zu der die beiden letzten die Vergleichung derselben mit einem Seelenzustande hinzufügen, oder einen Gedanken, dem die beiden letzten, die sich reimen, den Gegengedanken anhängen, oder eine allgemeine Lehre, zu

der die beiden letzten die Anwendung liefern. Beispiele dazu liefern folgende Gnomen:

Beobachtung:	Mädchen, singt! Was zögert ihr?
	Wollt ihr eurer Stunde harren?
Lehre:	Kommt die Stunde, müßt ihr fort,
	Und das Lied bleibt ungesungen.
Frage:	Blühen auch im Herbst' die Blumen,
	Die geblüht in Frühlingszeit?
Gegenfrage:	Wohnet auch die Lust bei Frauen,
	Die in jungen Mädchen ist?
Frage:	Sieh, was glänzet, sieh, was blinkt
	Dort an jenes Feldes Rand?
Antwort:	Es ist eines Waggers *) Seele
	An des weißen Stockes Spitze.
Bild:	Mutter, in dem Meer am Stein
	Dreht im Schaume sich ein Wirbel.
Vergleich:	Zu den Brüdern aus der Fremde
	Wendet sich die Schwester weinend.

Doch scheinen diese Gnomen mit zwei Abtheilungen des Sinnes und der Form und mit vier vierfüßigen Trochäen auch die einzige, deutlich erkennbare und streng durchgeführte Form unter den lettischen Liedern zu sein, die sich mit unseren Rondeaus, Trioletts, Sonetts u. s. w. vergleichen ließe.

---

*) „Wagger" heißt Aeltester, Aufseher.

III. Entstehungsweise und Vortrag.

„Οὐ γὰρ ἔγωγέ τί φημι τέλος χαριέστερον εἶναι,
ἢ ὅτ' ἂν εὐφροσύνη μὲν ἔχῃ κατὰ δῆμον ἅπαντα,
δαιτυμόνες δ' ἀνὰ δῶματ' ἀκουάζωνται ἀοιδοῦ."

Ueber die Entstehungsweise und den Vortrag der Volkslieder der Letten muß man vor allen Dingen bemerken, daß fast ausschließlich nur die Mädchen und Weiber bei ihnen die Dichter und Sänger sind, ganz anders als bei den Russen, wo umgekehrt gerade vorzugsweise die Männer singen und dichten, sei es, daß die Männer der Letten von den Sorgen dieses Lebens zu schwer gedrückt werden, oder daß wegen einer aus ihren politischen Verhältnissen nicht erklärbaren, in ihrem Naturell begründeten Ursache das poetische Genie nur den Frauen zu Theil geworden ist. Nur die Knaben und unverheiratheten Burschen nehmen an den poetischen Geschäften der Weiber freiwillig Antheil. Die verheiratheten Männer singen nur unter besonderen Umständen, z. B. wenn sie betrunken sind. Daher wahrscheinlich auch die außerordentliche Frische, Jugendlichkeit und Sittigkeit der lettischen Poesie, der man es ansieht, daß sie eine Poesie der Frauen ist. Je weniger die Männer singen, desto mehr dichten und singen die Kinder, Mädchen und Weiber, und es ist fast kaum eine ländliche Arbeit, eine Zusammenkunft oder ein Fest, die sie nicht mit Gesang und Dichtung begleiten.

Von den Festen lassen sich die Hochzeitsfeste, unter den Arbeiten das Spinnen, die Drescharbeiten, die Geschäfte der Hirten, das Heumachen, und von den Zeiten

die Frühlingszeit der hellen Nächte als vorzugsweise und vor anderen als gesang- und erfindungsreich bezeichnen.

Viele der bei diesen Gelegenheiten gesungenen Lieder sind alt und längst bekannt und werden nur, wenn die Umstände passend sind, reproducirt. Wir bemerkten schon oben, daß namentlich manche derjenigen Lieder, welche historische Andeutungen enthalten oder mythologischen Inhalts sind, uralt sein müssen. Es ist aber höchst merkwürdig, daß selbst viele von jenen kleinen zweizeiligen Gnomen ungemein weit verbreitet sind und in sehr entfernten Gegenden Wort für Wort auf dieselbe Weise sich wiederfinden, was denn ebenfalls auf ihr hohes Alter schließen läßt. Man sollte denken, daß so unbedeutende Verschen leicht verloren gehen oder doch, von Munde zu Munde tradirt, verändert werden müßten; allein sie erhalten sich wunderbarer Weise im Munde des Volkes oft reiner von Varianten als manche unserer vielen Drucksachen auf dem Papiere.

Wenn aber erst durch einige alte Lieder das Feuer der Dichtung angeregt ist und die Musen geweckt sind, so entstehen dann auch bei solchen Gelegenheiten viele Improvisationen, die dann entweder, wie der Augenblick sie gebar, auch wieder vom Augenblicke verschlungen werden, oder die, wenn sie allgemeinen Beifall fanden, von Munde zu Munde gehen und durch Tradition erhalten werden.

In den Spinnstuben sitzen die Mädchen häufig gesellig bei einander und vertreiben sich die Zeit mit Singen und Dichten. Gewöhnlich sind es ihre Liebesangele-

genheiten, ihre häuslichen Geschäfte und ihre Vorbereitungen zur Verheirathung, die sie poetisch abhandeln. Eben so bilden sie bei gewissen Feldarbeiten eine Art von Sippschaft zusammen und kehren auch immer, in Chören marschirend, wie beorderte Soldaten, nach ihrem Hause zurück, indem sie ihren Marsch wie den Tact ihrer Handirungen mit Musik begleiten.

Die Hirtenknaben, die das Vieh auf einsame Wiesen treiben, die Pferdehüter, die sich Nachts bei ihrem Waldfeuer versammeln, die kleinen Mädchen, welche hinter den Schafen und Kühen barfuß in dem Sumpfe einhergehen, sind eben so gesangreich, sie mögen allein oder in Gesellschaft sein. Wenn sie allein sind, so sind es gewöhnlich Klagelieder von Waisenkindern, von verstorbenen Müttern u. s. w., die man von ihnen hört. Uebrigens besingen sie auch improvisirend jeden Gegenstand, der in der Einsamkeit in das Bereich ihrer Sinne fällt, jedes Vögelchen, das sich auf einem Zweige neben ihnen niederläßt, jede Biene, die in der Blume ihrer Wiese Honig sammelt, jeden Schmetterling, der gaukelnd bei ihnen vorüberflattert, insbesondere aber auch jeden Menschen, den sie, am Wege sitzend, vorbeiwandern sehen. An jene, die Kinder der Natur, richten sie sentimentale Loblieder, an diese, die Zöglinge der Kunst, gewöhnlich ironische und satirisirende Scherz- und Spottlieder.

Eben so wie bei allen Volkspoesieen und ganz anders als bei den Poesieen der cultivirten Leute, wo bei der außerordentlichen Theilung der Arbeit die Musik von dem Einen, die Dichtkunst von dem Anderen betrieben wird,

sind bei den Letten Gedicht und Gesang Eins. Sie kennen keine andere Weise des Vortrags eines Liedes als die mit Gesang verbundene. Der Gedanke wird auch sogleich, so wie er geboren wird, in Worte, Rhythmus und Melodie gekleidet. Man findet bei vielen, namentlich längeren Liedern ganz außerordentlich reizende und schöne Melodieen; doch ist die Weise des gewöhnlichen Vortrags mehr recitativisch als melodisch, dabei aber so ganz eigenthümlich und so total von der Weise der Russen sowohl als der Finnen und Deutschen abweichend und grundverschieden, daß, wenn es noch eines Beweises bedürfte, allein schon diese sonderbare Gesangweise hinreichend wäre, die Meinung der Gelehrten zu widerlegen, welche glauben, daß die Letten ein germanisch-slavisches Mischlingsvolk seien.

Die Weise ist nämlich diese, daß eine aus dem Chore der Mädchen mit einem Verse, den sie entweder selbst in dem Augenblicke macht, oder der ihr beifällt, beginnt und ihn nach einer eigenthümlich wilden Melodie recitirt. Bei'm letzten Worte fallen dann alle Mitglieder des Chors mit einem außerordentlich lang gehaltenen O! ein. Die Stimmen, die dieses O austönen, weichen alle in der Terze von einander ab. Das O verliert sich und schwächt sich immer mehr und mehr, bis endlich alle Stimmen auf einmal und plötzlich mit einem tiefen und fast ächzenden Tone abbrechen, mit welchem sie den letzten Rest ihres Athems herausstoßen. Kaum ist dieß geschehen, so beginnt wieder eine Solosängerin mit einem neuen Verse und einem neuen Gedanken, bei dessen letz-

tem Worte dann wieder das Chor mit dem O einfällt. Sie sitzen so oft ganze Nächte bei einander, indem sie immerfort nach derselben Melodie Gedichtchen über Gott und die ganze Welt absingen. Die Stimmen sind so tief, und die ganze Physiognomie der Musik ist so wild, daß man sich Anfangs schwer überredet, daß Mädchen die Sängerinnen sind. Man glaubt, in ihrem Chore rauhe Krieger zu hören; es contrastirt diese Wildheit auf eine höchst auffallende Weise mit der Zartheit der besungenen Gegenstände und der vorgetragenen Ideen. Selbst in ihren Spinnstuben ist die Gesangsweise der Mädchen ein solches wildes Schreien und Stöhnen.

In der Ferne klingt dieser Gesang äußerst melancholisch. In den Sommernächten, um Johannis herum, wo auf allen Hügeln und an allen Flußufern die singenden Mädchengesellschaften sitzen, ziehen sich diese melancholischen Töne über die ganze Landschaft der Gegend herum, und es scheint, als wenn die ganze Natur in Aufruhr sei, und einem Genie, das mehr musikalisch als ethnographisch wäre, und das dieß anhören müßte, könnte dann die Singlust der lettischen Mädchen wohl als eine wahre Landplage erscheinen. Indeß, wie gesagt, findet man auch hier und da, namentlich zu längeren Liedern, die lockendsten und lieblichsten Melodieen, die das Ohr auf die anmuthigste Weise bethören, obgleich sie noch nirgends in Notenbüchern zu finden sind, und von denen man sogleich gewahrt, daß sie demselben zarten, idyllisch-poetischen Geiste entflossen, dem jene von uns gelobten Dichtungen entsproßten.

18) Musik und Tanz.

„Alterno terram quatiunt pede.“

Die musikalischen Instrumente der Letten stehen noch ungefähr auf derselben Stufe der Ausbildung, auf der sie in Arkadien standen, als Mercur dort die Schildkrötenschalen mit Saiten überzogen. Es sind noch ganz die uralten Pfeifen, Guitarren und Trompeten, wie alle Hirtenvölker sie sich aus dem Schilfe und den Hölzern ihrer Wälder, so wie aus den Häuten ihres Viehs zurecht zu schnitzen wissen, nämlich die Rohrpfeife, der Dudelsack, eine Art von Cither und Kuhhörner.

Die Rohrpfeife, bei ihnen „Swilpe“ genannt, weiß jeder Hirtenknabe zu verfertigen, um darauf, wenn er kein Gedicht weiß, einige Melodieen zu pfeifen.

Die Cither der Letten heißt „Kohkle“. Sie wird aus Lindenholz gemacht und hat sechs, zuweilen zehn Saiten. Name und Bauart des Instruments zeigen, daß es den Letten eigenthümlich angehört. Die „Kohkle“ ist ganz verschieden von der russischen Cither (der „Balalaika“), eben so von der polnischen und deutschen. Gewöhnlich lassen sie die Saiten mit einer Federspule antönen, und die Musik, welche sie darauf auf diese Weise hervorbringen, klingt so einfach wie Wassergeplätscher. Doch können sie stundenlang dabei stillsitzen und das Rauschen der Töne anhören. Die Männer sind die einzigen Citherspieler bei den Letten, während, wie wir sagten, der Ge=

sang fast außschließlich das Geschäft der Frauen ist. Die Saiten der Kohkle sind gewöhnlich nur gewächster Zwirn, zuweilen auch messingener Draht, und man sollte kaum denken, daß man es auf diesem Instrumente zu einiger Meisterschaft bringen könnte, und doch findet dieß wirklich statt.

Kuhhörner als Blasinstrumente findet man nur in einigen Gegenden Livlands.

Wenn man erwägt, wie hundertfach sich Hirten und Ackerleuten die Gelegenheit bieten konnte zur Entdeckung, daß ein Schilfrohr oder Kuhhorn bei'm Einstoßen des Athmens töne, oder daß eine gespannte Saite klinge, so wird man sich nicht über den allgemeinen Gebrauch dieser Dinge als musikalischer Instrumente wundern. Es war keine historische Uebertragung derselben von einem Volke auf das andere nöthig, ihre Erfindung wurde gewiß tausendfältig selbstständig gemacht und wiederholte sich an vielen Orten. Sonderbarer aber scheint es, daß ein so componirtes Instrument, wie der Dudelsack, bei so erstaunlich vielen, ja fast bei allen Völkern Europas und zwar überall fast von derselben Form und Einrichtung als National-Instrument wieder erscheint. Die Sackpfeife (Sohma stabbula) der Letten ist durchaus und in allen Stücken dieselbe, die sie in Schottland, in Italien, in Deutschland und bei den Völkern der griechischen Halbinsel ist, und man möchte hier mehr an eine Verbreitung durch Lehre und Mittheilung von einem Volke zum anderen als an eine bei jedem Volke wieder-

holte selbstständige Erfindung glauben. Doch ist der Lette — in Livland mehr als in Kurland — fast eben so verliebt in seinen Dudelsack wie der Schotte, und es zeugt diese starke Neigung für ihn wohl nicht wenig von dem bedeutenden Alter dieses Instruments bei dem Volke. In Livland darf der Dudelsack nicht nur bei keinem Feste fehlen, sondern hier und da werden sogar auch die ländlichen Arbeiten bei der Musik des Dudelsacks vorgenommen. Namentlich mähen z. B. die Leute einiger Gegenden nicht anders als unter der Begleitung des Dudelsackes, indem ein „Stabbulneek" (Dudelsackpfeifer) blasend neben den Schnittern hergeht.

Auch für das pantomimische und tactgerechte Tummeln des Leibes, welches wir Tanz nennen, haben die Letten eben so viel Leidenschaft wie andere Völker, und wenn in irgend einem Stücke charakteristisch und eigenthümlich, so sind sie es in diesem. Ihr ruhiges Temperament, ihr stilles weiches Gemüth, ihr tändelndes und kindisches Wesen leuchtet sowohl aus der Ausführung wie aus der Anordnung ihrer Tänze hervor, besonders wenn man sie mit den Tänzen ihrer Nachbarn, der Polen und Russen, vergleicht, vor allen den der letzteren. Die Russen sind lebhaft und sanguinisch. Ihre Tänze sind daher alle sehr pantomimisch, voll Ausdruck und Bedeutung, dabei wenden sie viele höchst eigenthümliche Pas und Bewegungen an. Die Letten sind sehr ruhig, fast phlegmatischen Temperaments. Alle ihre Pas und Bewegungen bei'm Tanze sprechen dieß deutlich aus. Es ist Alles ruhig, langsam und ohne Heft-

igkeit und Leidenschaft. Im Ganzen erscheinen ihre Bewegungen nur als ein Getrippel auf engem Raume, das sie unseren Winzern abgelernt zu haben scheinen; denn diese machen ganz dieselbe Figur und dieselben Bewegungen, wenn sie Trauben treten, wie die Letten wenn sie tanzen. Die Pas, die sie machen, sind ungemein klein; nur je bei'm dritten Pas treten sie allemal etwas fester und stärker auf. Dabei ist aber keine Bewegung der Arme und des Kopfes wie bei den Russen, der Körper geht unthätig auf den beständig ruhig und unermüdlich forttrippelnden Füßen mit. Nur die Mädchen wehen hier und da mit einem Tuche oder mit der Schürze den Tact dazu. Die Männer schlagen ihre Rockschöße auseinander, um das Vorschreiten der Füße und das Eindrücken der Kniee besser sehen zu lassen, und halten alle Mal den Kopf halb verschämt lächelnd niedergebeugt, den Blick auf den Boden geheftet. Bei den Tänzen anderer kühnen Völker, z. B. der Spanier, ist umgekehrt der Kopf immer zum Himmel gewendet. Wenn man im Paar oder in Solotänzen auftritt, so besteht die ganze Anordnung des Tanzes darin, daß die Tänzer auf diese Weise vorwärts, rück- und seitwärts, oder auch im Kreise herumtrippeln. Sie thun dieß jedoch mit großem Eifer, und eben so nehmen die Zuschauer großen Antheil, und es ist daher wohl wahrscheinlich, daß die Pas und Bewegungen doch noch manche kleine Schönheit und Bedeutsamkeit haben können, die dem Auge eines deutschen Beobachters entgehen.

Von den Chortänzen ist der beliebteste und eigen-

thümlichste der „Kikeht", zu dem auch immer eine eigene und fest bestimmte Melodie gespielt wird. Er ist wie die Letten selbst voll kindlicher Laune und tändelnder Pantomimen. Die Aufstellung der Paare ist wie in der Eccossaise, das oberste Paar fängt zuerst an; die Dame stellt sich hinter den Rücken ihrer Nachbarin und der Chapeau hinter seinen Nachbar. Der Chapeau sucht seine versteckte Dame und blickt nach dem Tacte der Musik bald rechts, bald links hinter seinem Vormanne hervor. Sie versteckt sich und biegt sich rechts, wenn er links, oder links, wenn er rechts hervorsieht, wobei sie Beide die Musik mit einigen mehrmals singend wiederholten Worten begleiten, er mit einladenden, sie mit verneinenden. Ist der Tänzer endlich mit seiner Geliebten auf derselben Seite hervorgekommen, so greift er rasch zu, schwingt sie, indem zugleich die Musik lebhaft und freudig einfällt, einige Mal in die Runde und tanzt mit ihr die Reihe hinab, worauf das zweite und das dritte Paar Dasselbe machen.

Der vornehmste aller lettischen Tänze ist aber der „Shigo". Er wird von zwei Paaren getanzt, die dabei verschiedene mir nicht näher bekannt gewordene Figuren ausführen. Das eigenthümliche dabei stattfindende Hin- und Herschwanken und Schütteln des Leibes ließe sich auch schwer beschreiben.

Ein Liedchen, mit dem sie häufig diesen Shigo begleiten, fängt so an:

Tagge den, tagge den
Pastelneeke dansa,

Zizz ar kurzum, zizz ar sekkem
Zizz ar basſam kajam.

d. h. Am heutigen Tage, am heutigen Tage
Tanzen die Paſtelneeken *),
Diese auf Schuhen, jene auf Strümpfen,
Andere auf bloßen Füßen.

---

*) Unter Paſtelneeken (d. h. Sandalengängern) verſtehen ſie ſich ſelber, im Gegenſatz zu den Stiefeln tragenden Deutſchen.

Die Esthen.

1) Stammverwandtschaft.

Von den verschiedenen großen Völkerfamilien, welche Europa bewohnen, hat keine von jeher eine unbedeutendere Rolle in der Geschichte gespielt als die finnische. Mit alleiniger Ausnahme der Magyaren ist kein einziges gebildetes und welthistorisch bedeutendes Volk aus ihrem Schooße hervorgegangen, nie bestand unter den vielen unzähligen kleinen Stämmen dieser Familie eine bedeutende politische Verbindung, und seit uralten Zeiten verharrten sie bis auf unsere Tage herab, die unwirthlichen Regionen des Nordens bewohnend, in derselben „mira feritas“, über die schon Tacitus bei ihnen erstaunte.

Die Ingren, Karelen, Ostjaken, Permjaken, Mordwinen, Tscheremissen, Wogulen und Lappen sind lauter Völkerschaften, die uns von jeher nur als barbarische Stämme genannt wurden. Freilich genossen auch sie einst eine politische Unabhängigkeit, und die alten Sagen der Normannen, die von einem reichen finnischen Lande, das sie Biarmia nennen, erzählen, scheinen darauf hinzuweisen, daß zu einer gewissen Art von

Blüthe es auch selbst bei ihnen kam. Doch sind die Erzählungen von dieser Blüthe so undeutlich und die Spuren, welche dieselbe hinterließ, so schwer erkennbar, daß sie wohl nur der Blüthe der Kryptogamen-Pflanzen vergleichbar sein möchte, die auch eine mehr erregte Periode haben, ohne es doch je wie die Phanerogamen zu einer schön gestalteten und duftenden Blume zu bringen.

Der ganze weite Raum der nördlichen Hälfte des europäischen Rußlands zwischen der Ostsee und dem Gebiete des Obflusses, zwischen der oberen Wolga und dem Eismeere war im Alterthume mit unabhängigen finnischen Völkerstämmen gefüllt. Auch ließen die Völkerwanderungen und alle später Europa erschütternden Stürme sie in diesen ihren ursprünglichen Sitzen. Seit einigen Jahrhunderten aber arbeitet in Krieg und Frieden die merkwürdig geil treibende Schlingpflanze der russischen Nation an der völligen Umrankung und Vernichtung dieser finnischen Völkerfamilie. Alle russischen Städte im Norden von Moskau sind Colonieen auf fremdem finnischen Boden, die seit der Gründung Novgorods bis auf unsere Tage herab sich immer mehr und mehr verbreitet und vergrößert haben.

Es giebt jetzt kein finnisches Volk mehr, das nicht dem russischen Scepter unterworfen ist. Die meisten bekehrten die Russen zu ihrer griechischen Religion, Viele, die Ingren, Carelen, exstirpirten sie fast völlig; mit Anderen, den Mordwinen, Tscheremissen u. s. w., vermischten sie sich der Art, daß der finnische Typus fast unkenntlich wurde. Und noch jetzt geht diese Vermischung und diese

allmählige friedliche Ausrottung so rasch vor, daß die finnische Familie fortwährend in reißender Abnahme ihrer Ausdehnung begriffen ist, und daß sich ihr völliges Verschwinden schon als gewiß nach einigen Jahrhunderten eintretend voraussagen läßt.

Die meisten finnischen Stämme fielen den Russen unmittelbar als Leibeigene und Unterthanen anheim. Nur zwei, welche schon vorher von Germanen unterjocht waren, überkamen sie zu Unterthanen als Angehörige der Deutschen, die eigentlichen Finnen in Finnland nämlich, welche schon vorher der schwedischen Herrschaft angeschlossen worden waren, und dann die Esthen, die, unter deutscher Herrschaft stehend, an Rußland kamen. Nur diese beiden Stämme sind uns, Dank den Bemühungen der Deutschen und Schweden, in ihren Sitten und ihrem Wesen näher bekannt geworden, während bei den den Russen unmittelbar zugefallenen Stämmen, den Tscheremissen, Mordwinen u. s. w., die Eigenthümlichkeiten nur zerstört wurden, ohne studirt und verzeichnet worden zu sein.

Als einen Beitrag zur Kunde der zu unseren Zeiten vom Erdboden verschwundenen finnischen Völkerstämme bringen wir hier, was wir bei unserem längeren Aufenthalte im Lande der Esthen von ihnen hörten oder selbst bemerkten. Vieles davon paßt auf alle ihre finnischen Brüder und hat daher ein noch umfassenderes Interesse, während Manches allerdings nur dem kleinen Stamme der Esthen allein angehören mag.

2) Wohnsitze.

Aestii, Aisti, Eastland, Eystur, Eistland, Esthen und Esthland sind lauter Namen, die wir seit des Tacitus und Cassiodorus Zeiten bis auf die unsrigen herab bei den Völkern germanischen Stammes für das Land, welches zwischen der Düna, dem Peipussee, dem finnischen und Rigaischen Meerbusen liegt, und seine Bewohner in Gebrauch finden. Die Russen, welche im Süden und Osten seit langer Zeit Nachbarn der Esthen waren, nannten sie von jeher „Tschudi", welche Benennung einige Gelehrte für Dasselbe mit dem griechischen Worte Scythen halten, und daher auch den Peipussee, wo sie die Esthen als besonders einheimisch kennen lernten, das „tschudische Meer." Von den Letten, ihren südlichen Nachbarn, werden sie „Iggaunis"*) genannt. Das Volk selbst scheint sich so wenig im Gegensatze zu anderen als eigene Nation erkannt und gefühlt zu haben, daß es keinen Eigennamen für die Bezeichnung seiner Nationalität erfunden hat und das von ihnen bewohnte Land nur „meje maa", d. i. „unser Land" nennt, sich selbst aber „Tallopoig", d. h. „Sohn der Erde" oder auch „Maa-mees", d. h. „Mann des Landes".

Die Nachrichten der Griechen und Römer, welche erzählen, daß die Aestier hauptsächlich im Besitze des Bernsteinhandels seien, sowie einige Ueberreste des esthnischen

*) Dieß heißt so viel als „Vertriebene" und ist also eine Anspielung auf die historischen Ereignisse, in deren Folge die Esthen von den Letten weiter nach Norden hinaufgedrängt wurden.

Volkes in Kurland und dem südlichen Livland scheinen darauf hinzudeuten, daß die Esthen früher über ein größeres Gebiet verbreitet waren und vielleicht von der Mündung der Weichsel bis an die Newa gingen, und die Gelehrten haben daher, um mit jenen Nachrichten die jetzige Statistik der Esthen in Einklang zu bringen, angenommen, daß sie aus einem Theile dieser Wohnsitze, aus Kurland, Litthauen und Preußen, durch die später einrückenden Litthauer, Letten und Preußen vertrieben worden seien, obgleich ihnen die Geschichte nur wenig genaue Kunde gab, auf welche Weise diese Vertreibung zu Stande gekommen sein möchte.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, es ist gewiß, daß jetzt und auch so lange, als wir Deutsche diese Länder näher kennen, weder Kurland, noch Litthauen, noch das südliche Livland als Heimath der Esthen anzusehen ist, sondern daß sie sich lediglich auf folgende Landschaften als die ihnen eigenen Gebiete beschränken.

Sie haben die ganze Provinz Esthland oder, wie die alten Gebietsnamen dieses Landes lauten, die Landschaften Harrien, Wieck, Jerwen und Wiereland inne, im Osten bis an die Narowa und den Peipussee, wo die Ingren, ein verwandter Bruderstamm, beginnen. Ferner bewohnen sie als Urbevölkerung die Insel Oesel und den ganzen benachbarten Archipelagus, die Inseln Mön, Dagoe, Kin und andere. Nur von wenigen kleinen Kücsteninseln, von Worms, Koog, Runoe u. s. w. haben sie sich durch die Schweden vertreiben lassen, die hier in früheren Zeiten von schwedischen Königen an-

gesiedelt wurden. Und endlich siedeln sie als Grund- und Urbevölkerung in der ganzen nördlichen und zwar größeren Hälfte von Livland, im Dorpatischen und Pernauischen Kreise, an der ganzen Küste des Rigaischen Meerbusens, sowie des Peipussees hinab. Eine west-östlich gerichtete Linie von der südlichen Spitze dieses Sees bis an den Rigaischen Meerbusen bezeichnet ungefähr die Gränze, auf welcher sie mit den Letten zusammenstoßen.

Der ganze Umfang ihres Ländergebietes mag ungefähr 700 Quadratmeilen betragen, sowie ihre Zahl etwa auf eine halbe Million Köpfe steigt. Sie sind also von allen finnischen Stämmen der auf den kleinsten Raum beschränkte, dabei aber mit einziger Ausnahme der finnländischen Finnen entschieden der zahlreichste von allen.

Ihr Land fällt noch ganz in die Zone und das Klima der Cerealien, weßhalb die Esthen von jeher mehr Ackerbau trieben als irgend ein anderer ihrer blos jagenden und fischenden Brüderstämme. Dabei aber ist es zur größten Hälfte vom Meere umgeben und von vielen kleinen Seeen und Flüssen durchschnitten, weßhalb die Esthen früher auch zu den berühmtesten Schiffern, Fischern und Seeräubern der Ostsee gehörten, bis die Dänen, Schweden und später die Deutschen sie unterjochten und fast ausschließlich *) auf die Beschäftigungen des Ackerbaues und der Viehzucht verwiesen.

---

*) An der Küste von Reval bis Pernau treiben die Esthen indeß noch jetzt mehr Fischerei als Ackerbau.

3) Nationalcharakter.

„But I, — that am not shap'd for sportive tricks,
„Nor made, to court an amorous looking-glass;
„I, that am rudily stamp'd, and want love's majesty."

Natürlich ist es bei einem Volke, das seit langer Zeit unter einem drückenden Sclavenjoche seufzt, schwer, die Eigenthümlichkeiten seines Nationalcharakters zu entdecken, und Vieles muß mehr auf die Rechnung der ungünstigen politischen Verhältnisse, unter denen es lebte, geschrieben werden als auf Rechnung seines Naturells. Indessen bewahren selbst in der Abhängigkeit die Völker noch so Manches von den ihnen angeborenen Eigenthümlichkeiten, daß es möglich ist, besonders wenn man andere in eben solcher Abhängigkeit lebende Völker mit ihnen vergleicht, das Angeborene von dem Anerzogenen einigermaßen zu unterscheiden. Die Esthen lebten und leben seit einigen Jahrhunderten in ganz ähnlichen Verhältnissen wie ihre Nachbarn, die Letten und Russen, und in Folge dessen haben sie viele geistige Neigungen und Anlagen mit ihnen gemein. Dennoch aber zeigt der oberflächlichste Vergleich sehr auffallend die nationelle Grundverschiedenheit ihres Volksgenius und des der genannten Völker.

Die Unterjochung der Letten wurde den Deutschen im Ganzen nicht schwer, während dagegen die Kämpfe mit den Esthen ungemein lange dauerten und sehr blutig waren. Dieser einzige Umstand reicht allein hin, die größere Energie und Körnigkeit, welche der esthnischen Nation inwohnt, zu bezeugen. Selbst als die Eroberung vollendet war, hatten die Deutschen noch beständig mit

fortdauernden Empörungen der Esthen zu ringen, während die Letten sich weit geschmeidiger in das ihnen aufgelegte Joch fügten. Dem Esthen gilt noch in diesem Augenblicke die Freiheit, obgleich ihm dieser Juwel längst geraubt wurde, über Alles, und wo er nur eine Gelegenheit zu ihrer Wiedererringung sieht, da ist er bereit, sie zu benutzen. Der Russe und der Pole tragen die Leibeigenschaft mit einer Gewandtheit und einer fröhlichen Laune, die Bewunderung verdienen. Sie verehren und küssen sogar mit einer gewissen Galanterie den Fuß, den ihre Leibherren ihnen auf den Nacken gesetzt haben. Dem trotzigen, widerspänstigen Esthen hingegen merkt man es überall an, daß seine Demüthigungen ihm nicht von Herzen kommen. Er erniedrigt sich nur mit Widerwillen und erleidet die ihm aufgelegten Strafen mit zurückgehaltener Erbitterung. Die Deutschen in Dorpat, in welcher Stadt immer ein Zusammenfluß Vieler stattfindet, die mit Letten sowohl als mit Esthen zu thun hatten und wo daher der Vergleich beider Nationen einen gewöhnlichen Gegenstand des Gesprächs ausmacht, setzen daher auch den esthnischen Nationalcharakter viel höher als den der Letten, welche sie als Feiglinge und Weichlinge *verachten*, während sie die Esthen mehr *fürchten*.

Als beide Nationen noch frei waren, hatten aus diesem Grunde auch die Letten von den kriegerischen und unternehmenden Esthen Vieles zu dulden, und sie ließen sich, wie wir oben bemerkten, überall die Küsten und Inseln von den kühnen esthnischen Seefahrern wegneh-

men *). Noch jetzt sind die Esthen im Dienste ihrer deutschen Herren weit geschicktere Fischer und weit brauchbarere Matrosen als die Letten. Auch in dem schwedischen Heere thaten sich die Esthen beständig als mannhaft hervor, und ihr Muth wird auch von den russischen Offizieren vorzugsweise gelobt.

Die Letten und noch mehr die Russen haben ein sehr höfliches, ehrerbietiges und einschmeichelndes Benehmen, die Esthen dagegen ein rauhes, schroffes und eckiges Wesen. Nie grüßen sie sich, wie doch selbst die gemeinsten Russen, freundlich unter einander, und selbst den Deutschen, wenn es nicht gerade ihr Herr ist, selten. Ihr Haß gegen die Deutschen, ihre Unterdrücker, ist auch viel glühender als der der Letten und spricht sich weit unverhohlener aus.

Falschheit, Verstellungskunst, Trägheit und Gleichgültigkeit gegen alle Verbesserung seiner Verhältnisse hat der Esthe in dem Zustande seiner Knechtschaft sich eben so angeeignet wie alle Leibeigenen jeder anderen Nationalität, doch Alles noch in weit höherem Grade als der Russe, der als Leibeigener so zutraulich und industriös ist, wie ein Sklave nur irgend möglicher Weise es sein kann **). Merkwürdig ist die Art von Dieberei, die man

---

*) In Livland ziehen sich die Esthen an dem Strande von Salis noch jetzt weit südlich hinab bis in die Nähe von Riga, und auch in Kurland bewohnen Reste von ihnen den Anger'schen Strand.

**) Zu dieser Stelle, welche nebst einem großen Theile dieses ganzen Aufsatzes über die Esthen schon in dem „Auslande" stand, bemerkt ein Dorpater Beurtheiler oder Berichtiger des

bei den Esthen findet. Während man bei ihnen vor Einbrüchen, bedeutenden Gelddiebstählen, Beraubungen und dergleichen sicher sein kann, sind sie dagegen entschiedene Mitgeheheißer von Kleinigkeiten aller Art. Tücher z. B., Messer, Bilder, Handwerkzeuge, Brod, Aepfel und überhaupt alle möglichen eß- oder brauchbaren Sächelchen beizustecken, gilt bei ihnen, wie es scheint, für gar kein Verbrechen, und sie schleppen diese Dinge zusammen wie die Raben, besonders wenn sie Nicht-Esthen gehören. Eben so machen sie sich natürlich nicht das geringste Gewissen daraus, ihren Herren Holz, Getreide und dergleichen zu stehlen, weil ihnen noch immer nicht die Einbildung hat ausgeredet werden können, daß das Land und Alles, was darin gedeiht, eigentlich ihnen und nicht den Deutschen zugehöre. Einen ganz ähnlichen Hang zu kleinen Diebereien bei großem Abscheu vor bedeutenden Beraubungen bemerkten wir schon bei den Letten. In den Ländern beider Nationen kann man die Geldkiste vor der Thüre stehen lassen, man muß sich aber hüten, die Schlüssel dabei zu vergessen; denn wenn sie jene auch in Ruhe lassen, so werden sie diese sicher wegstibizen.

Aufsatzes Folgendes: „Nur die traurigen äußeren Verhältnisse erzeugten im Esthen den Alles umnebelnden Stumpfsinn. Das Sinnige, das sich bei diesem Volke in seiner Betrachtungsweise der Natur- und Menschenwerke kund giebt, das tiefe Gefühl, das sich bei der schonenden Behandlung von Kindern, schwächeren und ältlichen Personen offenbart, die richtige und feine Beurtheilung des Schicklichen und endlich die Innigkeit, mit welcher religiöse und moralische Begriffe aufgefaßt werden, zeugen für eine dem Esthen inwohnende höhere und edlere Natur." — Bei der Betrachtung der esthnischen Poesie wird sich wohl manche dieser Behauptungen bestätigt finden.

Der Branntwein ist bei allen den viel geplagten Leibeigenen des russischen Reichs ein so nothwendiges Gegengift gegen die Peitsche, daß daher die Branntweinspest und Trunksucht bei allen auf ganz gleiche Weise grassirt, und es ist daher wohl schwer zu entscheiden, ob sie bei den Esthen stärker wüthe als bei den Letten, oder bei den Kosaken ärger als bei den Russen. Bei diesen wie bei jenen ist der Branntwein die Milch der Alten wie der Jungen und leider! leider! das Fest- und Freudengetränk der Männer wie der Weiber.

Obgleich energischer als der lahme Lette, scheint der Esthe seine Energie doch nur im Zanke, Zorne oder Eigensinne zu zeigen. Denn bei aller Arbeit ist er noch träger als der Lette und hat daher auch nicht nur für seine Herren, sondern auch für sich selbst, Alles in unendlich schlechterem Stande als dieser. Von dem Handels- und Krämergeiste, von dem lebendigen Speculationstriebe des Russen ist keine Spur in ihm, obgleich er sonst eben so ungemein schnell und behend Alles, was er sieht, begreift, auffaßt und lernt wie dieser. Dem deutschen Handwerker seine Kunstgriffe abzumerken, Lesen und Schreiben in kurzer Zeit und fast ohne allen Unterricht zu lernen, sich zum Bedienten, Soldaten, Gutsverwalter oder wozu man ihn sonst haben will, mit wenigen Umständen formen zu lassen, ist den Esthen eben so leicht wie den Letten und Russen.

Es ist diese außerordentliche Anstelligkeit, Gewandtheit und Bildsamkeit dieser Völker in doppelter Hinsicht merkwürdig, nämlich erstens, weil sie Nationen von so ver-

schiedener Abstammung auf gleiche Weise eigen ist, und zweitens, weil sie Allen zum Weiterkommen und zur Verbesserung ihres Zustandes so wenig fruchtete.

Aus dem Ersten sollte man schließen, daß sie weniger eine nationelle Eigenthümlichkeit als vielmehr eine Besonderheit aller uncultivirten Völker sei, bei denen die Bildung noch keine tiefen Wurzeln geschlagen, und man könnte dann folgern, daß ein weiteres Eingehen der Cultur die Masse der Nation ungelenker und weniger allgemein empfänglich und zu Jeglichem aufgelegt mache. Das Zweite ist eben so merkwürdig und findet namentlich bei den Esthen in dem Grade statt, daß sie trotz ihrer Anstelligkeit und trotzdem, daß sie jetzt seit 600 Jahren das Beispiel einer der gebildetsten Nationen beständig vor Augen haben, in der ganzen Verbesserung ihres Zustandes noch nicht einen Schritt weiter vorgerückt zu sein scheinen, seitdem Tacitus seine mira ferocitas über sie aussprach. Vielmehr scheint Alles, was man in der Schilderung der heutigen Esthen über ihre geselligen und ökonomischen Verhältnisse beibringen kann, nur eine Interpretation jenes Tacitanischen Ausspruchs zu sein.

Vor Allem mag Tacitus an den so auffallenden Mangel von Schamgefühl bei ihnen gedacht haben, der sie vor allen ihren Nachbarn so frappant auszeichnet, den sie aber mit allen ihren finnischen Brüdern am Ural und an der Dwina theilen. Die Esthen leben, schlafen, zeugen und gebären in ihren Wohnungen, Vater, Kinder, Schwiegertöchter, Knechtsweiber und Jungfrauen alle in einem und demselben Zimmer oder Raume. Das viel zartere Schamgefühl

der Letten läßt daher auch diese Nation als auf einer weit höheren Stufe der Civilisation und Humanität stehend erscheinen. Den Mädchen gereicht eine Schwangerschaft kaum zu einiger Schande, ja es ist vielmehr umgekehrt für ein Mädchen in einem gewissen Alter ein Schimpf, wenn sie noch nie einen Mann bewegen konnte, ihr seine Nächte liebend zu weihen. Die, denen die Liebhaber nicht freiwillig kommen, bieten daher alles Mögliche auf, um eines Mannes Herz für sich zu stimmen, und sind stolz darauf, wenn ihnen ihr Sieg gelang *).

Jedoch ist hierbei noch Zweierlei zu bemerken. Das Erste ist, daß sie sich jene Freiheit nur im unehelichen Stande gestatten, während sie nachher die Gattentreue auf's Gewissenhafteste bewahren, so daß das Brechen der Ehe äußerst selten unter ihnen vorkommt. Als sie noch unabhängig waren, war die Ehe ein so heilig gehaltenes Verhältniß bei ihnen, daß sie nach einem alten Gesetze den Ehebrecher verbrannten. Daher heißt denn auch noch heutigen Tages der Ehebruch bei ihnen „tulli tö", d. i. eine That, die des Feuers werth ist. Das Zweite ist, daß sie alle Rücksichten der Scham nur ihren esthnischen Mitbrüdern gegenüber so außer Acht lassen, während sie den Deutschen gegenüber sogleich sich der Unschick-

---

*) Ein Freund, dem ich diese Bemerkung mittheilte, hielt die Schilderung für übertrieben. Er sagte, daß außereheliche Schwängerung allerdings häufig sei, gewöhnlich aber die Heirath noch vor der Entbindung erfolge. Es seien uneheliche Kinder im Vergleich mit Deutschland viel seltener und auch überhaupt der Geschlechtstrieb bei den schlecht genährten und vielfach bekümmerten Esthen viel schwächer.

lichkeit bewußt werden. In letzterer Beziehung geht es ihnen wieder gerade umgekehrt wie den Deutschen, die wohl unter sich die äußerste Schicklichkeit beobachten, dagegen den Esthen, ihren Leibeigenen, gegenüber dieselbe oft in hohem Grade außer Augen lassen.

Bei einer Nation, wo Assa foetida das Parfum ist — und fast kann man dieß von den Esthen behaupten, denn nicht nur ihren Kindern hängen sie kleine Stückchen Assa foetida um den Hals, sondern auch die Weiber pflegen diese Substanz bei sich zu tragen*) — wird man nicht viel delicate Reinlichkeit und Appetitlichkeit vermuthen können. In der That überbieten die Esthen in diesem Puncte fast alle Nationen des übrigen Europa, die polnischen Juden vielleicht allein ausgenommen, die, wenn auch nicht unreinlicher, doch noch viel widerlicher sind. Die Esthen kennen den Ekel fast gar nicht, und in ihren Wohnungen sieht es daher gewöhnlich ärger aus als in den Stallungen der Russen und Letten, die ihnen auch in diesem Puncte bei Weitem vorgehen.

Als Nachbarn hassen und verspotten sich die Esthen und Letten natürlich gegenseitig; diese werden von jenen Weichlinge und Weiber gescholten, jene von diesen Lumpen und Schmuzpinsel. Im Ganzen haben aber die Esthen weit weniger liebenswürdige und angenehme Sei-

---

*) Ein Freund aus Esthland versicherte mir, daß der Gebrauch des Assa foetida nicht so allgemein verbreitet sei, wie ich im Obigen anzudeuten schiene. Die Weiber bedienten sich desselben nur zuweilen als eines nervenstärkenden Mittels.

ten als die Letten, und jeder Fremde ergreift daher auch mit Vorliebe die Partei der letzten.

Wie alle finnischen Stämme sind die Esthen von nicht sehr großer Statur, obgleich ohne Zweifel immer noch eine halbe Elle länger, als man sie sich in Deutschland gewöhnlich denken mag. Ihr Körperbau ist untersetzt, und selten sieht man unter ihnen schlanke und hochstämmige Figuren. Trotz ihrer Gedrungenheit fehlt es ihrem Muskelbau an Kraft und Körnigkeit, und es kann im Durchschnitt angenommen werden, daß ein Deutscher eben so große Lasten schleppt und eben die Arbeit leistet als zwei Esthen.

Die mongolischen Grundzüge*) lassen sich in ihren Physiognomieen nicht verkennen, weder die engen Augen, noch die breiten Backen, weder die spitze Nase, noch das winzige Kinn und der kleine Mund fehlen. Auch scheint ihre Gesichtsfarbe schon etwas gelblicher, oder doch etwas weniger weiß und roth als die der Letten. Die Frauen neigen sich mehr zum Dickwerden als die Männer, doch mag es wohl weniger Eigenheit des Volksstammes als Folge ihrer Leibeigenschaft sein, daß man fast nie einen wohlbeleibten und gutgenährten Mann unter ihnen sieht. Ihr Haupthaar ist durchweg flachs- oder goldgelb, wie fast bei allen finnischen Stämmen. (Allerdings giebt es am Ural, als merkwürdige Ausnahme, auch einige finnische Völker mit schwarzem Haar.)

---

*) Die finnischen Völker gehören nicht zur kaukasischen, sondern zur mongolischen Race.

4) Lebensweise, Wohnung und Kleidung.

„Beshrew me but his passions move me so
„That hardly can I check my eyes from tears."

Da schon Tacitus die Finnen sordidissima gens nannte, so ist wohl gewiß, daß nicht erst die fremden Eroberer diesen kümmerlichen Zustand, in dem auch wir jetzt alle finnischen Stämme finden, bei ihnen herbeiführten; doch mag er sich durch die harte Leibeigenschaft, mit welcher die Esthen den Deutschen verfielen, bei diesen noch mehr befestigt und ausgebildet haben. Denn ausgemacht ist es, daß selbst unter den finnischen Stämmen die Esthen sich noch durch Kümmerlichkeit ihrer häuslichen Einrichtungen, ihrer Geräthschaften und ihres ganzen Zustandes auszeichnen*).

Der Anblick einer esthnischen Hauswirthschaft ist das Nonplusultra von Armseligkeit, Schmuz, Unordnung und Dürftigkeit, und es giebt in ganz Europa nichts Aehnliches mehr. Ihre Dörfer sehen beständig mitten im Frieden so aus, als wenn sie eben von einer plündernden Tatarenhorde verlassen worden wären. Ihre Geräthschaften sind so plump und roh, daß man sie eher für wunderliche Naturgebilde als für Producte der Kunst halten sollte. Ihre Nahrung ist höchst elend, und es ist kein Zweifel, daß manche Wilde in ihren Whigwhams sich mehr Comfort bereiten, als man dessen hier und da in esthnischen Wohnungen findet.

---

*) Der eigentliche Finne in Finnland wurde bei der schwedischen Herrschaft nicht leibeigen und ist auch noch jetzt unter russischer Obergewalt persönlich frei.

Die Bauart und das Baumaterial der esthnischen Wohnungen sind in der Hauptsache dieselben, wie sie es bei allen Völkern des Nordens sind, bei den Russen wie bei den Finnen, Letten und Schweden. Es werden Fichtenstämme wagerecht über einander gelegt und an ihren Enden unter sich verkeilt; die Zwischenräume werden mit Moos verstopft. Wie sehr reinliche und nette Gebäude baut sich aber nicht der Schwede auf diese Weise, und wie erfinderisch weiß der Russe dieß Material zu benutzen, um sein Haus zu verzieren. Mit allerlei buntgeschnitztem Holz rändert er die Kanten der Dächer und die Einfassung der Fenster. Die Stämme der Bäume werden glatt behauen und hier und da als zierende Säulen eingesetzt. Nichts von dem Allen findet sich bei den des Schmuckes unbedürftigen Esthen, bei denen der allen Menschen inwohnende Kunstsinn und Verschönerungstrieb auf ein sonst nirgends mehr erreichtes Minimum herabgebracht zu sein scheint. Die Balken, aus denen sie ihre Häuser errichten, sind gewöhnlich so gerade oder schief gelassen, wie sie im Walde gewachsen. Nie erheben sich, wie bei den Russen gewöhnlich, ihre Gebäude zu Stockwerken, was in ihrem feuchten Lande besonders wünschenswerth wäre. Den Vortheil der Schornsteine kennen ihre Architekten nicht, und Fenster bilden gewöhnlich einige schief oder gerade in die Holzmauer gehauene Löcher. Der große Ziegelofen dient zugleich als Herd; über einigen neben ihm errichteten Gestellen werden die Getreidegarben getrocknet, die zum Theil erst im Winter vom Felde geholt werden, wo sie in hohen zuckerhutförmigen Haufen

gestanden hatten. So lange das im Ofen brennende Holz raucht, bleibt die Ofenthüre offen, so wie die kleinen statt der Fenster dienenden Oeffnungen in der Wand, die mit einem Brete geschlossen werden können. Der Rauch zieht theils zu diesen Löchern hinaus, theils dringt er durch das Strohdach. Niemand denkt an Feuersgefahr, wenn er ein rauchendes Strohdach sieht. Ist das Brennholz hinlänglich verkohlt, so wird das Ofenloch zugesetzt, und der Ofen bleibt vierundzwanzig Stunden lang heiß.

Selbst des Letten Wohnung erscheint im Vergleich mit der des Esthen von einem verständig raisonirenden Geiste organisirt zu sein. Nicht nur Mensch und Vieh, sondern auch die verschiedenen Thiergeschlechter sind bei jenen unter besonderen Dächern vertheilt, und für die mancherlei Bedürfnisse des Menschen, für die verschiedenen Arbeiten und Verrichtungen gestaltet man besondere Räume. Nicht so bei den esthnischen Wohnungen, bei denen der Fremde in die Arche Noah's einzutreten glaubt, denn Menschen, schlafende, arbeitende, gebärende, kranke, essende, und Thiere, säugende Lämmer, meckernde Ziegen, grunzende Schweine und bellende Hunde, behelfen sich hier gewöhnlich in einem und demselben Raume neben einander. Im Winter ist das Wohnzimmer auch der Hühnerstall; man hält die Hühner in der Nähe des Ofens, theils damit sie nicht erfrieren, theils um von ihnen zeitig Eier zu bekommen. Die Bänke, Tische und Stühle der Esthen haben das Ansehen, als wären sie im Walde gewachsen. Thürklinken und Schlösser sind ihnen unbekannt, und es ist offen-

bar, daß von den außerordentlichen Fortschritten und Verbesserungen, die das übrige Europa in Künsten und Gewerben machte, auch nicht ein Tröpflein diesem Volke zu Gute kam, das noch in demselben Urzustande verharrt wie seine Vorfahren vor undenklichen Zeiten.

Wie die Perser ihre Zimmer mit Rosenblättern bestreuen, so bestreuen die Esthen den Boden an Festtagen mit zerhackten Tannenzweigen. Und diese Sitte wie alles Andere scheint Menschen zu verrathen, die nie anderswo als in einem Walde lebten. Selbst die Erleuchtung ihrer Wohnungen ist die von Waldmenschen; Lichter und Leuchter kennen sie nicht, lange dünne Birkenholzspäne, „Pergel" genannt, schieben sie in den Zwischenraum der Mauerbalken und zünden sie an dem einen Ende an. Da sie im Winter oft Monate lang spinnend und webend bei dem flackernden Lichte dieser Pergel mitten im Rauche und Stubennebel sitzen, so ist es ein Wunder, daß es noch ein gesundes Paar esthnischer Augen giebt. Der große Ofen ist natürlich, wie überall im Norden, das Hauptmöbel ihrer Zimmer. Er dient als Herd, Backofen, Trocknenboden und Schlafstelle zu gleicher Zeit. Im Frühling bauen sie sich draußen eine Strauchhütte als Sommerküche *).

---

*) Uebrigens kommen in W. Scott's Romanenbeschreibungen auch Wohnungen der Hochschotten vor, die nicht viel besser als die esthnischen zu sein scheinen, und in Irland sind die Bauerhäuser nach den Briefen eines Verstorbenen vielleicht zum Theil noch schlimmer. In Deutschland sieht man nur im Voigtlande und im Böhmer Walde Aehnliches.

Die Esthen wie die Letten und Litthauer, nicht aber die Polen, auch nicht die Kosaken und Kleinrussen, haben die ursprüngliche, wahrscheinlich großrussische Sitte des Gebrauchs der Dampfbäder angenommen, und da sie eben so leidenschaftlich wie die genannten Völker diese Bäder lieben, so bauen sie sich bei jeder Wohnung ein eigenes Badehäuschen, das auf dieselbe Weise eingerichtet ist wie bei den Russen und Letten, und in welchem sie jede Woche ein Mal ihre Sorgen, ihren Kummer und ihre Krankheiten verschwitzen.

Die Esthen leben nicht wie die Letten und die Westphalen in einzelnen Bauergehöften gesondert, sondern sie legen ihre Wohnungen neben einander zu großen und weitläufigen Dörfern; doch beobachten sie bei der Anlage dieser Dörfer keine Art von Plan wie die Russen, welche ihre Häuser in langen regelmäßigen Straßen an einander reihen, vielmehr legt sich bei ihnen in größeren oder geringeren Distanzen Gehöft an Gehöft in lockerem Zusammenhange, und die Wege und Straßen bilden sich dazwischen nur planlos und zufällig allmählig von selbst aus.

Der Anblick dieser esthnischen Dörfer ist der trostloseste von der Welt. Die Häuser stehen schief und krumm, bedacht oder nicht bedacht, zur Hälfte verfallen oder verfault durch einander. Gewöhnlich sind einige davon vor längerer oder kürzerer Zeit niedergebrannt. Die meisten sind bewohnt, viele verlassen, weil die Bauern versetzt wurden. Kaum eine Spur von Gartenkultur umgibt sie; nur hier und da blieb eine Tanne oder eine ein-

same Birke stehen. Die Zäune, welche die Gehöfte umgeben, gleichen in ihrem gewöhnlichen Zustande Pallisaden, welche in einer Belagerung zerschossen und zertrümmert wurden. Selbst mitten in der schönsten Blüthenzeit grünt und blüht kaum ein frisches Unkraut in der Nähe der traurigen und öden Niederlassungen dieser unästhetischen und kunstlosen Esthen*).

Es ist höchst merkwürdig, daß nicht nur in der Form, sondern auch in der Färbung der Kleider bei den verschiedenen Nationen durchgreifende und ganz allgemeine Grundunterschiede stattfinden, so daß man bei diesem oder jenem Volke diese oder jene Farbe als national und eigenthümlich bezeichnen kann. So sind bei allen lettischen und litthauischen Stämmen Weiß und Hellgrau entschieden die

---

*) Ich entwarf diese Schilderung des esthnischen Lebens nach den Eindrücken, die ich bei Besichtigung ihres Hauswesens empfangen hatte. Ein Freund, dem ich dieselbe im Manuscripte mittheilte, fand aber Das, was ich über Schmuz und Unordnung sagte, obgleich das Bild im Ganzen treu sei, zu übertrieben. Er machte dazu folgende sinnige Bemerkungen: „So viele Esthen weben reinliches Wollen- und Leinenzeug, wie wäre das möglich in einem Kloak? Auch sind die Häuser nicht überall so versumpft; ich erinnere mich mancher Stellen an dem Wege von Dorpat nach Rewal, z. B. bei dem Gute „Kassinorr" (d. h. Ziegenfeld) etwa 40 Werste von Dorpat, da liegt ein esthnisches Dorf, das ganz anmuthig aussah. Es waren Hopfenpflanzungen vor den Häusern, Kohlgärten mit Hanf eingefaßt, um die Kohlschmetterlinge vom Kohl abzuhalten. Näher nach Rewal zu sah ich viele Häuser in ganz guter Ordnung; Aehnliches habe ich auch zwischen Rewal und Narwa gesehen. Auch verkaufen die Esthen in allen Städten Esthlands reinliche Butter, an der sich kein Tadel findet. Wie könnte solche Butter aus so ganz gottverlassener Hauswirthschaft hervorgehen?" Der Leser wird Beides brauchen können, sowohl Das, was ich, als Das, was mein Freund sagte.

Hauptfarben; selbst die Männer hüllen sich bei den Litthauern in weißwollene Gewänder, wie die Frauen in weiße Leinwand. Bei den Letten, die von den Litthauern nur wenig verschieden sind, fällt dieses Weiß etwas in's Grauliche.

Die Kalmücken haben bei ihren Gewändern, ihren Pelzen, ihren Mützen, ihren Zeltdecken überall ein helles, in's Röthliche spielendes Braun, weil fast alle ihre Schafe von dieser Farbe sind; bei unseren Esthen dagegen herrscht entschieden ein dunkles, fast schwarzes Braun vor. Man könnte daher die litthauischen Stämme als Weißmäntel, die Kalmücken als Braunröcke und die Esthen entschieden als Schwarzmäntel bezeichnen. Wie wichtig die Auffassung dieser Unterschiede in jeder Hinsicht und namentlich auch in Beziehung auf wissenschaftliche Forschung sind, zeigt schon der einzige Umstand, daß hier und da bei alten Schriftstellern manche Nationen blos nach der Farbe ihrer Kleidung aufgefaßt und benannt werden. So nennt Herodot in seiner ethnographischen Beschreibung des Scythenlandes ein häufig von ihm erwähntes Volk nicht anders als „Melanchlänen" (Schwarzmäntel), und manche Gelehrte haben aus dem Umstande, daß im Umfange des ganzen jetzigen Rußlands kein Volk mehr vorkommt, welches sich so entschieden in Schwarz hüllt wie die Esthen, geschlossen, daß eben unsere heutigen Esthen die Melanchlänen des Herodot seien. Auch die weißen und grauen Letten bezeichnen noch heutiges Tages die Esthen gewöhnlich nur als „Schwarzröcke."

Sei es nun eine besondere nationelle Vorliebe der

Esthen für das Schwarz, oder sei es, daß zufällig gerade die mit ihnen verschwisterte Schafrace vorzugsweise schwarze Wolle trage, genug, das Hauptmaterial, woraus die Esthen fast alle ihre Kleider verfertigen, ist schwarze und dunkelbraune Wolle. Das dunkle Zeug, welches sie daraus weben, heißt „Wadmal", und aus diesem Wadmal sind alle ihre Röcke, Oberröcke, Hosen, Camisole, Weiberröcke und Männermäntel zusammengestickt. Sogar ihre Strümpfe und Handschuhe sind von schwarzem Garn gestrickt, und ihre Pelze, welche Weiber wie Männer nach gleichem Schnitte tragen, haben dieselbe Farbe, und wenn in irgend etwas entschieden charakteristisch und nationell, so sind sie es in dieser entschiedenen Vorliebe für die schwarze Farbe. Ihr goldgelbes Haar und ihr heller Teint stehen damit im grellsten Contraste.

Wie wenig die Esthen, wie wir oben bemerkten, für Verschönerung und Ausschmückung ihres häuslichen Comforts sorgen, so sehr sind sie doch, freilich auf ihre Weise, auf die ihrer Persönlichkeit bedacht, und während in ihrem Hausgeräthe sich fast nichts nennen läßt, was sich einer besonderen Aufmerksamkeit und Beachtung zu erfreuen hätte, so giebt es in ihrer Toilette doch viele Theile, auf welche sie große Stücke halten, und deren prächtige Ausbildung sie mit Vorliebe betrieben haben, und die Eitelkeit scheint daher bei ihnen eine noch viel größere Triebfeder zu sein als die Freude an dem Nützlichen.

Als solche Prachtstücke besonders auffallend sind zunächst und vor Allem die sogenannten „Preesen" oder

„Paters,“ welche einen Theil der weiblichen Toilette ausmachen. Ursprünglich sind diese Preesen nichts als die Brustschnallen, welche das Hemd zusammenhalten. Durch Hinzufügung von allerlei Zierath sind dieselben aber zu einer solchen Größe angewachsen, daß sie die Brust der Weiber wie ein Schild oder Harnisch bedecken, und daß sie ein Hauptgegenstand des Stolzes und der Eitelkeit der esthnischen Frauen geworden sind. Die deutschen Goldschmiede in den Städten verfertigen sie sehr zierlich aus Silber oder Messing und bieten sie auf allen Märkten in außerordentlichen Quantitäten feil. In jeder Gegend herrscht eine eigenthümliche altherkömmliche Form der Preesen vor, auch haben sie verheirathete und unverheirathete Weiber verschieden. Alles, was den Esthinnen werthvoll und theuer ist, Ringe, Crucifixe, Münzen, Korallen, Bernsteinstücke, Goldflitter, Schellen, hängen sie an diese Silberschilde, und wenn sie so im völligen Sonntagsschmucke einhergehen, so klappern und klirren sie wie gepanzerte Ritter.

Zur Ausschmückung ihrer schwarzen Kleider haben die Esthen sehr passend und hübsch die rothe Farbe gewählt, und sie nähen alle ihre schwarzen Röcke, Strümpfe und Schuhe durchweg mit hellrothen Streifen und Litzen aus. Alle Ränder und Kanten sind auf die manchfaltigste Weise damit besetzt. Wie die Wilden mit ihren Tättowirungen, bilden die Esthen mit diesen rothen Litzen auf schwarzem Grunde allerlei Figuren, oft bloße phantastische Schnörkel, oft Zeichnungen von Blumen, Vögeln u. s. w. Auch in diesen Schnörkeln zeigen sich

überall Stammunterschiede, und ein Kenner unterscheidet leicht an ihnen schon die Gegend, in welcher ein Esthe geboren ist.

Die Beschuhung der Esthen ist der der Russen, Letten und Finnen ähnlich. Bei allen diesen Völkern findet man keine Stiefeln als nationale Fußbekleidung wie durchweg bei den Polen, bei den Tataren und anderen Nationen. Bei den Russen haben erst die Tataren, bei den Litthauern die Polen Stiefeln eingeführt. Männer wie Weiber tragen bei den Esthen „Pasteln" wie die Letten; bei den Wohlhabenden bestehen dieselben aus einem Stück Leder, welches mit einer rothen Schnur über den Fuß zusammengezogen wird, bei den Aermeren ist es nur ein Geflecht aus Linden- oder Weidenbast. Nur wenige haben von den Deutschen das Stiefeltragen gelernt und erscheinen damit Sonntags in der Kirche. Sie lieben ihre Sandalen mehr als alles andere Schuhwerk, und da sich der Fuß selbst die ihm passende Form darin ausarbeitet, so sind sie in der That auch bequemer als alle andere Beschuhung, und sie wissen damit leicht und gewandt über den sumpfigen Boden ihres Landes fortzukommen. Ihre Bastschuhe halten natürlich nur wenige Tage, ja oft zerfallen sie ihnen während der Reise. Sie haben dann schnell einen Baum geschält und flechten sich auf der Stelle ein neues Schuhwerk zurecht*).

*) In manchen Gegenden des Landes findet man auch bei den Esthen Schneeschuhe im Gebrauch, denen der Norweger ähnlich. Bei den Letten sollen sie — wenigstens nach Kelch's Zeugniß — früher auch bekannt und üblich gewesen sein.

In Bezug auf die Haare haben die Esthen wieder ganz andere Sitten und Gewohnheiten bei sich ausgebildet als ihre Nachbarn, die Russen, Letten und Polen. Während die Letten sich das Barthaar durchweg scheren, während die Polen sich durchweg nur Schnurrbärte stehen lassen, die Russen dagegen sich alles Haar um Kinn, Lippe und Wange wachsen lassen, wie die Natur eben es treibt und will, machen die Esthen einen Unterschied zwischen verheiratheten und unverheiratheten Männern; diese scheren sich überall jedes Härchen weg, während jene überall dem Haarwuchs freien Weg geben*). Auch ihre Coiffure ist anders als die der Russen, die sich die Haare immer cirkelrund um den Kopf herum abschneiden, während die Esthen ihre goldgelben Locken stets frei und lang, wie große Allongenperrücken, vom Haupte herabwallen lassen, und dieß thun bei ihnen die Männer wie die Burschen, die Weiber wie die Mädchen. Da sie dabei gewöhnlich einen außerordentlich starken Haarwuchs haben, so giebt ihnen dieses wallende Haupthaar etwas außerordentlich Wildes. Nur hier und da in einigen wenigen Gegenden werden ausnahmsweise bei den Mädchen die Haare geflochten, oder bei den Weibern in der Mitte auf dem Kopfe zu einem hohen Thurme zusammengelegt.

*) Diese Angabe berichtigte mir ein Esthenkenner dahin, daß die verheiratheten Esthen sich doch auch auf der Lippe den Bart schören, gerade da, wo die Polen und andere Nationen ihn vorzugsweise stehen lassen, daß aber jetzt überhaupt das Scheren des Bartes immer mehr um sich greife.

Die unverheiratheten Mädchen tragen einen in manchen Gegenden sehr zierlich geformten Kopfschmuck, welcher einem Casquet ähnlich sieht; sie nennen es „Türk.“ Es ist ein hohes, rund um den Kopf gebogenes Stück Pappe, das sie mit rothem Wollenstoffe oder auch mit Seide überziehen und mit Spitzen und Tressen besetzen. Vorn steht dieser Türk wie ein Helm oder wie der Kakoschnik, der Kopfschmuck der russischen Frauen, in die Höhe; hinten ist er etwas niedriger und mit herabflatternden Bändern, Schnüren, goldenen Borten, Flittern u. s. w. besetzt. Die Weiber tragen oben förmlich geschlossene Hauben. Ein rothes Band über die Haare und doppelte Schnuren mit dünnen Glasperlen wissen sich selbst die Aermsten zu verschaffen, die Männer im Sommer platte Hüte, wie die Russen, und im Winter hohe Pelzmützen von Schaf- oder Fuchsfellen.

Viele Gegenstände, welche andere Nationen für unentbehrliche Lebensbedürfnisse halten, besitzt der Esthe nicht, ja kennt sie oft nicht einmal, so z. B. den Spiegel. Die esthnischen Frauen und Mädchen wissen sich aber zu helfen, denn einen so nothwendigen Apparat ganz zu entbehren, hieße ihrem Geschmack am Schönen zu viel zugemuthet. Wenn sie ihre Toilette machen wollen, so stellen sie ein hölzernes Gefäß in die Stube, gießen Wasser hinein und beschauen sich und ihren Putz im Wasserspiegel, wie Venus und die Nymphen im alten Arkadien.

Die Unkenntniß von künstlichen mechanischen Werk-

zeugen und Maschinen ist besonders bei den esthnischen Mädchen, weil sie seltener als die Männer in die Häuser der Deutschen kommen, oft unglaublich groß. Ein zuverlässiger Mann erzählte mir davon folgendes Beispiel: Auf einem von jeder Stadt weit entfernten Landgute wurde ein esthnisches Mädchen auf dem Hofe zur Aufwartung in Dienst genommen, wozu es immer einer langen Abrichtung bedarf. In dem Wohnzimmer stand eine Wanduhr, deren Gewichte mit einem Gehäuse umgeben waren. Nur der regsame Perpendikel war durch ein Glasfensterchen in der Thüre zu sehen. Mit Verwunderung betrachtete die junge Esthin das bewegliche Wesen und konnte nicht begreifen, was es sein möchte. Endlich sagte sie: „bin ich doch nun schon fünf Tage hier, und Niemand giebt diesem Thiere Futter! So wird es ja wohl Hungers sterben."

Wie bei allen diesen Nationen des hohen Nordens, wo die Jahreszeiten so schroff auseinanderfallen, in einen heißen Sommer und einen außerordentlich kalten Winter, ist auch bei den Esthen die Sommerkleidung eine ganz andere als die Wintertracht, und sie verfertigen sich eigene leichte Stoffe für den Sommer und schwerere warme für den Winter. Bei den Deutschen, den Einwohnern des südlichen Rußlands u. s. w. findet dieß nicht statt.

Was die Küche der Esthen anbetrifft, so scheint eine wichtige Verschiedenheit derselben von der lettischen sich darin hervorzuthun, daß die Esthen auch sehr viel Gemüse (Kraut, Kohl u. s. w.) essen wie die Russen,

während die Letten, wie wir schon oben bemerkten, den Genuß der Gemüse kaum kennen. „Appo Kapsa“ (Sauerkohl) ist eins der beliebtesten Nationalgerichte der Esthen. In dem Grade wie bei den Letten ist die Grütze, bei den Esthen „Puddro“ genannt, nicht mehr Hauptgericht. Uebrigens kennen sie auch die sauere Grütze wie die Letten; sie nennen sie „Pimarok“. Die Aermeren essen gewöhnlich den „Kört“, eine Art dicker Suppe oder Gerstenbreis. Es giebt Zeiten und Gegenden, wo die Leute nichts Anderes genießen als diesen Kört. Der Körtkessel hängt über dem Feuer in der Mitte des Hauses und über demselben wiederum an einem Stricke ein dickes Stück Bergsalz, das, wenn die Suppe kocht, auf eine Zeit lang hineingetaucht wird. Die Leute ersparen sich so die Mühe, das Salz zu zerklopfen.

Schweinefleisch ist ihr delicatestes Gericht; sie haben es so gern, daß sie den Menschen glückselig preisen, der immer Schweinefleisch essen kann. Sie erzählen sich daher auch unter einander, daß es bei dem Kaiser in Petersburg so hoch hergehe, daß er alle Tage Schweinefleisch und Speck so süß wie Mandeln auf seiner Tafel habe. Sie selbst genießen es natürlich nur an den hohen und höchsten Festen des Jahres, z. B. zu Weihnachten, Ostern u. s. w. Daher steigen denn mit den lieblichen Bratengerüchen des Schweinefleisches auch immer recht feierliche und heitere Festtagsgedanken in ihrer Seele auf. Den Häring nennen sie „Eringit“.

„Katja“ ist das gewöhnlichste Getränk der Esthen; es ist das „Dserens“ der Letten, der Kwas der Russen und

das Dünnbier der Deutschen. Den Branntwein nennen die Esthen „Win" (Wein), den Wein „jodaw Win" (Trinkwein). Die Gier der Leute nach diesem giftigen Feuerwasser übersteigt alle Begriffe. Leider scheint das augenblickliche Interesse Derer, welche Gewalt über sie üben, für die Erhaltung dieser unglücklichen Leidenschaft zu sein. Die Gutsbesitzer ziehen — namentlich in Esthland — zum Theil ihre angesehensten Revenueen aus den Branntweinbrennereien und aus den Krügen, in denen den Bauern dieses Getränk geschänkt wird. Es wird daher auf keine Weise gegen diese verderbliche Leidenschaft des Volkes kräftig eingewirkt, ja man wirkt sogar wohl noch dafür. So wurden noch vor Kurzem die Mäßigkeitsvereine, welche sich auch hier auszubreiten angefangen hatten, verboten (!). Es wurden freilich für dieses Verbot mancherlei scheinbare Gründe angeführt, doch war der eigentliche Kern aller dieser Gründe am Ende weiter nichts als das Interesse der Branntweinsblase und des Branntweinschanks, welches durch jene Mäßigkeit bedroht worden war.

Von einzelnen edlen Privatpersonen geschieht indeß natürlich doch Manches, um den Esthen in dieser Hinsicht die Augen zu öffnen. So haben ein Graf Manteuffel und ein Arzt Kreuzwaldt mehre kleine Schriften in esthnischer Sprache über die Schädlichkeit der Branntweinvöllerei geschrieben. So hat ein Herr von Lippart in seinem Kirchspiele vor Kurzem die treffliche Anordnung getroffen, daß jeden Sonntag nach dem Gottesdienste den Leuten noch besonders über das Verderbliche des Branntweinsaufens gepredigt und vorgelesen werde.

Auch giebt es natürlich unter den Esthen selbst vernünftige Leute genug, die auf Mäßigkeit halten, weil sie einsehen, daß der nüchterne Mensch etwas vor sich bringt, der Säufer aber nicht. Die von Einigen mit Eifer verfochtene Sache der Mäßigkeitsvereine hat in neuerer Zeit das ganze Land in zwei Parteien getheilt, von denen die eine aus christlicher Liebe gegen den Branntwein Krieg führt, während die andere ebenfalls aus christlicher Liebe ihn für die Esthen in Schutz nimmt, indem sie behauptet, daß der Branntwein noch der einzige irdische Genuß sei, der dem Esthen hienieden verbleibe, und daß man ihm durch die Entziehung dieses Genusses alle Lebensfreude durchaus verkümmern und verbittern würde *).

---

*) Der meiste esthnische Branntwein wird nach Petersburg geführt, wohin beständig viele lange Branntweinkaravanen unterweges sind. Diese Stadt ist wohl ohne Zweifel jetzt die größte Branntweinsconsumentin unter allen Städten Europas. Ihr Branntweinschank ist, wie der aller russischen Städte, verpachtet, und die Pachtsumme beträgt jährlich nahe an 7,000,000 Rubel. Gewöhnlich hat diesen Pacht ein reicher russischer Kaufmann übernommen, welcher blos zur Bewachung Petersburgs gegen Einschmuggeln von Branntwein und zur Beförderung der Branntweinfässer, Magazinarbeiten u. s. w. eine kleine Armee von 2000 Leuten, die zum Theil auch bewaffnet sind, in seinem Solde hat. An Gehalten zahlt derselbe jährlich 1,200,000 Rubel, der bloße Transport des Branntweins in den Straßen Petersburgs aus den Magazinen in die Trinkhäuser kostet ihm 200,000 Rubel, und sein Conto für Pfropfe, Siegellack und Etiketten beträgt 70,000 Rubel.

5) Sprache.

„Hinter dem U folgt gleich das W,
„Das ist die Ordnung so in ihrem ABC."

Die finnischen Sprachen und mithin auch die esthnische, die nur eine von ihnen ist, stehen so eigenthümlich gebildet, mit so ganz abweichendem Bau unter den übrigen europäischen Sprachen da, daß sie auch nicht die geringste ursprüngliche Verwandtschaft mit irgend einer derselben, weder mit den slavischen, noch mit den germanischen oder celtischen Stämmen zu haben scheinen. Es wird dieß sogleich schlagend in die Augen springen, wenn man sich von einem esthnischen Bauer einmal die esthnischen Cardinal- oder Ordinalzahlen vorsagen läßt. Die letzteren lauten folgendermaßen: essimänne, toine, kolmas, neljäs, wies, kuwes, saitsmes, kattesas, üttesas und kümnes. Die sämmtlichen Einmaleins aller übrigen europäischen Sprachen lauten hiergegen wie die von Brüder-Dialekten, und wenn die Esthen auch in allen anderen Stücken so grundverschieden von den übrigen Europäern wären wie im Einmaleins, so möchte man geneigt sein, für sie einen eigenen Adam anzunehmen oder wenigstens sie aus der Reihe der verbrüderten Arbeiter am babylonischen Thurmbaue zu streichen.

Jede Sprache hat ihre besondere äußere Physiognomie, ihren eigenen Vortrag, gleichsam ihren eigenthümlichen Rhythmus und ihre besondere Tonart, in welcher sie vorgetragen wird, und selbst Dem, welcher in den Geist einer Sprache nicht tiefer eingedrungen ist, ist es

möglich, diese Physiognomie derselben aufzufassen und sie sogleich daran wieder zu erkennen. Die Physiognomie der esthnischen Sprache ist so eigenthümlich, daß jedes europäische Ohr, es mag einem germanischen, slavischen oder romanischen Individuum angehören, sogleich sehr fremdartig davon frappirt wird. Im Ganzen ist sie wohltönend, besonders durch die vielen Endigungen auf „a" und „o", durch die äußerst häufigen angenehmen Diphthonge „ü" und „oi", sowie wegen der geringen Anwendung des stummen „e" und des häßlichen „ä". Die Consonante werden im Esthnischen nirgends so gehäuft wie in den slavischen Sprachen, und selbst weniger als in den germanischen. Dagegen bringt die ungemeine Häufung einsylbiger Vocale zahlreiche Hiaten hervor, und wahrscheinlich bewirkt die Menge der zwei- und dreisylbigen trochäischen oder daktylischen Worte und der Mangel an einsylbigen Flickwörtern, daß die Sprache der Esthen nie so in einander fließt wie die Rede anderer Völker, sondern vielmehr immer gleichsam auf Stelzen zu gehen scheint. Es scheint ein fast epischer Schwung in dem Tone der unbedeutendsten Redewendungen eines Esthen zu sein.

Man erzählt sich, daß ein russischer Gesandter am spanischen Hofe, als von sonoren Sprachen die Rede gewesen und man den Wohlklang der portugiesischen, italienischen und spanischen Sprache gelobt, mit großem Pathos folgende esthnische Worte citirt habe: „Pois ſsaida tassa ülla ſsülla," mit der an die Anwesenden gerichteten Bitte, ihm zu sagen, von welchem Genre sie den Inhalt

dieser Worte hielten. Diese riethen auf den Anfang eines epischen Gedichtes und sahen sich nicht wenig getäuscht, als der Nordländer ihnen die Redensart übersetzte, die nichts weniger und nichts mehr bedeutet als dieß: „Bursche, fahre langsam über die Brücke!“ Die Esthen, wie alle Finnen, haben weder auf der einen Seite den rauhen, vollen, tiefen Ton, in welchem die Russen reden, noch auf der anderen den metalllosen, weinerlichen und pipenden Accent, in welchem die Letten und Litthauer sprechen. Vielmehr haben sie ein kräftiges und klangreiches, aber angenehmes und geschmeidiges Organ, und nach dem Schwunge allein, welcher in ihrer Rede herrscht, sollte man vermuthen, daß dieses Volk von der Natur zu großen Dingen befähigt sei. Keine Sprache hat so viele Doppellaute wie die esthnische, die Rauschlaute des Russischen, sch, tsch und schtsch fehlen ihr ganz und gar, und eben so die Labialen f, ph, pf und v. Jene ersetzt der Esthe durchweg blos durch das s und diese durch das p. Eben so drücken sie das „z“ durch das „s“ aus, und unser „h“, obgleich sie es sehr wohl aussprechen können, lassen sie am Anfange der Worte ganz weg *). So sagen sie daher statt „Hause“ „Aube“, statt „Fischer“ „Piser“, statt „Zitrone“ „Sitrone“, statt „Stiefel“ „Tibel“. Keine Sprache ist so reich an Doppel-Vocalen als die esthnische; der eigenthümlichen Laute, die kein Fremder dem Esthen je richtig nachsprechen kann, sind unzählige.

*) Am Anfange der Worte haben die Esthen kein „h“, dagegen haben sie ein sehr stark prononcirtes in der Mitte der Worte, z. B. „pühha“, d. i. heilig.

In ihrer Etymologie ist das Merkwürdigste, daß sie nur eine einzige Conjugation, sowie auch nur eine Declination, aber eine unzählige Menge von Casus hat. Die Esthen haben keine Präposition und verändern dafür die Endung des Substantivs sehr manchfaltig. Für jedes Verhältniß und jede Beziehung, in welche die Dinge unter einander treten können, z. B. für die Bezeichnung: auf, unter, neben, bei dem Stuhle, haben die esthnischen Hauptwörter eine andere und eigenthümliche Formation. Die Esthen haben, was noch sonderbarer ist, auch nur ein Geschlecht, selbst bei den Pronominibus, denn „temma" heißt sowohl „er" als „sie".

Viele abstracte Begriffe, oft selbst die allergewöhnlichsten, können die Esthen in ihrer Sprache nur durch Umschreibung ausdrücken, da sie keine eigenen Worte dafür ausgeprägt haben. So z. B. haben sie keine Ausdrücke für „Tugend" und „Laster", keine für „Freiheit", für „Gefühl". Sie sind hierin noch unendlich viel ärmer als die Letten. Dagegen ist ihre Sprache so ungemein bilderreich, daß sie selbst die gewöhnlichsten Dinge gemeiniglich durch ein Bild ausdrücken. So heißt ein „dummer Mensch" bei ihnen ein „Bettlerkopf", und zwar nicht etwa nur allegorisch in der Poesie, sondern ohne alle Prägnanz der Rede in der Alltagssprache des gewöhnlichen Lebens. „Die Sonne geht zum Schöpfer zurück," sagen sie für den Ausdruck: „Die Sonne geht unter." Das Eintreten einer Sonnenfinsterniß bezeichnen sie durch die Worte: „Die Sonne wird weggefressen." Für „Sterben" und „Geborenwerden" haben sie keine Ausdrücke, welche die Sache direct geben. Für je-

nes sagen sie: „seine Seele in Gottes Hände geben," für dieses: „auf die Kniee der Mutter gehoben werden," oder für „gebären": „ein Kind auf die Kniee heben." So haben sie auch kein nomen proprium für die „Thiere". Sie nennen dieselben bedeutungsvoller „die stummen Wesen" *).

Wie der ganze Stamm des esthnischen Volkes sich in drei Hauptäste theilt, so zerfällt auch die esthnische Sprache in drei Hauptdialekte, in einen östlichen, einen westlichen und einen nördlichen. Man hat sie nach den vorzüglichsten Städten, um welche sie sich als Mittelpuncte bewegen, den Dorpatischen, den Rewalischen und Pernauischen Dialekt genannt. Besser könnte man sie als die Dialekte der Esthen, des Peipussees und des finnischen und des Rigaischen Meerbusens bezeichnen. Außer diesen drei Hauptunterschieden giebt es aber natürlich auch noch viele kleinere Unterschiede in jedem Kreise und Districte. Der Hauptgegensatz bleibt der zwischen dem Dorpatischen und Rewalischen Dialekte. Der letztere soll viel reicher und ausgebildeter sein, auch ist er derjenige, in dem jetzt am meisten geschrieben wird und der daher den Dorpatischen, wie man vermuthet, nach einiger Zeit überflügeln und verdrängen wird. Es ist indeß zu bemerken, daß die Dorpatischen Deutschen, die im Namen ihrer Untergebenen das Schild und Schwert erheben, dieß Alles nicht so ganz zugeben wollen und eifrig auf den Dorpat-esthni-

*) Wir bemerken, daß der oben erwähnte Beurtheiler mehre dieser Bemerkungen unwahr findet. Wäre er nur in seinen uns sehr werthvollen Belehrungen etwas umständlicher gewesen, so hätten wir gern mehr Vortheil davon gezogen.

schen Dialekt halten, wobei es sehr sonderbar, aber natürlich ist, daß die Esthen selbst, welche doch der ganze Streit allein betrifft, weder von jener Rivalität, noch von jenem Patriotismus irgend Etwas wissen.

Allerdings sind viele deutsche und neuerdings auch manche russische Worte in's Esthnische übergegangen, sowie das Finnische sich mit schwedischer Rede mischte. Allein, im Ganzen genommen, ist wohl die esthnische noch eine der reinsten finnischen Sprachen, weil das russische Element hier noch nicht so tief eindrang wie bei den Mordwinen, Tschermissen und anderen finnischen Völkern, und das deutsche nicht so tief wie bei den Wenden, Kassuben u. s. w.

6) Poesie.

„Auf dem Grund
„Schlaf' gesund!
„Gießen will
„Ich Dir still
„Auf die Augen Arzenei."

Es verlanget meine Seele,
Denkt daran stets mein Gedanke,
Sagensänge zu besingen,
Anzuheben den Gesang.
Bruder, gold'nes Brüderlein,
Edler Sprachgefährte!
Selten treffen wir zusammen,
Selten kamen wir zu sprechen
Hier in diesen öden Gränzen.
In des Nordens nackten Landen
Legen wir die Hand in Hand nun,
Wie den Haken in den Haken.
Lasset uns das Gute singen
Und das Beßte vorerzählen,
Daß es diese Gold'nen hören,
Diese Lieben es vernehmen,
Diese Jugend, die emporsprießt,

Dieses Völkchen, das heranwächst:
Nämlich jene hundert Worte,
Jene Sagen, die wir zogen
Aus dem Gürtel Waiwämoinens,
Aus der Esse Ilmarinens,
Kaukomielens Schwertesspitze,
Aus des Nordens fernsten Feldern,
Kalewala's Felsenlande.
Diese sang mir einst mein Vater,
Als er sich den Beilstiel schnitzte,
Diese lehrte mir die Mutter,
Pries mir an die alte Mutter,
Als sie ihre Spindel spinnen,
Ihre Spule wirbeln ließ.
Noch sind d'runter and're Worte,
Die ich gleichsam aufgeangelt,
Die ich an dem Wege pflückte,
Von der Haidekrautflur rupfte,
Von des Waldes Dickicht abbrach,
Von den Sträuchern heim mir holte,
Als ich in die Hutung hüpfte
Zu der Heerd' als Hirtenknabe,
Auf die waldbewachs'nen Hügel,
Auf die gold'nen Bergeshöhen,
Auf der schwarzen Muuriki Spuren,
In der bunten Kimmo Nähe.
Dorther holt' ich hundert Worte,
Tausend Lieder zu verfert'gen,
Und ich wand sie mir zum Knäuel,
Band sie in ein loses Bündel,
Warf den Knäuel in mein Schlittchen
Und das Bündel auf die Schleife.
Lange lag nun in der Kälte,
Lang' in dunkler Ruh' mein Liedchen;
Nun mein Lied ich aus der Kälte,
Aus dem Frost' den Sang ich hole,
Auf die Ecke der hölzernen Bank,
Auf das tannene Bret,
Unter die geprief'ne Firste,
Unter das gewöhnte Dach.
Da nun wind' ich ab vom Knäu'l,
Knüpf' ich los des Bündels Knoten.

Als eine Einleitung zu einer kleinen Abhandlung über die Poesie eines finnischen Volksstammes glaubten wir nichts Besseres wählen zu können als den vorstehenden trefflichen Prolog zu einem finnländischen Gedichte Kalwela, weil er den Leser sogleich mitten in den Zauberkreis der Poesie der nordischen Völker versetzt, ihn mit der ganzen Eigenthümlichkeit und Fülle dieser Poesie anhaucht und es ihm sogleich handgreiflich und klar macht, wie diesen Völkern Alles, Wald, Flur, Berg und Thal — Liederstoff, Glück und Unglück, Freude und Leid — Gesang wird, indem ihnen das ganze Natur= und Menschenleben eine heilige, wunderbare Poesie ist*).

Wir haben bei unseren Wanderungen an dem Gestade der Ostsee mit Hülfe Anderer nur ein kleines Bündel esthnischer Lieder gesammelt, doch knüpfen wir es hier unseren deutschen Lesern los und fügen zugleich bei, was wir darüber zu sagen wissen.

Auffallend ist es, daß die poetische Auffassungsweise bei allen jenen nordischen Völkern durchweg dieselbe ist, so verschieden diese Völker auch in Bezug auf ihren Stamm und Charakter sein mögen. Es ist, als hauche ein und derselbe nordische Geist durch die Poesie aller nördlichen Völker, an dem sie alle auf gleiche Weise participiren, ohne Rücksicht darauf, ob sie germanischen, finni=

*) Es wurde von dem Inhalte jenes finnländischen Liedes in den Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft zu Dorpat vom Jahre 1840 von einem Herrn Holmberg eine Uebersicht und von dem Prologe desselben durch den Herrn Mühlberg jene von uns benutzte Uebersetzung gegeben.

schen, slavischen oder lettischen Stammes seien, sowie es gewisse allgemeine nordische Gewohnheiten und Sitten giebt, die man auf gleiche Weise bei Letten, Schweden, Lappen, Finnen u. s. w. wiederfindet.

Der Hang zur Poesie ist bei den Esthen fast eben so stark wie bei den Letten. Eben so wie diese improvisiren sie bei allen ihren Zusammenkünften Verse und Gedichte, die ganz aus derselben melancholischen Tonart angestimmt zu sein scheinen wie bei den Letten. Wie die Letten singen und dichten sie bei allen ihren Arbeiten, im Walde, auf dem Felde, zu Hause in den Spinnstuben, in den Rigen, und wie bei den Letten sind es auch bei den Esthen vorzugsweise die Frauen, die da dichten und singen, ja es scheint sogar, daß viele Volkslieder geradezu von den Letten auf die Esthen oder von jenen auf diese übergegangen sind. Die gebrauchten Bilder, die Ausdrucksweisen, die besungenen Gegenstände sind oft zu frappant einander ähnlich oder fast völlig gleich.

Nichtsdestoweniger ist doch auch der Unterschied zwischen den Dichtungen beider Völker sehr bemerkbar. Das Genie der lettischen Muse ist weit idyllischer, kindlicher und spielender, das der esthnischen epischer, männlicher und weniger tändelnd. Die Esthen haben mehr Kriegslieder als die Letten und viel mehr Erinnerungen an ihre bedeutungsvollere Vorzeit. Ihre Sprache eignet sich der vielen Vocale wegen besser zum Gesange als die lettische, auch ist im Vortrage der Unterschied, daß, während die Letten nur immer unter Anführung eines Chorführers in einem eigenen Chore vereinigt singen, die Esthen sich mei-

stens in mehre Chöre theilen, welche sich gegenseitig antworten und die Endverse wiederholen. Eben so sind bei beiden Völkern die Melodieen, nach denen sie ihre Lieder singen, ganz verschieden. Die Leistungen der esthnischen Musik scheinen höher zu stehen als die der lettischen.

Die lettischen Lieder sprechen dem lyrisch-idyllischen Charakter und der subjectiven Natur der Nation gemäß fast immer in der ersten Person. Die esthnischen dagegen reden der epischen und mehr objectiven Natur der Nation zufolge fast immer in der dritten Person und sind mehr erzählend. Wenn der Lette sagt:

Ich rudere meiner Geliebten entgegen
Eine Blume ist mein Ruder u. s. w.

so drückt sich der Esthe dagegen erzählend so aus:

Ein Liebhaber schiffte seiner Geliebten entgegen,
Eine Blume war sein Ruder.

In der lettischen Poesie herrscht daher auch fast durchgehends das Präsens, in der esthnischen aber das Präteritum. Selbst in ihren kleinen Verschen, Gnomen und Sinngedichten, deren sie wie die Letten oft Hunderte des verschiedensten Inhalts hinter einander singen, sind sie mehr objectiv und erzählend als subjectiv und schildernd. Ein solches Verschen ist z. B.:

Tio war sanft und leutselig,
Und sie war mir lieb.
Schnell sie blühte, rasch sie welkte,
Welkte, ach! und starb.

Die esthnischen Worte dieses Liedchens, die wir hier hersetzen, damit man über den Wohlklang der Sprache einigermaßen urtheilen könne, lauten:

Tio taſa, neja elda,
Olli armas minnoléh.
Pea oidſis, pea nerdsis.
Nerdſis jaudis ſurmaléh.

Das in Esthland sehr bekannte Liedchen: „**Jörru, Jörru, johks matullen**“ fügen wir gleich in der Uebersetzung bei:

„Jörru, Jörru, soll ich kommen?“
Darfst nicht kommen, liebes Leben!
Warum hast du deine Pflicht
Gestern nicht in Acht genommen?
Gestern war ich ganz allein.
Jetzt sind unsrer fünfe hier.
Morgen in der Morgenstunde,
Du mein wohlgewachs'nes Zweiglein,
Werd' ich wieder sein allein.
D'rum so traue meinem Munde
Und komm' morgen ohn' Beschwer.
Komm' in weiten, leichten Sprüngen,
Wenn der Thau beginnt zu fallen
Und die trockne Erde kühlt,
Wenn annoch der Käfer spielt,
Will ich schon, Dir zu gefallen,
Liebster, auf dem Rasen steh'n
Und mit Dir der Herd' nachgeh'n *).

An Frühlingsliedern und Hirtengesängen sind die Esthen so reich wie die Letten. Ein solches ist folgendes von Petri gegebene **):

*) Der livländische Chronist Kelch macht bei Gelegenheit dieses Gedichtes eine Bemerkung, die wir als einen interessanten Beitrag zu der Geschichte der ungesalzenen Einfälle der Gelehrten unseren Lesern mittheilen: „Aus diesem Gedichte oder Geheule, wie sie reden, haben viele Schriftsteller den Ursprung der Esthen und Letten von den Gibeonitern zu bestätigen gesucht, indem sie den oft wiederholten Anfang des Liedes: „**Jörru, Jörru, johks matullen**“ so verstanden: „Jeru, Jeru, Mascalon“ und nun behaupten, daß Jeru so viel als Jerusalem und Mascalon so viel als Damascus bedeute und daß diese verstümmelten Namen jener heiligen Städte das Einzige seien, was diese Völker noch von ihrem alten Vaterlande in Andenken behalten hätten.“

**) Wegen des unesthnischen Reimes klingt es indeß ein wenig deutsch.

Sieh, meine liebe Tio, sieh!
Wie der Winter flieht vorbei,
Und der langersehnte Frühling
Kehrt zurück, an Freuden neu,
Alle Fesseln der Natur
Schmelzen weg von uns'rer Flur.
Blumen blühen bald nun wieder,
Und die Lerch' im Feld erwacht.
Froh entschlüpft dem Stall das Vieh,
Und der Hirt jauchzt spät und früh.
Lass' uns auch die Freuden kosten,
Die der Frühling freundlich beut.
Denk', er eilt so schnell dahin,
Wie der Jugend Jahre flieh'n.

Einige andere köstliche esthnische Lieder entnehmen wir dem „Inlande"*). Sie sind in dem Jahrgange 1840 dieses Blattes aus der reichen Sammlung des General-Superintendenten Knüpffer in einer buchstäblichen Uebersetzung, die freilich weit davon entfernt sein mag, uns auf dieselbe Weise poetisch anzuregen, wie das Original die Esthen erregt, aber doch immer noch Vieles von der Vortrefflichkeit des letzteren durchschimmern und ahnen läßt. Einiges mußten wir in der Uebersetzung wegen der darin gebrauchten Provinzialismen, die außerhalb der Ostseeprovinzen unverständlich gewesen sein würden, umändern. Bei den kürzeren setzen wir das Esthnische mit bei, wenn es gleich dem deutschen Leser von nur geringem Nutzen sein mag, da er den Zauber nicht zu fühlen vermag, der in jedem dieser Worte für esthnische Ohren und Herzen liegt, ja durch den todten Buchstaben auch selbst nur eine

*) Einer in Dorpat herausgegebenen Wochenschrift für die Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur Kur-, Liv- und Esthlands.

schwache Vorstellung von dem Klange der Laute erhält. Das eine dieser Lieder lautet:

Esthnisch:

Laula, laula, suukenne,
Ligo, linno kelekenne,
Moelgu, marja melekenne,
Illutse, süddamikenne!
Kül saad siska olla waida,
Kül saad alla musta mulla
Walge laudade wahhele,
Känna kirsto keskeelle.

Deutsch:

Singe, singe, du mein Mündlein,
Zwitschre du, mein Vögelzünglein,
Lieb' und lodre, Sinn, mein Beerlein,
Wall' in Wonne, du mein Herzlein!
Schweigen wirst du schon einst müssen,
Wann du unter schwarzer Erde
Weilest zwischen weißen Bretern
In des schönen Schreines Mitten.

Obgleich dieß Liedchen „Aufmunterung zur Freude" überschrieben ist, so klingt es doch nicht weniger melancholisch als die meisten esthnischen Lieder. Das Vogelzünglein darin ist gewiß charakteristisch; es zeigt, wie die Esthen wohl wissen, daß ihr Gesang wie der der Vögel ist. Das in seiner Art Kühnste, Eigenthümlichste und für den Deutschen Auffallendste ist gewiß der Vergleich zwischen dem inneren Sinn und einem Beerlein. Man könnte eine Abhandlung darüber schreiben, um diesen Vergleich des im Inneren des Menschen wohnenden Sinnes mit dem unter dem Laube des Busches glühenden Beerlein einem Deutschen recht verständlich und als aus dem innersten Wesen der esthnischen Denkweise und Phantasie hervorgegangen darzustellen. Die Esthen streichen ihre

Särge gewöhnlich nicht an, sondern schlafen ihren Todesschlummer in Schreinen, die aus weißen, schön glatt gehobelten Tannenbretern zusammengesetzt sind.

Der Töchter Walten.

Nun ist's Sommer, nun ist's sonnig,
Lerchen zwitschern zu dem Brachpflug!
Nun umhüllt das Laub den Laubbaum,
Laub den Laubbaum, Gras die Erde,
Kräuter grünen auf der Aue,
Fichten schwanken längs den Fluren,
Birken wiegen sich im Bruche.
An den Zweigen hängen Nüsse,
Leuchtet roth der Aepfel Gold —
Und im Haus das Mädchen hold. —

Flieht der Sommer, folgt der Herbst nach,
Bricht der Stahl der Aue Kräuter.
Auf der Flur die Föhr ein Messer,
Fällt ein Beil die Birke nieder.
Wind entführt dem Ast' die Aepfel,
Blitz die Nüsse von der Haide —
Und ein Mann dem Haus die Maide.

Weinend harren heim die Wiesen,
Sehnsuchtsvoll des Waldes Säume,
Wiehernd ihres Vaters Füllen,
Aechzend ihrer Mutter Färsen,
Brüllend harrt des Bruders Herde
Auf die Aetzerin, die Gute,
Auf die Tränkerin, die Treue,
Auf die Wärterin, die Weise.

Mit dem Morgen war sie munter!
Selber vor der Sonne Aufgang
Drang sie durch der Herde Stallung,
Flog sie durch der Färsen Reihen.
Ohn' daß es die Mutter wußte,
Ohn' daß es der Vater wußte,
Reichte hin vom Heu sie selber,
Hob den Hafer vor mit Händen,

Goß das Wasser in die Eimer.
Merkte nichts der Mutter Seele,
Nichts des Vaters Sinn, ohn' Fehle!

Mutterliebe.

Wann lohn' ich der Mutter Mühe,
Muttermühe, Liebesmilch ihr,
Die mich säugt' in treuen Sorgen,
Die mich hob und hegt' auf Händen,
Ein mich lullt' an ihren Lippen?

Schlaflos lagst Du lange Nächte,
Bliebest vielmals früh ohn' Frühtrunk,
Ohne Mahl so manchen Mittag,
Und ohn' Imbiß oft des Morgens!
Feuer kam nicht aus der Kammer,
Nicht das Lichtlein je vom Lager,
Aus dem Zeuge nicht die Mutter.
Seher suchte sie dem Kinde,
Thränenstiller für das holde:
Sandt ihr Lämmchen weg zum Seher,
Eine Zieg' dem Zungenprüfer,
Und das Rößlein zu dem Zaub'rer *).
Und doch schluchzt' ich nur zum Scherze,
Krauste meinen Mund ohn' Ursach!

An der Mutter Athem quoll ich,
Schlummert' auf der Mutter Schooße,
Blühte von der Mutter Blute,
Spielte an der Mutter Seite

Könnt' ich mit dem Munde danken,
Wärmsten Dank mit Worten sagen,
Ziemend mit der Zunge flehen,
Gäb' ich Gott der Guten Seele,
Heim ihr Herz in Jesu Hände,
Ihren Arm Marias Armen,
Ihre Knie' dem Thron' des Schöpfers.

*) Anspielungen auf den Aberglauben der Esthen, welche meinen, daß man aus den Bewegungen der Pferde, Ziegen u. s. w. Glück oder Unglück prophezeien könne.

Ein durchreisender Deutscher, mit dem ich in Dorpat über die Esthen sprach, schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief aus: „Mein Gott, in welcher Stupidität, in welcher tiefen dunkeln Unwissenheit, in welcher krassen Brutalität ist dieses Volk versunken! Ich habe noch nirgends Aehnliches gesehen!“ — Das vorstehende Lied scheint ein ganz eigenthümlicher Commentar zu diesem Urtheil, das übrigens fast alle Fremde auf gleiche Weise über die Esthen fällen, zu geben. Ich hatte Gelegenheit, einen Russen (es war ein leibeigener Diener) über denselben Gegenstand zu fragen. „Ach Väterchen“, antwortete er, „diese Leute hier scheinen mir wirklich kaum Menschen zu sein; sie sind und leben ja wie das Vieh.“ In der That, man begreift das Wunder kaum, wenn man zugeben muß, daß selbst die russischen Leibeigenen nicht ohne Grund die Esthen so tief unter sich sehen, und doch nicht leugnen kann, daß dem Munde und dem Herzen dieser so sehr verachteten Menschen so zarte, so poetische, so christliche, so liebevolle, humane und schöne Gedanken entquollen sind, wie das vorstehende Lied deren enthält. Und wie freut sich der Menschenfreund, daß er den Verächtern der Esthen solche Dichtungen entgegenhalten kann, aus denen hervorgeht, mit welcher aufopfernden Liebe die esthnischen Mütter ihre Kinder pflegen, und wie das Dankgefühl der esthnischen Söhne und Töchter für diese Liebe, welche die Mutter an ihnen verschwendete, so warm und zart ist.

Auf einen Leichtverwundeten.

Die heitere Ironie und der scherzende Witz, die in dem folgende Liede sich offenbaren, sind wirklich eines Anakreon würdig. Eine Schwester singt es auf ihren wahrscheinlich etwas verzärtelten und sehr ängstlichen Bruder, der ihr sein bitterstes Leid über eine unbedeutende Wunde klagte:

Sieh, die Sens', ein boshaft Eisen,
Gar ein treulos gleißend Eisen,
Ein gekrümmtes Ackereisen,
Diese trank das Blut des Bruders,
Nahm das Roth dem Beerenblättchen *),
Meinem einz'gen Freund die Farbe.
Ach, mein Brüderchen blieb blutlos,
Ohne Roth das Beerenblättchen,
Farblos blieb des Hauses Hühnchen **).
Nein, mein Bruder, wart', mein Brüderchen!
Flieht der Sommer, folgt dann Herbst nach,
Kehrt der Kaufmann ein in's Dörfchen,
Auf dem Hofe ein der Krämer,
Kauf' ich Bier für einen Dreier,
Meth im Mäßchen eines Eies,
Schweinefleisch ein zierlich Quentchen,
Butter auch für 'n ganzen Pfennig,
Speise, tränke meinen Bruder,
Führ' ihn in ein frisches Zimmer,
Bring' im Kühlen ihn zu Bette,
Senk' ihn sänftiglichst in's Kissen.
Dann kommt Brüderchen zu Blute,
Beerenblättchen dann zu Röthe,
Farb' erhält des Hauses Hühnchen!

---

*) Der Bruder wurde bleich vor Schrecken und vor Blutverlust, wie eine Beere, der man den rothen Saft ausdrückte. Die Vergleiche mit Beeren sind in den esthnischen Dichtungen, wie gesagt, so häufig wie diese Früchte auf den esthnischen Gefilden selbst.

**) Des Hauses zarter Liebling.

Preis des Geburtsorts.

Bei der Lesung des folgenden Liedes könnte man wohl in unseren in dem Obigen hier und da gegebenen Schilderungen der esthnischen Dörfer Uebertreibungen zu vermuthen glauben; allein wir erklären noch ein Mal, daß unsere Darstellungen gewiß in nichts über die Wahrheit hinaus gingen, und daß wir die reizende Zärtlichkeit, welche im folgenden Liede für ein so wenig reizendes Ding, als ein esthnisches Dorf es ist, zur Schau getragen wird, uns nur daraus zu erklären wissen, daß die Gewohnheit und die durch sie begründete Anhänglichkeit dem Menschen selbst Höhlen und Gefängnisse zu theueren, trauten und geliebten Gegenständen machen können.

Trautes Dörfchen, theu'res Dörfchen,
Dorf, in dem ich aufgewachsen,
Oertchen, wo ich einst gelebt!
Dort erwuchsen keck wir Kinder,
Blühten tüchtig auf die Töchter.
O, welch' Dörfchen ist das uns're!
Hüben Wiesen, drüben Aecker,
Hüben Hufen, Heu zu mähen,
Drüben Aecker, Brod zu säen.
Mitten drinn das Dorf des Linnens.
Kümmel duftet aus dem Dörfchen,
Stachelbeeren stehn als Hecken,
Würzig stehn des Zaunes Stäbe,
Athmen Apfelduft die Höfe!
Schmach dir, Dorf, und Schande, Dorf, dir,
Wohin ich versetzt bin worden,
Dem zu eigen ich verfallen!
Schmach dir, Dorf, wirst du gepriesen
Je von Jemand gut geheißen.
Morastmoder, Ekelerde,
O du Tadelsort der Töchter,
Kränkungsort der Mutter Kindern!
Dich, mein eigen Dörfchen, preis' ich,

Ehre hoch dich, eig'ne Stätte!
O, welch' Dörflein ist das uns're!
Auf dem Felsen, wie ein Münster,
Auf dem Kiesgrund, wie ein Kirchlein,
Auf dem Berge, wie ein Bildlein.
Darin dürft'ger nur als Rewal,
Mindern Werths als Wesenberg*) ist,
Daß nicht schwimmen Bänderschiffe,
Daß nicht schaukeln Roggenschiffe,
Nicht annahen Tabakschiffe,
Nicht anlanden Linnenschiffe.

Die meisten Reisenden lassen, wenn sie ein esthnisches Dorf passiren, den Kutscher schneller fahren, um einem solchen traurigen Aufenthalte verachteter Menschen so rasch als möglich zu enteilen. Wenn ein Jeder vorher das vorstehende Lied gelesen hätte, so würde er gewiß auch auf diese Gehöfte einen freundlichen und theilnehmenden Blick werfen, wie Gottes Sonne, die sie lieblich Jahr aus, Jahr ein bescheint.

Zum Weihnachtsspiel.

Am Abende des Weihnachtsfestes kommen die esthnischen Mädchen zusammen und führen dann folgendes Spiel auf: Sie erwählen sich eine Königin, um die sie sich auf dem mit Stroh belegten Fußboden herumsetzen. Nachdem eine jede der Königin ihren Gruß gesungen, fordert diese allen der Reihe nach ihren Silberschmuck ab, hängt ihn sich selbst um den Hals und empfängt zu-

*) Eine Stadt Esthlands, welche nach dortiger Aussprache so accentuirt wird: Wesenbérg.

gleich die Kränze sämmtlicher Mädchen, die sie sich alle über einander auf ihr eigenes Haupt setzt. Es werden dabei auch Pfänder gegeben und eingelöst, und zum Schluß endlich bitten die Mädchen, ebenfalls singend, den abgezwungenen Tribut zurück. Da Weihnachten ungefähr in die Mitte des Winters fällt, so ist das Ganze vielleicht eine symbolisch-dramatische Anspielung auf die herbstliche Entkleidung der Natur und ihre neue Ausschmückung im Frühlinge. Die Gesänge, welche bei dieser Handlung gesungen werden, mögen in verschiedenen Gegenden sehr verschieden sein. In einer Gegend lauten sie so:

Die Mädchen einzeln.

Meine Königin, o Königlein!
Konntest Du zuvor nicht kommen,
Als Dir Boten Botschaft brachten,
Wein in zehn, zwölf kleinen Krügen,
Hunderte von Fäßchen Oeles,
Sicher tausend Semmelbrödchen?
Kommst nun in des Jahres Armuth,
Da das Oel entquoll den Quellen,
Und der Meth eindickt' im Fasse,
Und beraubst uns jetzt der Kleider,
Lösest ab vom Haupt' die Tücher,
Zerrst die Zierden uns vom Halse.

Die Königin.

Gieb die Silberperlen, Mägdlein,
Gieb das Silber, knüpf' den Kranz ab,
Von der Hand die blanke Spange,
Von dem Hals die feinen Ketten.

Die Mädchen.

Meine Königin, o Königlein!
Gieb zurück das Gold den Dürft'gen,
Ach zurück der Armen Silber!

Sie nicht sind der Mutter Sendung,
Sie nicht sind des Vaters Schenkung,
Keines feinen Knaben Gabe;
Von der Spindel sind ersponnen,
Von den Fingern sie gewonnen.

Einer der für die Esthen heiligsten Orte, ein altklassischer Boden der esthnischen Poesie und Volkssagen ist die Umgegend von Dorpat. Merkwürdiger Weise jedoch weiß der heutige Dorpatische Esthe von der ehemaligen Herrlichkeit seines Wohnsitzes nichts, wogegen der Esthe bei Wesenberg und Weißenstein, zwei Städtchen im Gouvernement Esthland, jede Gegend am Embach und bei Dorpat genau zu bezeichnen weiß, was sich nur durch die auch mit Hilfe anderer Data zur Gewißheit gewordene Conjectur erklären läßt, daß die ursprünglichen Urbewohner des Embachflusses weiter nach Norden in die Wesemberg'sche und Weißenstein'sche Gegend hinauf verdrängt worden sind.

Gewiß war Dorpat schon lange vor der russischen und deutschen Zeit ein wichtiger Ort. Sein Name lautet esthnisch Thoraipita, was sich am beßten durch Gottes Garten übersetzen läßt. Der Domberg, auf dem die Russen und Deutschen ihre erste Befestigung gründeten war mit einem den Esthen heiligen Haine bedeckt, und eben so war der Embach, dessen esthnischer Name so viel als Mutterbach bedeutet, ein den Esthen heiliger Fluß.

Thoraipita oder Dorpat war nach der Sage der Esthen der Wonnesitz der ersten Menschen. Hier sang

Wannemune, der Gott der Dichtkunst, seinen herzergreifenden Hymnus, hier wurden die Sprachen der Völker gekocht, in einem nahen in den Mutterfluß mündenden Bächlein liegt das blutende und siegreiche Schwert des Kallewiden, eines alten Nationalhelden, und ein altes Nationallied spricht von dem Embach und Dorpat ungefähr in dem Tone, wie das italienische Sprüchwort: Vedi Napoli e mori von Neapel:

Nicht jedem ist das Glück geworden,
Das Glück geworden, der Lohn geworden,
Am Ufer des Mutterbachs sich zu ergehen,
Den Schaum der Mutter zu sehen,
Das Brausen der Mutter zu hören,
Auf dem Rücken der Mutter fahrend,
Der Mutter in's Auge zu schauen,
Und im Auge der Mutter sich selbst zu sehen.

Wir wollen hier zum Schluß unseres Artikels über die esthnische Poesie drei der schönsten und köstlichsten Volkssagen der Esthen, die sich auf Dorpat und seine Umgegend beziehen, hinzufügen. Die eine von ihnen, Wannemune's Gesang, die in derselben Weise, oft mit denselben Worten und mit Anwendung und Ausschmückung derselben Bilder auch von den Finnländern und anderen finnischen Nationen erzählt wird, ist auch bei uns schon durch eine liebliche Dichtung des Grafen Platen bekannt. Die anderen sind, glaube ich, nicht nur in der Form, wie sie hier erscheinen, sondern auch ihrem Inhalte nach in Deutschland völlig neu.

Ein großer Kenner des Esthnischen und der Esthen, der Dr. Fählmann in Dorpat, zu dessen Kenntniß dieses interessanten Volks wohl mancher enthusiastische Eth-

nograph wie zu einem annoch freilich ziemlich verborgenen Schatze sehnsüchtig hinaufblickt, hat diese drei Sagen aus dem Munde des Volks geschöpft und sie, wie er versichert — und dieses Biedermanns Versicherung verdient völligen Glauben — ganz so herzustellen gesucht, wie sie unter dem Volke von Munde zu Munde tradirt werden, und sie im vorigen Jahre in den Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft in Dorpat abdrucken lassen. Sie sind dadurch indeß nur in Livland bekannt geworden. Die Schwierigkeiten, welche sich ihm bei der Entdeckung und Aufzeichnung dieser Sagen entgegenstellten, waren nicht unbedeutend. Es ist interessant und lehrreich, ihn selber darüber zu vernehmen.

Der Esthe, sagt Dr. Fählmann in seiner Einleitung zu jenen Sagen, erzählt dem Deutschen keine Sagen. Er hat Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit und weiß, daß der Deutsche ihm Freiheit und Glück raubte, und den Haß der Väter gegen die Unterdrückung hat der Sohn geerbt. Der Vater erzählt seinen Kindern von der glücklichen Vergangenheit des Vaterlandes, von den Thaten der Heroen und von den verschollenen Göttern, dem Deutschen aber verschließt sich der Mund. Dr. Fählmann war der esthnischen Sprache und Sitte hinlänglich kundig, so daß er sich, wo man ihn nicht kannte, unbemerkt unter das Volk mischte, und da er schon einige Sagen kannte, so war ihm somit Ariadne's Faden in die Hand gegeben. Erzählen und Erzählenlassen führte ihn tiefer in die Sache; doch bedauert er (als bescheidener Mann), daß er nicht methodischer und gründlicher zu

Werke gegangen sei. Er hatte freilich Interesse an der Sache, erhielt sich aber nicht immer das Bewußtsein nahe und lebhaft, daß sich ihm ein Schatz erschloß, der nicht Jedem aufgethan wird, und der leider jetzt immer mehr und mehr unterzugehen droht.

Die Wahrheit, daß das Christenthum viel mehr von den Kunstschätzen des griechischen und römischen Alterthums zerstört habe als Vandalen, Gothen und Consorten, findet **mutatis mutandis** auch auf das Alterthum der Poesie und Sagenwelt der Esthen Anwendung. Da sich hier nicht wie bei anderen Eroberungen das siegende Volk mit dem unterjochten mischte, und da man dem letzteren seine Sprache und alte Sitte ließ, indem man sie oft nur äußerlich zum Christenthum bekehrte, so blieb freilich Anfangs die ganze ethische und moralische Welt der Esthen ziemlich unverändert bestehen. Je mehr aber das Christenthum in das Leben und Wesen des Volks eindrang, je mehr deutsche Ansichten und Sitten um sich griffen, desto mehr schwand diese alte heilige heidnische Sagenwelt. Besonders in den neueren und neuesten Jahren geht es damit rasch zum Ende. Die deutschen Edelleute und Prediger greifen jetzt thätiger in das Wesen der Esthen ein und suchen ihm den alten heidnischen Geist mehr und mehr auszutreiben. Man verbietet ihnen das Singen der Volkslieder und das Erzählen der Sagen und zerstört eifrig auch alle Ueberreste altheidnischer Gottesverehrung, oft ohne einmal zuvor das Anrecht der Geschichtsforschung befriedigt zu haben. Man fördert die Aufklärung und errichtet Schulen. Die Wiederherstellung der persönlichen Freiheit der Esthen, die Aufhebung der Leib-

eigenschaft sogar wirkt auch eben dahin. Denn mit der Wiederherstellung jener persönlichen Freiheit ist dem Esthen nicht der Wunsch, wiederum ein ächter alter Esthe, sondern vielmehr das Streben, ein Deutscher zu werden, eingeflößt worden. Es ist daher die höchste Zeit, daß Leute wie Dr. Fählmann sich regen und rühren und der Welt kund thun und überreichen, was sie in den Gängen und Schachten ihres Forschens entdeckten.

Die Sprache, in welcher die esthnischen Sagen vorgetragen werden, ist eben jene eigenthümliche, schon oben von uns geschilderte Redeweise. So erhaben, fein und schön sie auch scheinen, so versichert Dr. Fählmann doch, daß er sich nur einer treuen Uebersetzung ohne alle Ausschmückung befleißigt habe. Er meint, daß jene poetische Sprache der Esthen so ausgebildet, reich, gewandt und weich sei, daß die deutsche kaum hinreiche, Alles treu wiederzugeben, und daß daher im Esthnischen selbst jeder Ausdruck noch viel vollkommener, schöner und treffender klinge.

Die erste der drei Sagen, welche „das Entstehen des Embachs" überschrieben ist, wird fast ohne alle Abänderung selbst in den entferntesten Gegenden so erzählt, wie wir sie nach Dr. Fählmann geben, was ein merkwürdiges Zeugniß für die ehemals so große Verbreitung des Ruhmes von Dorpat ist. Wenn wir unser eigenes nüchternes, nur durch die Schulweisheit auf so viele Erscheinungen in der Natur aufmerksam gemachtes Gemüth befragen, so muß man wahrlich erstaunen, wie eine scheinbar so einfache und erst für den forschenden Verstand wunderbare Erscheinung, wie es die überall vorkommende Bildung eines Fluß-

bettes ist, von den Esthen, wie sie es in jener Sage gethan haben, als ein Wunderwerk des Schöpfers aufgefaßt werden konnte. Die moralischen Lehren, welche dabei gelegentlich vorkommen, sind eben so treffend und köstlich als das Ganze poetisch.

Die zweite Sage von „Wannemune's Gesang" zeigt, wie die Esthen einer innigen Begeisterung und eines Enthusiasmus in nicht geringerem Grade fähig sind als die Landsleute und Brüder des Orpheus. Es scheint kein schöner Klang und Laut in der Natur zu sein, von dem die Esthen nicht poetisch erregt wurden. Weder das neckende Echo, noch die heitere Lerche, noch die süße Nachtigall, weder das feierliche Rauschen der Bäume, noch sonst irgend Etwas, das auch andere poetische Gemüther zu ergreifen pflegt, entging ihnen, so daß es offenbar scheint, daß die Aeolsharfe, die sie im Busen tragen, auf das Zarteste besaitet sein muß. Und dabei ist das Ganze von dem Herabsteigen des Wannemune auf die irdischen Gefilde, von seinen Vorbereitungen zum Gesange bis zu seinem Gesange selbst und nachher bis zu seinem Zurückschweben zu Altvaters Wohnungen, von dem er einst wiederkehren wird, in eine poetische Form gebracht, die ihres Gleichen sucht und meisterhaft zu nennen ist.

Am originellsten ist die dritte Sage vom „Kochen der Sprachen", die in dieser Weise, so viel uns bekannt, bei keinem anderen Volke wieder vorkommt. Auch sie könnte vielfach Gelegenheit geben zu einer Predigt über das Göttliche, welches in der Anschauungsweise der Kinder der Natur und der Urvölker liegt, bei der man als Motto

das Sprüchwort brauchen müßte: „Was der Weise mit Mühe und Noth nicht errieth, das siehet in Einfalt ein kindlich Gemüth." In der Vollständigkeit, wie sie hier erscheint, ist die Sage natürlich neueren Ursprungs und wenigstens theilweise nach den Kriegen der Esthen mit den Russen und nach der Unterjochung durch die Deutschen entstanden. Da sie aber durch ganz Esthland verbreitet ist und hier und da weniger vollständig erzählt wird, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß sie in dieser unvollständigen Form sehr alt sei. Die bekannte Neigung der Esthen zur Satire, mit der sie sich in ihren Volksliedern in bitterem Spott über die Deutschen, Russen und Letten ergießen, die sie für ausgeartete und feindselige Menschen halten, hat hier ein Meisterwerk hervorgebracht, das für den Ethnographen ein eben so manchfaltiges Interesse hat wie für den Philosophen und Dichter.

Doch nun genug der Einleitung, hier sind die drei viel citirten Sagen selbst!

Das Entstehen des Embachs.

Das Paradies. — Der Thiere Arbeit. — Belohnung und Strafe.

„Altvater hatte die Erdscheibe erschaffen und darüber den blauen Himmel gespannt mit den funkelnden Sternen und der strahlenden Sonne. Auf der Erde wuchsen und gediehen Pflanzen, und die Thiere freuten sich ihres Lebens. Aber sie kamen nicht den Geboten des Alten nach und fingen an, einander zu verfolgen und anzufeinden."

„Da versammelte er sie alle einmal und redete sie so an: „Ich habe euch geschaffen, damit Jegliches sich seines Lebens freue, und ihr fanget an, euch anzufeinden und eins das andere sogar zu fressen. Ich sehe, es thut Noth, euch einen König zu geben, der euch beherrsche und im Zaume halte. Zu seinem Empfange müßt ihr ihm einen Bach graben, damit er an seinen Ufern sich ergehe. Diesen Bach sollt ihr tief und breit graben, damit die Kleinen alle in ihm Platz finden mögen, und Mutterbach wird er heißen. Die Erde aber werfet nicht hier- und dorthin, sondern häuft sie zu einem Berge auf; auf dem will ich einen schönen Wald wachsen lassen, und daselbst soll euer König wohnen. Auch Schluchten und Thäler lasset dazwischen, damit Schutz gegen Wind, Wetter und Sonne gewährt sei. Ich sehe euch hier zahlreich versammelt, ein Jeder kennt seine Kräfte, frisch an die Arbeit!"

„Da verließ er die Versammlung, und Alles ging sogleich an die Arbeit. Hase und Fuchs maßen die Richtung des Flusses ab; der Hase sprang voran, der Fuchs lief ihm nach, und sein schleppender Schweif bezeichnete den Lauf des entstehenden Embachs. Der Maulwurf zog die erste Furche, der Dachs arbeitete in der Tiefe, der Wolf scharrte, der Bär trug das Aufgescharrte fort, und auch die Schwalbe und die übrigen Vögel alle waren thätig."

„Als das Flußbette fertig war, kam der Alte wieder, den Bau zu übersehen. Er war mit Allem zufrieden, er lobte jeden Arbeiter und sagte: „Maulwurf und Bär, ihr scheint ja am fleißigsten gearbeitet zu haben, so daß ihr über

und über schmuzig seid. Gut, dieses schwarze Kleid bleibe euch zum Andenken als Ehrenkleid. Du, Wolf, hast mit Schnauze und Füßen scharf gearbeitet, du sollst auch eine schwarze Schnauze und schwarze Füße behalten. Aber wo ist der Krebs? Er ist doch sonst ein rühriger Mann und hat viele Hände; hat er geschlafen?"

„Der Krebs war soeben aus dem Schlamme hervorgekrochen und ärgerte sich, daß der Alte ihn übersah. Er rief in seinem Unmuthe: „Alter, wo sind deine Augen, daß du mich nicht sahst? Du hast sie wohl hinten!"

„O du Vorwitziger!" war die Antwort, „so sollst du von nun an deine Augen hinten haben."

„Als der Alte mit diesem Strafexempel fertig war, sah er einen Stutzer, der von Ast zu Ast flog, sein schönes Kleid in der Sonne erglänzen ließ und sein sorgenloses Lied sang."

„Stutzer, Pfingstvogel!" rief er ihm zu, „hast du sonst nichts zu thun, als dich zu zieren?"

„Alter," sagte Jener, „die Arbeit ist schmuzig, und ich kann meinen goldgelben Rock nicht preisgeben und meine silberfarbigen Hosen nicht schwarz machen — was würdest du selbst dazu sagen?"

„Du Kleidernarr!" rief der Alte mürrisch, „so sollst du von nun an schwarze Hosen haben und sollst zur Strafe nie deinen Durst aus dem Bache löschen, sondern nur die Tröpfchen von den Blättern mühsam trinken und sollst dein lustiges Lied nur pfeifen, wenn die anderen Geschöpfe sich verkriechen und vor dem herannahenden Wetter schaudern."

„So war das Flußbette fertig geworden. Der Alte goß aus seiner goldenen Schale das Wasser hinein und belebte es mit seinem Hauche."

„Das war die Entstehung des Embachs, und dieses trug sich bei seinem Baue zu."

Wannemune's Sang.

„Die Menschen nicht nur, sondern auch die Thiere hatten ihre Sprache. Giebt es nicht noch heut zu Tage kluge Leute, welche die Thiersprache verstehen und die Thiere in ihren Unterhaltungen behorchen?! Die Sprache war aber nur zum Alltagsgebrauche, für die Bedürfnisse des Lebens bestimmt."

„Nun wurden alle Geschöpfe zu einer allgemeinen Versammlung eingeladen, wo sie eine Festsprache erlernen sollten, nämlich den Gesang, um sich zu freuen und die Götter zu loben. Da kam nun Alles zusammen, was Leben und Odem hatte, um den Domberg von Dorpat herum, auf dem ein heiliger Hain stand."

„Und es entstand ein seelenrührendes und herzergreifendes Rauschen in den Lüften, und der Gott des Gesanges, Wannemune, ließ sich herab. Er legte zurecht sein lockiges Haar, schüttelte seine Gewänder, strich sich den Bart, räusperte seine Stimme und versuchte sein Saitenspiel."

„Zuerst spielte er ein Vorspiel und sang dann den Hymnus, der alle Zuhörer ergriff, ihn selber aber am meisten."

„Stille herrschte in der Versammlung, und Jedes horchte aufmerksam dem Sange. Der Embach hemmte seinen Lauf, der Wind vergaß seinen Haß, der Wald, die Thiere und Vögel horchten aufmerksam zu, und auch das neckende Echo*) guckte zwischen den Bäumen des Waldes hervor."

„Aber nicht Alle, die zugegen waren, begriffen das Ganze. Die Bäume des Haines merkten sich das Säuseln bei'm Niedersteigen des Gottes, und wenn Ihr im Haine lustwandelt und dieß feierliche Säuseln hört, so wisset, daß die Gottheit Euch nahe ist."

„Der Embach merkte sich das Rauschen seines Gewandes, und so oft er im Frühlinge seiner neuen Jugend sich freut, braust er, wie er das Brausen dort gehört. Der Wind hatte sich die grellsten Töne angeeignet; einigen Thieren hatte das Knarren der Wirbel von Wannemune's Zitter gefallen, anderen das Klimpern in den Saiten."

„Die Singvögel lernten das Vorspiel, besonders Nachtigall und Lerche. Die Fische aber kamen am schlimmsten weg, denn sie steckten die Köpfe bis über die Augen aus dem Wasser hervor, ließen aber die Ohren darin; sie sahen die Bewegungen des Mundes und ahmten diese nach, blieben aber stumm."

„Nur der Mensch allein faßte Alles; daher dringt sein Gesang bis in die Tiefe des Herzens und bis hinauf zum Wohnsitze der Götter."

„Der Alte sang von der Größe des Himmels und von der Pracht der Erde, vom Schmucke der Embachufer,

*) Im Esthnischen heißt es eigentlich: „das schielende Waldecho".

von ihrer einstigen Verzauberung und vom Glück und Unglück des Menschengeschlechtes. Und von seinem Gesange wurde er selber so ergriffen, daß er heiße Thränen weinte, die durch seine sechs Röcke und seine sieben Hemden drangen."

„Und nun flog er zu Allvaters Wohnungen, um ihm zu singen und zu spielen, und geweihten Ohren ist's vergönnt, zu Zeiten von weiter Höhe herab die entferntesten Töne zu vernehmen."

„Damit der Gesang nicht völlig vergessen werde, schickt er noch jetzt von Zeit zu Zeit seine Boten zur Erde."

„Auch er selbst wird einmal wiederkommen, wenn das Auge des Glücks wieder auf diesen Fluren weilen wird."

Wir fügen hier zur Vergleichung noch das oben erwähnte Gedicht des Grafen Platen bei, in welchem dieselbe Sage behandelt ist. Da einige finnische Stämme, die in der Nähe des Meeres wohnen, sich mehr mit Fischfang und Meerfahrt beschäftigen, andere aber, die im Inneren des Landes leben, mehr die Bilder der Thäler, Berge und Landschaften dieses Inneren lieben, so mag daher in beiden Gedichten die Verschiedenheit der äußeren Einkleidung kommen, die darin besteht, daß Wannemune in dem einen auf einen Berggipfel herabsteigt, während er in dem anderen sich auf's Meer begiebt. Das Gedicht selbst lautet folgendermaßen:

Wainämoinen selbst, der Alte,
Rudert' eines Tags auf Sümpfen,
Und auf Seeen des andern Tages,
Und am dritten Tag im Meere,
Stehend auf des Hechtes Schultern,

Auf des rothen Lachses Finnen.
Er beginnt den Sohn zu fragen:
„Steh'n auf Reisig oder Stein wir,
„Oder auf des Hechtes Schultern,
„Oder auf des Lachses Finnen?"
Und der Sohn erwidert eilig:
„Nicht auf Stein und nicht auf Reisig,
„Auf des rothen Lachses Finnen,
„Auf des Hechtes festen Schultern."
Wainämoinen selbst, der Alte,
Stieß das Schwert in's Meer darnieder
Und zertheilte so den Fisch,
Zog das Haupt in seinen Nachen,
Ließ den Schwanz im Meere liegen.
Jenes blickt er an und wendet's:
„Was kann d'raus der Schmied verfert'gen?
„Was kann d'raus der Schmieder schmieden?"
Wainämoinen selbst, der Alte,
Nimmt auf sich des Schmiedes Arbeit,
Macht vom Bein' des Hechts die Harfe,
Macht das Cantele von Gräten
Und vom Fischgeripp die Leier.
Und woraus der Harfe Schrauben?
Aus des großen Hechtes Zähnen.
Und woraus der Harfe Saiten?
Aus dem Haupthaar Kalewa's.
Zu dem Sohne sprach der Alte:
„Hebe mir mein Cantele
„Unter die gewohnten Finger,
„Unter die gewohnten Hände."
Freude strömt nun über Freude,
Auf Gelächter folgt Gelächter,
Während spielet Wainämoinen
Auf dem Cantele von Gräten,
Auf dem Fischgeripp der Leier.
Keines ward im Hain gefunden,
Sei es auf zwei Flügeln fliegend,
Sei es auf vier Füßen laufend,
Das nicht eilte, zuzuhören,
Während spielte Wainämoinen
Auf dem Cantele von Gräten,
Auf dem Fischgeripp der Leier.

Selbst der Bär im Walde stieß
Mit der Brust sich gegen Zäune,
Während spielte Wainámoinen
Auf dem Cantele von Gräten,
Auf dem Fischgeripp der Leier,
Selbst des Waldes alter Vater
Schmückte sich mit rothem Schuhband,
Während spielte Wainámoinen
Auf dem Cantele von Gräten.
Selbst des Wassers gute Mutter
Zierte sich mit blauen Strümpfen,
Ließ im grünen Gras sich nieder,
Um das Saitenspiel zu hören,
Während spielte Wainámoinen
Auf dem Cantele von Gräten,
Auf dem Fischgeripp der Leier.
Und dem Wainámoinen selber
Flossen aus den Augen Thränen,
Dicker noch als Heidelbeeren,
Größer noch als Schnepfeneier,
Nieder auf den breiten Busen,
Von dem Busen auf die Kniee,
Von den Knieen auf die Füße.
So durchnäßten Wasserperlen
Fünf von seinen Wollenmänteln,
Acht von seinen Zwillichröcken.

Das Kochen der Sprachen.

„Die Menschen hatten sich vermehrt, und ihr ursprünglicher Wohnsitz war ihnen zu eng geworden, besonders aber dadurch, daß sie sich unter einander nicht vertrugen. Der Alte wünschte nun, sie sollten sich über die ganze Erde verbreiten, und wies den verschiedenen Volkshaufen ihre besonderen Sitze an. Um sie einander mehr zu entfremden, beschloß er, jedem Volke seine eigenen Neigungen und Sitten, seinen eigenen Namen und seine besondere Sprache zu geben.

Es sollten nun alle Völker nach einander an einem bestimmten Tage vor ihm auf dem blauen oder Kesselberge erscheinen, um eigenthümliche Sitten, besonderen Namen und eigene Sprache zu empfangen."

„Wasser und Feuer sind feindliche Elemente, das eine sucht das andere zu vertilgen. Wenn aber der Mensch dem einen den Sieg gönnt, so wehrt sich das überwundene und unterliegt nicht ohne Kampf. Ihr habt wohl gehört und gesehen, wie das in einem Kessel eingesperrte, vom Feuer gequälte Wasser zuerst winselnde Klagetöne erschallen läßt, dann seine Stimme lauter und tosender erhebt und endlich ein Gebrüll ausstößt und alle seine Kräfte anstrengt, um über den Rändern des Gefäßes seinen Feind zu erreichen. Dieses Experiment stellte der Alte an, um aus dem Laute und der Bewegung des vom Feuer geängstigten Wassers für jedes herankommende Volk Sprache, Namen und Eigenthümlichkeiten herzunehmen."

„Er traf schon am frühen Morgen Anstalten, denn sehr viele Völker wollten befriedigt sein; er ließ ein munteres Feuer auflodern, schob einen Dreifuß heran und setzte einen Kessel mit dem geheimnißvollen Wasser darauf."

„Noch ist er nicht mit dieser Einleitung fertig, so kommt auch schon ein Volk heran, munter, schlank und flink."

„Ei seht, da müßt ihr schon früh aufgestanden sein, das gefällt mir! Aber noch kocht der Kessel nicht, wie soll ich euch schon befriedigen? Aufhalten will ich euch dennoch nicht, ihr sollt euch mein erstes Volk nennen, und da

das Wasser noch stumm ist, so sei denn meine eigene Sprache auch die eurige."

„Es waren das die Esthen, und so hat nun das esthnische Volk die Ehre, des Alten erstes Volk zu heißen, seine Sprache zu sprechen und fremd zu sein von allen Eigenthümlichkeiten, die Gott ein Gräuel und den Nebenmenschen eine Last geworden sind. Sie gingen vor Allen beehrt mit diesem Bescheide nach Hause."

„Der Kessel that seine Schuldigkeit, und jegliches Volk wurde bedient. Wer kennt die Völker alle, die hier zusammenkamen, wer nennt alle ihre Namen, und wer hat das Unglück gehabt, mit allen so bekannt geworden zu sein, daß er von allen ihren Eigenthümlichkeiten gequält worden wäre, Eigenthümlichkeiten, die ein jedes Volk selbst in seiner Eigenliebe nur Auszeichnungen und Vorzüge nennt?! — Das eine zeichnet sich aus durch Faulheit, das andere durch Stolz, das dritte durch Habsucht, das vierte durch Härte und Bosheit. Aber nennt mir ein Volk, das seinen Grundcharakter nicht hegte und pflegte?"

„Von einigen Spätlingen darf ich indeß nicht schweigen, die ihres Zuspätkommens wegen auch noch den Aerger des Alten auf sich luden."

„Es fing nämlich an, Abend zu werden, und der Alte freute sich, daß der sehr geschäftsvolle Tag zu Ende ging. Kein Volk kam mehr, und der Alte fing an, das Feuer auszulöschen; da kam noch heran ein gar wichtiges Volk, fremdes Haar und Mehl auf dem Kopfe, in sehr bunten Kleidern, und mit dem Tand der ganzen Welt behängt. Der Alte sah sie verdrießlich über die

Schultern an und sagte: „Aha, das Putzen hat euch aufgehalten; aber blaset nun selber und schürt das Feuer wieder an.“

„Das gequälte Element ließ zuerst seine Klagelaute hören: „Deutsch! Peitsch! — Deutsch! Peitsch!“ dann gerieth es in volles Kochen und schrie: „Saksa, maksa! Saksa maksa!“ (Sachse, bezahle!“)

„Gut“, sagte der Alte, „wir wollen uns nicht viel aufhalten. Da habt ihr Name, Sprache und Geschäft gehört; gehet hin und blaset und blähet euch auf vor allen Völkern.“

„Das hatten die Deutschen zum Bescheid. Wiederum war das Feuer verlöscht, und noch einmal kam ein anderer Schwarm heran. Sommer war es, und sie trugen Pelze, und hohe Stiefeln und ein Leibgurt begegneten einander; es waren die Russen.“

„Der Alte war über die Verzögerung sehr verdrießlich; aber diese Leute waren des tiefgebundenen Gürtels wegen zum Bücken sehr geschickt und entschuldigten sich durch tiefe Verbeugungen. Das Feuer loderte nun wieder auf, und die Flüssigkeit ließ ihre Töne vernehmen: tschin, — tschai, — tschi! Dann gerieth sie in volles Kochen und sagte: durak! durak! sukin! „Aha“, sagte der Alte, „duraki heißt ihr. Der Bücklinge und Stiefeln und tschin, tschai, tschi genug für mich — packt euch.“ Und sie gingen watschelnd sich bückend und bedankend davon.“

„Nun glaubte der Alte, fertig zu sein, warf die noch brennenden Holzstücke weit weg und streckte sich auf

die Erde nieder, um zu schlummern. Aber noch ein Haufe kommt heran, träge, schmuzig und unverschämt. „Eine weite Reise, ein beschwerlicher Weg", war die Entschuldigung. Da ruft der Alte: „Für Lumpen und Taugenichtse habe ich keine besonderen Namen; ihr verlangt doch wohl nicht, daß ich ein neues Feuer anmachen solle? aber vielleicht lese ich noch eine Schrift auf der Oberfläche des Wassers." Indem er in's Gefäß hineinsieht, ist ihm der Schaum im Wege, er stößt ihn mit dem Löffel auf die Seite und wirft ein wenig davon auf die Erde. Der zu Boden fallende Schaum ließ den bekannten Schall hören: „latsch!" „O gut", sagte der Alte, „Latschen, Latwischen sollt ihr heißen, und euere Sprache sei aus allen anderen zusammengeschrappt. So wurden zuletzt die Letten abgefertigt."

„Nun war das Geschäft beendigt. Der Alte ging davon. Der Kessel ist nicht mehr da; aber noch ist die Feuerstätte zu sehen, und wenn die übrigen Anhöhen in der Sonne glänzen, so ist noch bis auf den heutigen Tag der Kesselberg in blauen Rauch gehüllt, und noch heute heißt er „Kesselberg" oder der „blaue Berg".

Dieß sind einige Proben von den „einfältigen, dummen und groben Liedlein, welche, wie ein livländischer Chronist sich ausdrückt, „die esthnischen Mädchens und Jungens bei'm Ausmisten und Dreschen zu singen pflegen." Es ist unglaublich, wie sehr man sonst alle diese köstlichen Gedichte, die oft so ächt poetisch sind, daß ein Schiller oder Göthe sich glücklich schätzen würde, auf solche Gedanken gekommen zu sein, verachtete. Man wür-

digte sie Jahrhunderte lang nicht der geringsten Aufmerksamkeit und suchte so wenig Bedeutsames dahinter als hinter dem Geschrei der Gänse und Krähen. Man nannte sie roh und ungehobelt, weil sie nicht nach Gottsched'schen Modellen zugeschnitzt waren, und vergaß, daß ein schön belaubter Baum im Walde wohl einen Maler entzücken kann, auch wenn sein Holz nicht zu dicken Posaunenengelköpfen oder Säulenknäufen verschnitzt ist. Auch jetzt noch hört man viele Inländer oft auf das Gleichgültigste von den Volksliedern der Esthen sprechen, und es giebt immer noch mehr Verächter als Verehrer derselben.

Indessen existiren doch jetzt außer der Sammlung des Superintendenten Knüpffer, welcher die meisten der oben stehenden Gedichte entnommen sind, noch mehre andere. Bei dem schon öfters von uns citirten gelehrten und enthusiastischen Kenner der Esthen findet sich noch Vieles, was unschätzbar sein würde. Auch haben viele Prediger sich immer mehr oder weniger eifrig mit dem Studium der esthnischen Sprache und Poesie und mit der Ansammlung von Alterthümern und Documenten aller Art beschäftigt. In den kleinen Kreisen ihrer Freunde erfreuen sich auf diese Weise Manche an dem Studium dieses interessanten Volkes; allein wie sehr ist es zu bedauern, daß bisher noch Niemand in so günstiger Lage war, alles dieß zerstreute Gold zu sammeln und daraus ein einziges schönes Ganze zu gießen, zur Freude und zum Nutzen auch ausländischer Ethnographen, Menschenfreunde und Denker.

In neuerer Zeit haben die Deutschen sich auch bemüht,

in esthnischer Sprache zu dichten und den Esthen sowohl esthnische Uebersetzungen deutscher Gedichte, als auch aus ihrem eigenthümlichen Volksgeiste geschöpfte Lieder vorzusetzen. Wir finden in einem Aufsatze des erwähnten „Inlandes" über diesen Gegenstand mehre feine und treffende Bemerkungen *), von denen einige auch für uns nicht ohne Interesse sein werden.

Im Ganzen genommen, ist von den Deutschen für die Letten immer weit mehr geschehen als für die Esthen. Die Letten sind viel empfänglicher und entgegenkommender als die Esthen und erregen, wie wir schon oben gelegentlich bemerkten, eine weit größere Theilnahme bei dem Fremden als diese. Auch war der ganze Zustand ihrer Bildung ursprünglich schon viel leidlicher als der der Esthen, bei denen alle Besserung weit schwerer sein mochte. Daher wurden auch im Lande der Letten von jeher zahlreichere Schulen gefunden als in dem der Esthen, daher giebt es weit mehr von Deutschen ausgearbeitete brauchbare lettische Grammatiken, Lexika u. s. w. als esthnische Bücher der Art, und daher ist auch das lettische Volk in allen seinen Eigenthümlichkeiten weit mehr bekannt, besprochen und studirt als das esthnische **).

*) Von einem Inländer H. Reus.

**) Es wurde uns im Lande erzählt, daß auch die esthnischen Gutsbesitzer den Fortschritt der Bildung mehr gehemmt hätten als die lettischen. So sollte noch vor nicht langer Zeit ein fertiges esthnisch deutsches Lexikon erscheinen, konnte aber nicht das Imprimatur erlangen, da die esthnischen Gutsbesitzer dagegen waren, wahrscheinlich, weil sie fürchteten, daß durch ein solches Lexikon die von ihnen so ungern gesehene Verdeutschung ihrer Hofesleute erleichtert und befördert werden möchte.

So lange der Katholicismus im Lande herrschte, geschah durchaus fast gar nichts für die Bildung des Volks, und erst nachdem das Lutherthum eingeführt worden war, fing man an, dem geistigen Zustande der Esthen und ihrer Fortbildung einige Aufmerksamkeit zu widmen. Doch bestand fast im ganzen siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte Alles, was man für sie that, allein in Uebersetzung religiöser und geistlicher Lieder.

Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts traten zu diesen geistlichen Schriften auch weltliche hinzu, und es haben sich seitdem wohlgesinnte Männer immer mehr bestrebt, durch ein tieferes Eindringen in die Eigenthümlichkeiten des Volkes und seiner Sprache die geeignetsten Mittel aufzufinden, um der Bildung einen leichteren Eingang bei den Esthen zu bereiten. Auch die weltliche Dichtung blieb dabei nicht unbeachtet, und es wurden nun theils viele deutsche Lieder in's Esthnische übersetzt, theils lehrreiche Originaldichtungen in esthnischer Sprache verfertigt.

Von diesen nach deutscher Form verfertigten Liedern sind die geistlichen die einzigen, welche in der Erinnerung des Volks lebendig blieben. Die weltlichen aber sagten dem Esthen, der überhaupt vom Deutschen glaubt, daß er sich nicht auf Poesie verstehe, so wenig zu, daß sie in der Regel durchaus keine Wurzel im Volke schlugen und sich bisher auch nicht die leiseste Spur davon offenbarte, daß sie den Esthen gereizt hätten, auch selbst Etwas in dieser Form hervorzubringen. Sie haben seine Bildungskraft auf keine Weise anzuregen vermocht. Wäh-

rend sich eine Fülle schöner Volkslieder nicht nur von alten Zeiten her im Munde der Esthen erhalten hat, sondern viele Lieder offenbar auch gegenwärtig sich frisch und lebendig umgestalten und fortbilden, sind jene deutschen Stecklinge völlig spurlos von ihnen abgefallen. Nie gelang es den Deutschen, bei ihren esthnischen Compositionen in Ton, Haltung, Sprache und Form so ganz die esthnische Weise zu treffen, daß dem Volke Alles mundgerecht gewesen wäre, und daß man nicht immer die ächte Perle von der unächten hätte unterscheiden können.

Insbesondere haben die Deutschen es nicht immer gehörig berücksichtigt, daß sich im Esthnischen eine eigene dichterische Sprache findet, die nicht blos in einzelnen Fällen, wie dieß auch in der deutschen Sprache sich zeigt, eigene poetische Formen den prosaischen an die Seite setzt, sondern fast in allen Beugungen und Wendungen, Wort- und Satzbildungen etwas ganz Eigenthümliches und sie von der Prosa Unterscheidendes hat und sich so auf das Auffälligste von der Sprache des gewöhnlichen Lebens unterscheidet. Es wird mittels dieser dichterischen Sprache in der Dichtung auch das dem Inhalte und der Form nach Gewöhnliche und Unbedeutende gar leicht zur höheren Würde erhoben und gewissermaßen poetisch verklärt. Der Esthe hängt an dieser alten Sprachform mit einer Art von religiöser Ehrfurcht wie der Russe an seiner altslavonischen, und es läßt sich gar nicht berechnen, wie sehr oft die ganze Wirkung eines Gedichtes durch den Mißton eines einzigen falsch gebrauchten Wortes gestört und geschwächt werde.

Eigen ist es, daß die Esthen ganz eben so wie die Letten große Freude daran finden, sich Räthsel aufzugeben, und daß dieselben ganz denen der Letten gleichen. Wir führen hier zum Schlusse unseres Artikels über die esthnische Poesie deren einige zur Probe an, die sowohl bei den Letten als auch bei den Esthen im Schwange sind. Sie sind alle mehr poetisch als scharfsinnig und fein erdacht, z. B. folgende:

„Zehn Schäflein fressen an einem Heuhaufen." — Das sind die zehn Finger der Spinnerin.

„Ein eisernes Pferdchen mit einem flächsenen Schweife." — Das ist die Nähnadel mit dem Zwirnsfaden.

„Flicken auf Flicken, und doch sieht man keinen Nadelstich." — Das Gefieder eines Vogels.

„König, Edelmann und Bauer speisen davon, und doch kommt es nicht auf ihre Tafel." — Die Muttermilch.

„Sie laufen bis an der Welt Ende und haben doch keine Füße." — Die Wolken.

„Ein kleines Ställchen voll weißer Hühnerchen." — Der Mund mit seinen Zähnen.

„Ein Tönnchen mit zweierlei Bier." — Ein Ei.

„Ein altes kleines Weib, ihren Kopf in hundert Tücher gewickelt." — Ein Kohlkopf.

„Vier Jungfrauen gehen über die Brücke und schreien." — Die vier Räder eines neuen Wagens, welche quieken und knarren.

„Es pflügt Einer auf einem großen Felde, und doch macht er keine Furche." — Ein Schiff auf dem Meere.

„Ein rothes Hündchen bellt durch den knöchernen Zaun." — Die Zunge zwischen den Zähnen.

„Die Tonne schreit, und die Säufer sind still." — Eine Sau mit ihren saugenden Ferkeln.

„Der Vater ist noch nicht geboren, und der Sohn schon auf dem Dache." — Der Rauch, ehe die Flamme sich zeigt.

„Was hat ein schwarzer Hengst für Haare?" — Pferdehaare.

„Welches ist das schwerste Holz?" — Der Bettlerstab.

„Oben eine Seele, unten eine Seele, und in der Mitte ein Leder." — Reiter, Pferd und Sattel.

„Einer geht über Wände und Dächer und trägt eine Schüssel mit Fleisch auf dem Kopfe." — Ein Hahn mit seinem Kamme.

An Sprüchwörtern sollen die Esthen weniger reich sein als die Letten. Einige der beßten sind folgende:

„Nach dem Kleide empfängt man Einen und nach dem Verstande entläßt man ihn."

„Von des Reichen Krankheit und des Armen Bier hört man weit und breit."

„Nasses Land bedarf keines Wassers."

„Der Frosch kommt wohl auf den Rasen, er weiß aber nicht unter der Blume zu leben", sagen sie von Einem, der sich nicht in sein Glück zu finden weiß.

7) Sitten und Gebräuche.

„Nun lieb' ich zehn Mal mehr ihn als vorher.
„Wie sehn' ich mich, ein Stück mit ihm zu plaudern."

Die Esthen haben für die drei wichtigsten Abschnitte des menschlichen Daseins, den Anfang, das

Ende und den Höhepunct des Lebens, den Eintritt, den Abschied und die Verheirathung, eben so wie alle anderen Völker mancherlei Feierlichkeiten und bedeutungsvolle Ceremonieen ausgebildet.

Am wenigsten eigenthümlich sind diese Feierlichkeiten bei der Geburt und Taufe eines Kindes, vermuthlich weil die christliche Religion mit ihrer Taufhandlung hier eigenthümlich eingriff und die alten etwa früher existirenden Gebräuche mehr verdrängte als bei den Hochzeiten und den Begräbnissen. Die Taufe geschieht bei ihnen so ziemlich auf dieselbe Weise wie überall in der lutherischen Kirche, und als etwas Besonderes läßt sich wohl nur jener wunderliche Gebrauch anführen, daß sie ihren eben geborenen Kindern ein wenig **Assa foetida** in kleinen metallenen Kapseln um den Hals hängen, weil sie von dieser Substanz viel Heilsames erwarten.

Bei den Begräbnissen finden ähnliche Gebräuche statt wie bei vielen anderen nordischen Völkern, z. B. dieselben Anreden an die Todten wie bei den Russen und Letten, „warum er nicht noch etwas bei ihnen geblieben, — ob ihm denn sein „Puddro" (Ofengrütze) nicht geschmeckt habe, — ob er denn nun nie wieder die Badestube (ihre größte Lust) besuchen werde u. s. w." Auch bekommt der Todte Speise mit auf den Weg, damit er sich auf seiner Reise zum Himmel davon nähren könne; auch feiern sie wie die Russen ein Todtenfest, an welchem allen ihren Gestorbenen Speisen auf die Gräber gestellt werden. Trauerkleider legen sie eben so wenig an als die Russen und die Letten; nur die Frauen tragen bei'm Tode ihrer

Männer ihre silbernen Brustschilder (die oben beschriebenen Preesen) eine Zeit lang umgekehrt. Auch wird bei jedem Begräbnisse ein Nagel in die Thürschwelle geschlagen. — Ein esthnischer Begräbnißzug im Winter, die Leiche auf einem Schlitten, die Weiber auf Schlitten hinterher fahrend, die Männer zu Pferde nebenher reitend, und Alles im scharfen Trabe über die Schneefläche dahin eilend, giebt einen sonderbaren Anblick.

Manche Sitten und Gebräuche der Esthen sind uralt und noch aus der heidnischen Zeit, viele erst aus jüngeren Perioden. So findet man deren, die erst das Lutherthum bei ihnen begründet zu haben scheint, z. B. die sogenannten Martinsbettler und Katharinenbettlerinnen (sandi martid und kadrid). Am 9. November nämlich pflegen die jungen Bursche vermummt umherzuziehen, bei Bekannten Besuche zu machen und Gaben und Geschenke zu sammeln, während die jungen Mädchen am 24. November Dasselbe thun. Man vermuthet, daß dieser Gebrauch zu Ehren Martin Luther's und Katharinens von Bora eingeführt worden sei. Sehr wahrscheinlich hat diese Sitte auch den Deutschen in Dorpat und Rewal Gelegenheit gegeben, jene Abende durch Maskenzüge zu feiern*). Die ganze junge hübsche lebenslustige Welt dieser Städte ist dann in Bewegung und Thätigkeit, um hübsche Einfälle auszuführen.

*) Uebrigens wäre es allerdings auch denkbar, daß der Gebrauch bei den Deutschen zuerst entstanden sei und sich dann den Esthen mitgetheilt habe.

Sie machen maskirte Besuche in bekannten und unbekannten Häusern, die an jenen Abenden jeder Maske aufstehen. Die Masken werden als Freunde begrüßt und zum Thee und Abendessen eingeladen. Sie empfangen und überreichen Geschenke, amüsiren ihren Wirth mit Tanz und Musik, werden selbst damit unterhalten und ziehen, oft unerkannt, oft erkannt, weiter.

Hochzeiten.

„Die Äcker grenzen nachbarlich zusammen,
„Die Herzen stimmen überein — das stiftet ein gutes Eheband."

Am manchfaltigsten und dabei am meisten fest und unabänderlich ausgeprägt sind bei den Esthen die Gebräuche bei den Hochzeiten. Die jungen esthnischen Mädchen denken an ihre Verheirathung, als an ihre natürliche Bestimmung, schon von Kindesbeinen an und fangen schon, wenn sie in's mannbare Alter treten, an, Vorbereitungen für ihre Hochzeit zu treffen, auch wenn sie noch gar keine bestimmte Aus- und Absichten haben. Sie weben und spinnen oft zehn Jahre lang für ihre Ausstattung, die in einer unendlichen Menge von Strümpfen, Handschuhen, Handtüchern u. s. w. besteht. Wenn sie eine Bekanntschaft gemacht haben, die ihnen gefällt — gewöhnlich leiten die Mädchen sie ein — so erwarten sie dann den Antrag ihres Liebhabers. Dieser Antrag geschieht einem wahrscheinlich uralten Gebrauche und Aberglauben zufolge gewöhnlich nur zur Zeit des Neumondes, so wie sie die Hochzeiten selbst am liebsten zur Zeit des Vollmondes feiern. Die Freiwerber sind in der Regel einige Freunde

des Liebhabers oder auch seine Aeltern, die mit Meth oder Branntwein in das Haus der Auserwählten kommen. So wie sie sich nahen, versteckt sich das schamhafte Mädchen, dem die Schwestern oder die Mutter die Ankunft der Freiwerber verkündigen. Diese kommen nie mit ihrem Antrage direct heraus, sondern erzählen den Aeltern gewöhnlich eine Geschichte von einem Lamme, oder einem Füllen, das ihnen abhanden gekommen sei und das sie suchen; zugleich laden sie die Hausbewohner zum Trinken ein. Diese erklären, daß sie nichts von dem verlorenen Lamme wüßten, und weigern sie sich, zu trinken, so ist dieß ein Zeichen, daß entweder sie die Heirath nicht wünschen, oder daß ihnen ihre Tochter vorher gestanden, „ihr Herz verschmähe jenen Werber." Sind alle einig, so trinken die Aeltern fröhlich den Meth oder Branntwein und geben den Freiwerbern Erlaubniß, ihr verlorenes Schäflein im Hause zu suchen. Die Gefundene muß dann auch einen fröhlichen Trunk thun, und nun hat der Bräutigam die Freiheit, seine Braut zu besuchen. Er kommt nach wenigen Tagen zum ersten Mal mit allerlei Geschenken und mit einem Ringe, den er der Geliebten als Zeichen der Verlobung ansteckt.

Bei dem Gutsherrn bringt dann das Brautpaar sein Anliegen um Einwilligung zur Verbindung ebenfalls durch solche stereotype Erzählungen von verlorenen Lämmlein oder Vögeln an, und eben so bei'm Prediger die Bitte um Trauung. Am Tage der Trauung begiebt sich der Bräutigam, begleitet von allen seinen Freunden, zu Pferde oder zu Schlitten in vollem Trabe und mit gro=

ßem Jubel zur Kirche. Voran reitet der „Pejepois“, der Adjutant oder Herold des Bräutigams. Unterwegs wird häufig bei allen heiligen Orten, Seeen, Eichen, Quellen, angehalten, und für die guten Geister werden hier kleine Geschenke niedergelegt. Eben so begiebt sich ihrer Seits die Braut mit ihren Freundinnen zur Kirche. Nach der Trauung begeben sich beide vereinigte Züge zunächst in das Haus der Braut, voran der reitende Pejepois mit Blumen und langer weißer Schärpe geschmückt, dann der Schlitten des Bräutigams, auf dem ein Dudelsackpfeifer neben dem Kutscher sitzt.

Bei der Ankunft umreitet der Pejepois drei Mal das Haus der Braut und schlägt mit seinem bloßen Degen drei Mal in das Dach. Dem Pferde des Brautschlittens wird von den Freundinnen der Braut eine Kanne mit Meth oder Bier an den Kopf geworfen, und das Brautpaar selbst mit einer Handvoll Roggenkörner überstreut. Darauf geht man zum Mittagsmahle, nach dessen Beendigung der Bräutigam seine und seiner Braut Löffel zertritt, und darnach wird die ganze Nacht hindurch getanzt und gesungen. Die der Braut beigegebenen Brautjungfern, welche im Singen unermüdlich sind, heißen „Kastkads“, wahrscheinlich nach dem tausendmal bei ihren Hochzeitsliedern wiederholten Refrain „kassike kanike! kassike kanike!“ Vermummungen, Maskeraden und allerlei Scherze erheitern diesen ersten Hochzeitstag im Hause der Braut.

Gegen Morgen werden die Schlitten zum Heimfahren der Braut in das Haus des Bräutigams in Bereitschaft

gesetzt. Ihre Aussteuer wird eingepackt, und sie selbst, mit Tüchern und Decken, verschleiert — vermuthlich damit sie ihre Abschiedsthränen verbergen könne — in den Schlitten gebracht. Ihr Bruder ist ihr Kutscher, und nachdem der Pejepois unter allerlei Scherzen jeden der Schlitten drei Mal umritten, setzt sich der Zug zum Hause des Bräutigams in Bewegung, wo alsdann zunächst die Braut als Frau gehaubt und eingekleidet wird. Sie setzt sich dabei ihrem Bruder auf den Schooß, und während die Brautmutter sie kämmt und haubt, tanzen die Anderen um sie herum. Gewöhnlich wird ihr dabei auch ein Kind in den Schoos geworfen, das sie während der ganzen Ceremonie im Arme hält und dem sie darnach ein Paar Strümpfe schenkt. Während der Haubung singt die Brautmutter oder eine der Kasikads folgendes überall unter den Esthen verbreitetes Liedchen:

Schmücke, schmücke, Jungfrau, dich!
Schmücke dich mit solchem Putze,
Der einst Deine Mutter schmückte.
Binde solche Bänder um,
Wie einst Deine Mutter band.
Bind' um den Kopf das Sorgenband
Und um die Stirn das Kummerband,
Leg' auf den Scheitel das Trauertuch.

Darauf wird ihr von dem Pejepois des Bräutigams Hut drei Mal auf die Haube gesetzt, den sie drei Mal wieder herunterwirft, aber immer geschickt dabei aufzufangen weiß, zum Zeichen, daß sie zwar gegen die Herrschaft des Mannes protestire, aber sie doch dulden wolle, worauf sie vom Pejepois eine leichte Ohrfeige em-

pfängt, damit sie sich immer an die Obergewalt des Mannes erinnere. Alsdann theilt die Braut an alle Anwesende ihre Geschenke aus, z. B.: Strümpfe, Handschuhe, Tücher, an denen sie lange Jahre vorher arbeitete, und empfängt dafür die Versprechung, daß man Gegengeschenke an Bienenstöcken, Schafen und anderem Vieh machen wolle, die dann auch später richtig einlaufen. Am Abende muß die Braut mit jedem Gaste ein Mal tanzen und empfängt von Jedem dafür ein kleines Geldgeschenk. — Am folgenden Morgen nach der Brautnacht, die gewöhnlich in der Vorrathskammer abgehalten wird, führt man die junge Frau unter Vorangehen des Dudelsackpfeifers im ganzen Hause umher, und sie muß im Beisein Aller als erstes Geschäft ihres neuen Berufs den Ofen kehren.

Johannisfeier.

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
„Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
„Freude soll jedes Auge verklären,
„Denn die Königin ziehet ein."

Es giebt einzelne Gebräuche und Volkslustbarkeiten, welche durchweg bei allen Völkern Europas und mithin auch bei den Esthen vorkommen. Ein solcher Gebrauch ist z. B. die Feier des Johannistages mit Lust- und Freudenfeuern; doch ist diese Feier bei den Esthen bedeutsamer als bei uns und zugleich eigenthümlich modificirt. Gewöhnlich zieht die ganze Bauerschaft eines Gehöftes, eines Edelhofes oder eines Dorfes dabei am Abend feierlich auf, die Mädchen mit Blumen, die Männer mit Laub

geschmückt und Grasbündel unter dem Arme tragend. Die Burschen tragen Fackeln oder Theerkränze an langen Stangen hoch in der Luft, und so geht der Zug singend zunächst zu den Stallungen des Gehöftes, wo man den Segen des Himmels für das Vieh herabsingt, alsdann zu den Kornkammern u. s. w. und endlich dreimal um das Wohngebäude herum, wornach dann Alles sich unter Anführung des Dudelsacks und der Schalmeien auf einen benachbarten Hügel begiebt und bei hellloderndem Feuer die Johannisnacht verjubelt.

Die Sage, welche mit dieser Johannisfeier der Esthen in Verbindung steht, ist eine sehr weit im Norden verbreitete; sie soll auch in der Edda vorkommen. Ein esthländischer Freund erzählte sie mir so, wie sie noch jetzt unter den esthnischen Bauern und in ihren Gesängen lebt:

In alter Zeit soll ein esthnischer Prinz, König oder Gott, von heftiger Liebe zu einer Prinzessin oder Göttin, die auf dem fernen Island wohnte, ergriffen worden sein. Trotz der vielen Gefahren, die ihn auf der Reise zu einem so entlegenen Lande treffen mußten, machte sich der Prinz, von Sehnsucht getrieben, auf den Weg, seine Geliebte heimzuholen. Er hatte aber in einem anderen mächtigen Gotte oder Zauberer einen argen Feind, der ihm sein Glück, die isländische Prinzessin zu besitzen, beneidete und ihn auf der Reise mit Verfolgung und Unglück begleitete. Der Prinz kämpfte sich Anfangs muthig durch, allein endlich wurde er, schon nahe bei Island, doch noch von seinem Ziele verschlagen und fiel seinem Feinde in die Hände, der ihn auf einem fernen öden Eilande gefangen

hielt. Die Prinzessin, die ihren Geliebten längst erwartete und über sein langes Ausbleiben tief trauerte, erhielt endlich von der Ursache der Verzögerung und von dem Aufenthalte des Prinzen Kunde und beschloß sogleich, ihn zu befreien. Sie baute am Strande von Island nicht ohne Hülfe der ihr zu Gebote stehenden Zaubermittel ein festes und unverwüstliches Schiff, mit dem sie allen Stürmen des bösen Zauberers trotzte und endlich auch ihren Geliebten von der wüsten Insel entführte. Da die siegreiche und mächtigere Gewalt der Zauberkünste der schönen und liebenden Prinzessin die Künste des neidischen und bösen Zauberers ohnmächtig gemacht und überwältigt hatte, so kehrten dann beide Geliebten ungestört und triumphirend durch die beruhigte und grünlich schimmernde Woge des Meeres nach Esthland zurück. Hier verbrannten sie am Ufer das Schiff, weil sie beschlossen, fortan nun nirgends mehr als in ihrem heimathlichen Paradiese zu weilen. Der Tag ihrer Ankunft war der Johannistag, welchen denn auch alle Esthen zum Andenken an jenes Ereigniß noch jetzt auf die beschriebene Weise heilig halten.

Die Schaukeln spielen dabei die wichtigste Rolle. Die Mädchen sitzen die ganze Nacht darin und schwingen sich, indem sie die alten Gedichte, welche jene Sage erzählen und in welchen Alles so genau geschildert ist, daß sogar die Beschreibung der Zusammensetzung des Schiffes, das die isländische Prinzessin baute, darin detaillirt wird, absingen. Die Schaukeln stellen das Schiff dar, in dem die singenden Mädchen etwa als Begleiterinnen ihrer Königin zu segeln sich einbilden. Die zuletzt angezündeten Theertonnen,

welche die Feier beschließen, bedeuten den Brand des Schiffes Sowie sie ausgebrannt sind, hat das Ganze ein Ende. Auch werden dann die Schaukeln sogleich abgenommen, und von diesem Augenblicke an findet man in ganz Esthland keine Schaukeln mehr, weder in einem Dorfe, noch bei irgend einem Kruge *).

Manche Volksbelustigungen theilen die Esthen nicht mit Europa, sondern nur mit den Russen, Letten und anderen nordischen Völkern. Dahin gehören namentlich eben die Schaukeln, deren sie eben so verschiedene Arten haben wie die Russen. Wie bei uns Deutschen kein Wirthshaus ohne Kegelbahn, so ist bei den Esthen keines ohne Schaukel. Im Frühlinge errichten sie in jedem Wäldchen Schaukeln und unterhalten sich im angenehmsten Dolce far niente ganze Tage lang mit diesem Amusement.

Das Ringen, Schwimmen und Springen lieben und treiben die Esthen mehr als die Letten, und so träge sie oft bei der Arbeit erscheinen, so rüstig, kühn und gewandt sind sie in ihren Spielen, die fast alle auf ein wildes Tummeln und Toben hinauslaufen.

*) Dieses Factum, welches man mir schon in Dorpat erzählte, schien mir so merkwürdig, daß ich mich noch bei mehren Esthländern nach seiner Wirklichkeit erkundigte und einstimmig von ihnen versichern hörte, daß, so sehr auch der Esthe das Schaukeln liebt und so manches Stück Geld auch die Krüger durch die Schaukeln, welche sie in der Nähe ihrer Krüge hielten, verdienten, doch in der That gleich in der Johannisnacht in Folge jener heidnischen Sage und zum Zeichen, daß der esthnische Gott mit seiner Prinzessin glücklich nach Esthland zurückgekehrt sei und sein Schiff verbrannt habe, alle Schaukeln abgenommen und nicht eher als im Frühlinge des nächsten Jahres wieder in Gebrauch gesetzt würden.

8) Aberglaube.

„Alles weist den ungeweihten Blicken,
„Alles eines Dämons Spur.“

Wenn, wie es wahrscheinlich ist, der Name „Tschudi“, welchen die Russen den finnischen Nationen und insbesondere den Esthen geben, von dem russischen Worte „tschudo“ abzuleiten ist, welches „Wunder“ oder „Zauberei“ heißt, und Tschudi daher so viel als Zauberer oder Wundergläubige bedeutet, so ist dieß eben kein sehr günstiges Omen für die Aufklärung der esthnischen Begriffe von der unsichtbaren Welt.

Freilich sind die Esthen längst Christen und zwar lutherische Christen, allein es klebt ihnen noch so Vieles von ihrem früheren Heidenthume an, daß dieses vom Christenthume mehr bekleidet und verhüllt als vertrieben zu sein scheint. Die Esthen verehrten, wie noch jetzt ein großer Theil ihrer finnischen Brüder thut, ein höchstes gutes und ein böses Wesen, jenes „Jummala“, dieses „Kurrat“ genannt — so heißen noch jetzt bei ihnen der liebe Gott und der Teufel; allein diese ihre Götter scheinen in ihren Augen so wenig durchgreifende Gewalt gehabt zu haben, dagegen allerlei böse und gute in der Natur waltende Kräfte und wunderbare Einflüsse so überwiegend gewesen zu sein, daß ihre Priester wohl mehr Zauberer als Gottesdiener und ihr ganzer Gottesdienst mehr eine Dämonenanbeterei als Götterverehrung gewesen zu sein scheint.

Nach dem höchsten Gotte, den sie auch wie die Letten „den alten Vater" *) nannten, hatte der „Thor" den Vorrang vor allen anderen Göttern, von dem sie auch Bildnisse machten **). Die Insulaner von Oesel, welche von den Deutschen am spätesten unterjocht wurden, verehrten auch den Thor am längsten. Es ging auch später, selbst als sie Christen geworden waren, noch lange die Sage unter ihnen, daß der König Thor, der in einem schönen Walde in Esthland geboren sei, sich nach Oesel geflüchtet habe.

Manche Götter der Esthen haben wunderliebliche Namen, z. B. Ainemoina, welche Lieder einflößte, Ilmarine, die Friedensgöttin, die zugleich freundliches Wetter verlieh und die Reisenden schützend begleitete. Wunderbar ist es, wie auch die Esthen eben so wie die Letten nicht nur die mächtigen großen Naturgewalten und Erschein-

*) Auf Esthnisch „Wanna Ott". Das Wort Ott erinnert an Odin, dessen Dienst weit und breit im Norden verbreitet war. Es giebt noch jetzt manche Namen im Lande der Esthen, die an den alten Ott erinnern, so z. B. Odem-päh, das vielleicht so viel ist als „Odins Berg". Uebrigens versicherte mir ein Esthländer, daß Ott auch so viel heißen könne als Bär, und daß der Esthe nach seiner Weise wohl die Vorstellung des alten Vaters und des alten Bären mit einander habe verwechseln können; denn es gäbe einige finnische Völkerstämme, die ihren obersten Gott „den alten Bären", andere, die ihn „den alten Wolf", noch andere sogar, die ihn „den alten Hasen" nennten.

**) Man hat freilich keine solchen Thorbilder mehr aufbewahrt; allein in den deutschen Chroniken findet sich bei der Erzählung der Eroberungen alter esthnischer Burgen oft die Redensart: „und als man daselbst Alles getauft hatte, befahl man, den Thor, den Principalgötzen der Esthen, aus der Burg zu schmeißen."

ungen vergötterten, sondern auch jeder Pflanze, ja jeder Art von Getreide und Gemüse eine eigene kleine Gottheit mit ganz besonderem Namen und ganz eigenthümlichem Wesen gaben. So war Rongoteus der Gott des Roggens, Pellopekko der der Gerste, Wierankannos der des Hafers, Egres der Erbsen= und Bohnengott u. s. w. Nirgends ist die Idee der Gottheit so zerkleint und zerstückelt wie hier. Tapis waltete über die wilden Thiere des Waldes, Ahti über die Fische im Wasser. Sie hatten auch einen eigenen Gott, der Glück zu Rodungen verlieh (Kondos). Dieser Gott ist jetzt gewiß mehr als einer zum Dämon und Teufel geworden, denn wenn auch ehemals die Wald=ausrodungen unter dem Vorsitze eines Gottes geschehen mochten, so kann man sich jetzt unmöglich denken, daß ein Gott dazu seine Hand herleihen würde.

Vom Donner dachten die Esthen gerade wie die Letten. Sie stellten sich ihn als einen alten, ernsten und strengen Mann vor, den sie „Kauke" nannten und auch noch jetzt so nennen. Wenn es donnert, so sagen sie noch jetzt wie die Letten: „der Alte keift" (Wannaissa wäljas).

Die kleinen Kohl=, Erbsen=, Bohnen=, Gerste= und Hafergötter schlossen sich schon an die kleinen Erdgeister an, welche bei den Esthen in ungeheuerer Anzahl vorhanden waren und es noch jetzt sind und welche „Mahinen" hießen und heißen. Sie haben ihre kleinen Höhlen, Wohnungen und Paläst=chen unter Steinen, Baumwurzeln, Häusern, Thürschwellen u. s. w. Viele von ihnen sind gutmüthig, aber andere lieben es auch, die Menschen zu necken. So z. B. hauchen einige den Menschen an, wenn er sich an die Stelle

setzt, wo sie wohnen, und es entstehen darnach Ausschläge auf der angehauchten Stelle. Kleine Ausschläge heißen daher auch auf Esthnisch: „mahingamine“ (Erdhauch).

Daß Sonne, Mond und Sterne eine große Rolle in der esthnischen Mythologie spielen, ist natürlich. Aber es ist zu verwundern, wie große Kenner der Sterngebilde die Esthen, insbesondere die inselbewohnenden und Fischerei treibenden Esthen von Oesel sind. Inländer behaupten, daß sie für die meisten großen Sterne und Sternbilder eigene Namen haben und den deutschen Bauer in der Sternkunde bei Weitem übertreffen. Selbst viele Weibspersonen auf Oesel sollen viele Sterne und deren Bilder kennen und zu benennen wissen, ja aus manchen sogar — wie die alten Griechen — die Witterung richtig prognosticiren. Vielleicht haben sie nicht nur bei der Sonne und dem Monde, sondern sogar auch bei den Planeten Verfinsterungen bemerkt, denn nicht nur die Sonne und der Mond werden in ihrer Meinung häufig von bösen Geistern angefressen, sondern auch die Planeten und anderen Sterne haben zuweilen von ihnen zu leiden. Die Geschichte, welche die Esthen von dem Monde, von seinen Phasen, Verfinsterungen und Flecken erzählen, ist ziemlich sonderbar. Zwei bösen Dieben schien der Vollmond zu hell, und sie stiegen daher mit einem Theertopfe zu ihm hinauf und übertheerten ihn völlig, so daß er eine Zeit lang wirklich lichtlos war. Die Diebe blieben aber am Ende selbst mit ihrem Theergefäße im Monde stecken, da sie nicht wieder herabkommen konnten,

und der Mond gewann seinen alten Glanz wieder, in welchem nun die Figuren der Diebe einigen Schatten machen. Das sogenannte Dunstmeer oder der Flecken in der Mitte des Mondes ist eben der Theertopf und heißt daher auf Esthnisch „törwarak". Das durchsichtige, das stille, das fruchtbare und das Nektarmeer formiren den einen Dieb zur rechten Seite, und zwar der Todten- und Traumsee dessen Kopf, das durchsichtige Meer den oberen und das stille Meer den unteren Theil seines Körpers, das Nektarmeer seinen rechten und das fruchtbare seinen linken Fuß. Das kalte Meer soll den Kopf des anderen Diebes zur Linken vorstellen, das Regenmeer den oberen und das Sturmmeer den unteren Theil seines Körpers, das feuchte Meer seinen rechten und das trübe seinen linken Fuß.

In einigen Gegenden, namentlich auf der Insel Oesel, sollen die Esthen sogar Menschenfresser gewesen sein. Diese Behauptung wird noch in dem schon mehrfach citirten „Inlande" vom Jahre 1840 von einem Schriftsteller wiederholt, der darüber Folgendes bemerkt: „Thor's Verehrung war unter bedenklichen Umständen schrecklich. Es versammelten sich dann die „Wannems" (Priester), hielten einen Rath und erkannten dann oft, daß das beste Mittel, ihren erzürnten Gott auszusöhnen, das Schlachten auserlesener Knaben sei. Diese wurden von den Oeselern an auswärtigen Küsten geraubt und wohl gemästet. Waren solche Unglückliche alsdann geschlachtet, geopfert und ihre Eingeweide den Raubvögeln preisgegeben, so

briet man die Leiber und verspeiste sie nach Art der Karaiben."

Die Vorurtheile, die unchristlichen Gebräuche und Ceremonieen aus dem Heidenthume, die Hexenkünste, das Gespensterwesen, das Tagewählen, Zeichendeuten u. s. w. sind unter den Esthen noch jetzt sehr mächtig und gewiß mächtiger als unter sonst irgend einem lutherisch=christlichen Volke.

Vor allen Dingen halten sie in ihrem Lande noch alle die heiligen Orte in Ehren, die Hügel, Höhlen, Haine und Bäume, die ihnen in der heidnischen Zeit heilig waren. Sie haben viele solche Orte, auf denen sie noch jetzt wie ehemals Opfergaben niederlegen, auf einigen Stöcke, Reiser, Kreuze, an anderen Speisen, Münzen und andere Geschenke. Besonders wenn sie zu Hochzeiten oder Begräbnissen fahren, legen sie an solchen Orten gewisse Gaben nieder. Sehr viele Bäume halten sie für die Sitze mächtiger Geister und tragen eine so große Ehrfurcht vor ihnen zur Schau, daß sie es sich nicht einmal erlauben, so weit ihr Schatten reicht, eine Blume oder Erdbeere zu pflücken, geschweige denn vom Baume selbst einen Zweig zu brechen. Obgleich die Deutschen seit 500 Jahren beschäftigt sind, solche Bäume im Lande der Esthen auszurotten und umhauen zu lassen, so kommen doch wieder von Neuem solche heilige Bäume zum Vorschein, und die Geister vertauschen dann nur ihren Wohnsitz. Ja die Esthen scheinen sogar eine gewisse geheime Abneigung gegen die von den christlichen Priestern geweihte Stätte zu haben und begraben z. B. ihre

Todten, wenn sie können, lieber an gewissen, von ihnen selbst gewählten Plätzen in den Wäldern und Wildnissen als auf den Kirchhöfen. Man findet bei ihnen viele solche einsame Gräber mitten im Walde oder auf einem allein stehenden Hügel *).

Den „Kurrat" (den Bösen) sehen sie natürlich überall spuken und oft bewaffnet sich die ganze Bauerschaft eines Dorfes mit Prügeln, Dreschflegeln und Sensen. Alles geräth in Aufruhr, weil es heißt, der Teufel sei im Orte erschienen. Sie ziehen gegen ihn zu Felde und prügeln ihn in Gestalt eines Wolfes oder einer Katze förmlich zum Dorfe hinaus. Ja sie rühmen sich sogar zuweilen, sie hätten den Teufel todtgeschlagen. Besonders vermuthen sie ihn in den Stürmen und Wirbelwinden, weßhalb sie oft hinter den Wirbelwinden schreiend herlaufen, indem sie mit Steinen und Stöcken in den aufgeregten Staub hineinwerfen.

Der schwarzen oder unglücklichen Tage giebt es in ihrem Kalender eine Menge. Im Allgemeinen ist der Donnerstag

*) Eben so wie die Esthen und Letten ihre alten Sagen und Mährchen den Deutschen nur ungern erzählen, so halten sie auch solche heilige Orte sehr geheim vor ihnen, und es hält daher oft sehr schwer, solchem Aberglauben auf die Spur zu kommen. Sie thun überhaupt mit allen Ueberbleibseln aus der alten heidnischen Vorzeit sehr geheim, sogar mit denen, die gerade keine religiöse Bedeutung haben, z. B. mit den Plätzen der alten Burgmauern und Festungswälle. Daher wird es dem Deutschen sogar schwer, diese selbst zu entdecken. Ein Esthe, der so Etwas im Inneren eines Waldes oder Sumpfes kennt, wird einen Deutschen nur ungern dahin führen.

ihr Unglückstag wie bei den Russen der Montag, und sie unternehmen daher an diesem Tage nichts von Bedeutung. Bei Vollmond beschlagen sie keine Pferde, am 23. April darf kein Holz gehauen werden, weil die Holzhauer dann — von den Wölfen gefressen werden. Auf den Neumond deuten sie nicht mit dem Finger, weil dieser Finger alsdann — im Grabe nicht verwesen würde. Vielen Dingen schreiben sie zauberische Kräfte zu, vor Allem dem Assa foetida, wahrscheinlich weil es so wunderlich stark riecht. Auch dem Worte Gottes, das ihnen die deutschen Prediger vortragen, scheinen sie eine wunderwirkende oder zauberische Kraft zuzuschreiben. Sie nehmen daher gern versteckter Weise ein Fläschchen Branntwein mit zur Kirche, „auf daß Gottes Wort darüber hingehe" und das Getränk heilige. Er ist nachher probat gegen mancherlei Krankheiten. Eben so suchen sie sich von dem Brode oder Weine des Abendmahls etwas zu verschaffen, um es in hundert Vorfällen als heilsam zu gebrauchen. Es sind noch viele, wahrscheinlich uralte Zauberformeln im Schwange, mit denen sie entweder bösen Besprechungen entgegenwirken oder gewissen Dingen wunderbare Kräfte mittheilen zu können glauben. Man kann z. B. alles Unglück, das Einem im nächsten Monate begegnen könnte, auf den Mond werfen, wenn man bei'm Neumond zu ihm spricht: „Sei gegrüßt, Neumond, ich müsse jung, du alt, meine Augen helle, deine Augen dunkel werden, ich leicht wie ein Vogel, du wie Eisen schwer!"

Die Schlangen sind ihnen heiliger als andere Thiere. Sie tödten sie selten, es sei denn, um die ihnen zuge=

schriebenen wunderbaren Kräfte bei Wunderkuren zu benutzen. Den Flug der Vögel kennen sie nicht, dagegen beobachten sie die Ameisen, die sie für Unglücksbringer oder Heilverkünder halten. So z. B. prüfen sie, wenn sie ein Haus bauen wollen, auf diese Weise, ob die Stelle gut oder böse sei. Sie legen Lappen und Kräuter hin und warten, bis Ameisen kommen. Sind es schwarze, so ist die Stelle gut, sind es aber rothe, so ist sie schlecht *).

Eben so halten sie ihre Pferdchen, deren sie immer viele haben, für zukunftkundig und beobachten daher immer sorgfältig und ängstlich das Benehmen des Pferdes, wenn Besuch zu einem ihnen theueren Kranken kommt.

Uebrigens läßt sich auch von dem Aberglauben der Esthen, wie von dem der Letten und Russen im Allgemeinen das Urtheil fällen, daß er mehr kindischer und einfältiger als grausamer und schrecklicher Natur sei, wie dieß denn überhaupt von allem Aberglauben im Norden gilt, der nirgends so scheußliche Ausgeburten erzeugt hat, wie wohl hier und da im Süden.

---

*) Wie manchem sogenannten Volksaberglauben liegt indeß auch dieser Sitte der Esthen eine richtige Beobachtung zum Grunde. Die rothen Ameisen nämlich, die man bei'm Wählen eines Bauplatzes für ein übles Zeichen hält, finden sich gewöhnlich auf feuchtem Boden, wogegen die schwarzen trockene Stellen vorziehen.

9) Acker= und Gartenbau, Bienen= und Viehzucht.

Es erscheint vielleicht kaum glaublich, und doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Esthen während der 500jährigen Herrschaft der Deutschen über sie fast noch keinen einzigen nützlichen Industriezweig von ihnen angenommen und bei sich noch keine einzige wesentliche Verbesserung ihrer alten landwirthschaftlichen und häuslichen Gewerbe eingeführt haben, daß sie vielmehr nicht nur ihre eigenen Aecker, sondern auch ihrer Herren Feld noch immer nach uralter esthnischer Weise bestellen. Diese Weise unterscheidet sich in vielen Stücken von der der Russen und Letten, und es lohnt daher der Mühe, zur Charakteristik der Verhältnisse dieses Volkes jene Stücke hervorzuheben.

Zunächst sind fast alle esthnischen Ackergeräthschaften ganz eigenthümlich, indem sie sich in Form und Construction von den deutschen, russischen und lettischen wesentlich unterscheiden. Ihre Wagen, ihre Schlitten, ihre Aexte, ihre Pflüge sind alle ganz besonders construirt. Doch könnten wir ohne Zeichnung diese Eigenthümlichkeit nicht deutlich machen. Anders als die Letten und Großrussen, die sich blos der Pferde als Zugthiere bedienen, benutzen die Esthen auch die Kräfte ihrer kleinen Ochsen dazu. Sie spannen dieselben sogar des Winters auf dem Eise vor den Schlitten*), und es ist zu bewundern, wie rasch diese Thierchen

*) Wenigstens geschieht dieß bei den Dorpat'schen Esthen.

auf der glatten Schneebahn selbst unbeschlagen fortkommen. Die Ochsen scheinen bei den Esthen den fußschleppenden Gang verlernt zu haben, und sie gehen eben so wie die Pferde bei allen ihren Verrichtungen gewöhnlich im Trabe.

Die Hauptgegenstände ihres Ackerbaues sind Roggen, Gerste und Hafer; Weizen wird nur so viel von ihnen gebaut, als sie zum Festtagsbrode nöthig haben. Wie die Letten so halten sie ein Trocknen oder Darren des Getreides in geheizten Trocknengebäuden noch vor dem Dreschen für nöthig und zur besseren Conservirung der Körner heilsam. Weil ihr Sommer nur drei Monate dauert, so folgen sich alle landwirthschaftlichen Arbeiten sehr rasch auf einander, denn die Heuärnte, das Kornmähen und das Pflügen und Düngen liegen nur wenige Wochen auseinander, und in der ununterbrochen hellen Sommerszeit geht die Arbeit Tag und Nacht fort.

Die bei ihnen gewöhnliche Art des Düngens ist das sogenannte „Küttisbrennen." Es giebt nämlich in ihrem Lande oft große Flächen nicht unfruchtbaren Erdreichs, die mit vielen dichten Sträuchern bewachsen sind. Diese Sträucher hacken sie um, fügen auch noch anderen Holzabfall hinzu, verbreiten Alles gleichmäßig auf dem Acker, bedecken die ganze Lage mit Rasen, zünden es an und pflügen darnach die Asche unter, die den Boden auf einige Jahre düngt. Nachdem sie die düngende Kraft gehörig benutzt haben, lassen sie den Acker dann wieder einige Jahre ruhen und mit Strauchwerk bewachsen, wonach das Küttisbrennen ihn von Neuem befruchtet. Man kann

sich denken, wie viele unangenehme Uebelstände im Gefolge dieses Küttisbrennens eintreten. Eben so kennen sie kein anderes Verbesserungsmittel ihrer Wiesen und Heuschläge als das periodische Abbrennen des Schilfes und der Gräser.

Der Gartenbau liegt bei diesen Bewohnern eines so hohen Breitengrades natürlich noch mehr im Argen; sie kennen weder Blumen-, noch Obst-, noch Gemüsegärten. Nur höchst selten erblickt man bei einem Bauerngehöfte einige kümmerliche Aepfelbäume. Da ihre Hauptnahrung Gerstengrütze ist, so bauen sie außer Kohl kaum irgend eine Art von Gemüse. Selbst die nützliche Kartoffel hat unter ihnen noch wenig Eingang gefunden; sie sind gegen sie als gegen eine neue und deutsche Frucht eingenommen.

Sehr bedeutend aber ist bei ihnen noch die Zucht der Bienen. Sie wissen dieß fleißige Thierchen in dicken Baumstämmen, die sie absägen und aushöhlen, in ihrem kalten Lande selbst den rauhen Winter ertragen zu machen. Man findet fast auf jedem esthnischen Bauerngehöfte zehn und mehr solcher mit Bienen gefüllter Baumstämme. Zu Kuchen, zum Methbrauen und auch als Festtagsspeise verbrauchen die Esthen wie alle finnischen Völker viel Honig.

Als Jäger und Fischer sind die Esthen weit kühner als die Letten. Ein Esthe wagt es ohne Bedenken, den Bären allein und nur mit einer einläufigen Flinte in seinem Lager aufzusuchen, wo jeder Fehlschuß seinen Tod zur Folge haben würde. Ein Product ihrer Fischerei,

die delicaten kleinen „Killo-Strömlinge", die sie an ihren Küsten fangen, ist im Norden weit und breit berühmt.

Gewerbe und Industriezweige, wie bei den Russen, giebt es bei den Esthen gar nicht. Die Arbeiten, mit denen sie sich — außer den genannten landwirthschaftlichen Arbeiten — auf ihren Gehöften gewöhnlich beschäftigen, sind aber dennoch sehr manchfaltig, weil sie in allen Beziehungen ihre eigenen Handwerker sind. Die Männer findet man immer mit dem Krümmen und Biegen der Schlittenkufen aus Birkenholz, mit dem Spalten der Faßdauben und Tonnenreifen, mit dem Verfertigen von kleinen runden Gefäßen aus Birkenrinde, von hölzernen Tellern, Schaufeln, Löffeln, oder mit dem Zubereiten der Schafspelze, die Weiber stets mit Weben, Spinnen, Bleichen, mit dem Schnitzen der Lichtspäne aus Birkenholz und mit dem Flechten der Schuhe aus Lindenbast beschäftigt. Alle diese Sachen haben sie so seit tausend Jahren getrieben, ohne eine Aenderung oder Besserung dabei sich gefallen zu lassen. — Interessant wäre es, wenn man nach tausend Jahren wieder einmal anfragen könnte, ob es mit den Esthen noch nicht anders geworden sei.

Alte Leibeigenschaft und neue Freiheit der Letten und Esthen.

„Unglücklicher, ich löse deine Bande
„Zum Zeichen eines besseren Geschicks."

Man hat nach dem eigentlichen ersten Anfange der livländischen Leibeigenschaft, ihrer Ausbildung und endlichen völligen Begründung geforscht und ihn nicht recht finden können. — In keinen Gesetzen oder Urkunden ist die Rechtlosigkeit des Bauern bestimmt ausgesprochen, in keinen ist von einer rechtlichen Begründung der Leibeigenschaft die Rede; vielmehr kann man sogar viele alte Gesetze und Contracte der eingewanderten Deutschen mit den Eingeborenen dafür anführen, daß dieselben von Anfang an selbst noch nach vollendeter Eroberung eigentlich als Freie betrachtet wurden, und daß die erste Absicht wohl auf Unterwerfung, aber keinesweges auf eine persönliche Knechtschaft ausging.

Die Eroberer schlossen mit den Eingeborenen über die Abtretung gewisser Landstriche Contracte ab. Die Häupter der Eingeborenen traten mit den Häuptern der Eingewanderten in Bündniß, und beide, Deutsche und Letten, sieht man gemeinschaftlich und auf gleichem Fuße in kriegerischen Unternehmungen verbündet.

Aus manchen alten Documenten, in denen von der Einwilligung der Prälaten, der Ritter, der Stadt Riga und der Liven und Letten die Rede ist, scheint sogar hervorzugehen, daß man Anfangs die Eingeborenen als

einen vierten Stand den drei Ständen der eingewanderten Deutschen zur Seite stellen wollte.

Mit der Ausdehnung und festeren Begründung der Herrschaft der Deutschen und mit der Organisirung eines deutsch-livländischen Staates machte sich die Sache indeß bald ganz von selbst. Da dieser Staat wesentlich ein deutscher war, so konnte in ihm natürlich nur der Deutsche eine Stellung erlangen und eine Rolle spielen, und alles Nichtdeutsche mußte dadurch in Mißachtung und politische Bedeutungslosigkeit versinken. Die Letten wurden auf diese Weise, so verschieden sie unter sich sein mochten, vor den Deutschen alle gleich, d. h. politische Nullen.

Hätten die Deutschen bei den Eingeborenen einen ausgebildeten Staatsorganismus, Städte, höhere Cultur, entwickelte Gewerbe und lebhaften Verkehr gefunden, so wäre es ihnen unmöglich gewesen, das ganze Volk in eine so tiefe Sclaverei sinken zu lassen. Allein so fanden sie nur Bauern und Hirten, Handlanger und gewöhnliche Arbeiter in ihnen, die zu weiter nichts als zu gemeiner Sclavenarbeit zu gebrauchen waren. Natürlich zogen die Herren, denen Ländereien zufielen, von den Bewohnern derselben den Nutzen, den diese zu gewähren im Stande und Willens waren.

Die Eingeborenen mochten bei der Arbeit, die von ihnen gefordert wurde, Anfangs noch Herren in ihrem eigenen Hause und Besitzer ihres eigenen Bodens bleiben, wenn sie nur dem mächtigen deutschen Herrn in der Bearbeitung seines Bodens redlich und pflichtgetreu hal-

sen. Die häufigen Aufstände und Verschwörungen der Letten und Esthen aber und die Unterdrückung dieser Aufstände durch die siegreiche Hand der Deutschen führte zu strengeren Maßregeln und zu härterer Controle ihres Thuns und Wirthschaftens. Theils um solche Aufstände zu bestrafen, theils um ähnlichen Widersetzlichkeiten zuvorzukommen, mochten häufige Depossedirungen vorgenommen werden, und so mochte endlich der Grundsatz sich einschleichen, daß Der, welcher Arbeit fordern könne, auch Herr der Arbeiter selbst und ihres ganzen Habes und Gutes sei und willkürlich damit schalten könne. Die endlich von der überwiegenden Waffengewalt der Deutschen bei allen ihren Versuchen zur Rückerlangung der Freiheit immer wieder unterworfenen und gedemüthigten und endlich völlig wehrlos und widerstandsunfähig gemachten Landeskinder verstrickten sich auf diese Weise immer tiefer in die sich immer enger zusammenziehenden Netze der Gewalt der Herren, die es am Ende auch vortheilhaft fanden, sich in alle häuslichen Angelegenheiten der Unterjochten, in ihre Heirathsangelegenheiten, in ihre Wirthschaftsverhältnisse u. s. w. einzumischen und dieselben nach ihrem Gefallen zu reguliren, wie es ihr Nutzen erforderte, und die endlich sich auch daran gewöhnten, über ihre Person völlig unumschränkt zu verfügen.

So unnatürlich es daher wäre, anzunehmen, daß dieses Netz einer völlig ausgebildeten Leibeigenschaft den Letten gleich fertig über den Kopf gezogen wurde, so natürlich war es doch, daß diese sich aus der Unterjochung eines ungebildeten Bauernvolkes durch gebildetere

besitzlose Leute entwickelte. Die Besiegung machte die Letten zu Unterthanen. Als rohe, ungebildete, unbemittelte, geldlose*) Unterthanen konnten sie nichts Anderes als Arbeiter werden, und aus Arbeitern wurden sie endlich von selbst durch die Macht der Verhältnisse besitz- und rechtlose Sclaven, ohne daß eben expresse Gesetze sie ihrer Menschenrechte beraubt hätten.

Die Versuche, die Letten wo nicht aus ihrer drückenden Leibeigenschaft zu befreien, doch den Druck derselben zu mildern und ihre Lasten zu erleichtern, sind so alt wie diese Leibeigenschaft selbst. Es gab von jeher protestirende Gewalten, die es für sich vortheilhaft fanden, sich der Leibeigenen anzunehmen.

Zuerst war es die Geistlichkeit und namentlich der Papst, die in ihrem Streite mit den Rittern oft zu Gunsten der Bauern ihre Stimme erhoben, und später die verschiedenen fremden Regierungen, in deren Hände das Land fiel, und denen natürlich daran gelegen sein mußte, daß nicht ein Unterthan den anderen aussauge, weil dieß die Kraft des Ganzen schwächte.

Schon aus dem dreizehnten Jahrhunderte haben wir päpstliche Verordnungen, welche zu Gunsten der Bauern reden, „damit dieselben nunmehr nicht schlimmer daran „sein möchten, als sie gewesen, da sie noch Diener des „Teufels waren.“ Es wurde oft von den Päpsten verboten, „die Letten zu belasten und zu Knechten zu ma-

*) Hätten die Letten Geld gehabt, so hätten sie den Deutschen ihre Abgaben in Geld und nicht in Arbeit entrichtet und würden dann vielleicht frei geblieben sein.

„chen, und wer sich dessen doch unterfangen würde, der „solle seiner eigenen Privilegien verlustig und aus Liv„land hinausgeworfen werden.“

Wenn Anfangs gegen die Belastung der Bauern im Allgemeinen protestirt wurde, so wurden später wenigstens einzelne Consequenzen aus der dessenungeachtet immer mehr um sich greifenden Knechtschaft in speciellen Verordnungen bestritten. So wird in mehren Kirchenverordnungen Der, welcher die Leute zum Ehebündniß zu zwingen sich unterfange, mit der Excommunication bedroht. Auch mit zahlreichen Verordnungen über das strenge Halten der Feiertage, an denen die Bauern nicht zur Arbeit gezwungen werden durften, mischte sich die Geistlichkeit vielfach wohlthätig zu Gunsten der Bauern ein. Auch wurde mehrfach verboten, daß ein Bauer am Leben gestraft werden dürfe, „ohne daß der „Vogt, der Landknecht und der Landschreiber dabei seien „und Rechtsfinder und Aelteste aus einem anderen Ge„biete.“ Auch die Ritter des deutschen Ordens selbst verordneten in ihren Statuten manches den Leibeigenen Günstige. „Meister und Gebietiger sollten darauf halten, daß „ihre Amtleute die Bauern nicht unbillig, wider Gleich „und Recht zu schwer mit Arbeit belasteten.“

Ernstlich aber und nachdrucksvoll erhoben erst nach der Auflösung des livländisch-deutschen Ritterstaates die fremden Regierungen, denen das Land anheimfiel, ihre Stimmen zu Gunsten der Bauern. Die schwedische griff energischer durch als die polnische — welcher schon insofern die Hände gebunden waren, als sie erst bei der

Unterwerfung des Ordens in dem Privilegio Sigismundi alle Rechte der Gutsbesitzer auf die Person und das Eigenthum der Bauern ausdrücklich anerkannt hatte — und am energischesten endlich die russische, der die Aufregung der Neuzeit zur Wiedererlangung aller verloren gegangenen Menschenrechte hülfreich zur Seite stand.

Die polnischen Statthalter und die Bevollmächtigten der Könige von Polen erließen Aufforderungen an den livländischen Adel zur milderen Behandlung der Bauern und ertheilten auch außerdem zu Gunsten der Freiheit viele Privilegien und Freibriefe, sowohl an einzelne Personen als an ganze Gemeinden und Landstücke.

Besonders lag dem edlen Stephan Bathory die Verbesserung des Schicksals der Bauern am Herzen. Er hatte die Absicht, die Ruthenstrafen derselben in Geldstrafen zu verwandeln, gab dieselbe jedoch auf Bitten der Bauern wieder auf, die lieber bei ihrem alten Ruthenrechte verbleiben wollten. Auch faßte Bathory den Entschluß, nach einem umfassenderen Plane mit Zuziehung des Adels selbst das Schicksal der Bauern zu verbessern.

Allein wie langsam reifen solche Weltverbesserungspläne zur Frucht! Die schöne Idee, mit der sich Bathory herumtrug, schlummerte nach seinem Tode eine Zeit lang, bis sie Karl XI. wieder aufnahm und mit der Idee bis zu einem Projecte kam. Nach ihm blieb Alles wie zuvor bei'm Alten, und erst einige Jahrhunderte später wurde das Project ein wirklich ausgeführter Plan, und selbst diese Ausführung, wie viel läßt sie noch zu wünschen übrig!

In dem größten Theile von Schweden hatte nie Leibeigenschaft geherrscht, und die schwedischen Könige schienen daher noch weit mehr als die polnischen, welche bei sich zu Hause schon an Leibeigenschaft gewöhnt waren, die natürlichen Beschützer der Freiheit der Letten und Esthen zu sein. Unter Gustav Adolph und unter der Verwaltung seines Lehrers Skythe, den er zum Gouverneur der Ostseeprovinzen gemacht hatte, geschah Vieles. Es wurde ein Versuch gemacht, die ungemessenen Arbeiten und Dienste der Bauern in gemessene zu verwandeln. Die Criminaljustiz wurde den Händen der Herren entzogen und den Gerichten übergeben. Es wurde den Bauern selbst Antheil an der Rechtspflege gegönnt, und für jedes Gebiet wurden einige Aelteste als Rechtsfinder und Gerichtsbeisitzer erkoren, „welche um ein Ur„theil sich beredeten und bei jeder Angelegenheit befragt wurden, was sie von der Sache hielten." Die schwedischen Beamten mußten reisen und die Beschwerden der Bauern anhören. Ja sogar bei Errichtung des Gymnasiums und der Universität Dorpat (1630) wurde auf die Letten und Esthen Rücksicht genommen. Sie, „die man bisher ohne Unterricht gelassen habe, damit „man mit den Leibern auch die Geister leibeigen machen „könne", bekamen Antheil und freien Zutritt zu diesen höchsten Bildungsanstalten des Landes, und es wurden sogar Lehrer beider Sprachen an denselben angestellt.

Gustav Adolph starb leider zu bald, um diesen und anderen wohlthätigen Einrichtungen und Verordnungen Leben und nachhaltige Wirksamkeit zu geben. Seine

Nachfolger aber fuhren fort, sich in derselben Weise wie er der livländischen Bauern anzunehmen, und Karl XI. namentlich hielt eifrig und streng auf die Erfüllung der Anordnungen seines Vorgängers, die er noch durch andere nähere Bestimmungen vermehrte. Hätte er länger gelebt, so hätte er sein Project der völligen Emancipation der livländischen Bauern vielleicht ausgeführt. So aber kam es nur zur Vorbereitung dazu, nämlich zu der Feststellung der sogenannten „Wakenbücher", in welchen durch eine im Jahre 1688 im ganzen Lande herumreisende Commission alle Abgaben und Leistungen der Bauern abgeschätzt, bestimmt und verschrieben wurden.

Allein die Kriege, in welche sein Nachfolger Karl XII. den ganzen Norden und namentlich die Ostseeprovinzen stürzte, die vielfachen Verwüstungen und Zerstörungen, denen das Land während dieser Kriege preisgegeben war, ließen jenes schöne Werk des Friedens wiederum in's Stocken gerathen, und bei der endlichen Eroberung des Landes durch die Russen wurde es fast bis auf die letzte Spur vertilgt.

Peter der Große, der die Liebe der neuerworbenen deutschen Provinzen für sich gewinnen wollte, schmeichelte dem Adel derselben und gestand ihm Alles zu. Die nachfolgenden russischen Regierungen, bei denen von Haus aus kein Impuls für Freiheit, die sie in ihrem eigenen Vaterlande nicht kannten, statthaben konnte, waren unaufmerksam und schenkten dem Schicksale der Bauern keine Theilnahme.

So kam im Anfange des 18. Jahrhunderts Alles

wieder auf den alten Fuß, und über die schöne Morgendämmerung der Freiheit, welche in der schwedischen Zeit begonnen hatte, zogen sich die alten dunklen Wolken der Sclaverei wieder finsterer als je zusammen. Die Leistungen der Bauern stiegen wieder in unbestimmten Verhältnissen. Die Hauspolizei, auf welche die Gutsherrschaften zur schwedischen Zeit beschränkt waren, dehnte sich wieder zur Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit aus, von der Theilnahme an den Schulanstalten des Landes wurden die Letten und Esthen gesetzlich ausgeschlossen, die Beschwerden über angethanes Unrecht verschwanden vor der völligen Fruchtlosigkeit des Unternehmens, und alle Stimmen, die unter der schwedischen Regierung sich zahlreich erhoben hatten und thätig beredt gewesen waren, verstummten. Sogar die revolutionären Protestationen der Bauern selbst gegen ihnen zugefügte Ungerechtigkeiten, die Bauernaufstände, deren sonst von jeher die Geschichte Livlands so viele höchst traurige zu berichten hatte, hörten während dieses Zeitraumes völlig auf. Die allgemeine Erschöpfung, in welcher das Land nach den großen nordischen Kriegen in Rußlands Arme gesunken war, die Verarmung und Entvölkerung in Folge dieser Kriege, die im Anfange des Jahrhunderts wüthende Pest und andere ungünstige Umstände trugen das Ihre dazu bei, indem sie im ganzen Lande Alles zahm und geduldig machten und dem stets um sich greifenden Eigennutze so bedeutenden Vorschub leisteten.

Erst mit der Regierung Katharina's II., die bei ihrer Bereisung Livlands im Jahre 1764 ein Auge auf das

harte Schicksal seiner Bauern warf, wurde die livländische Bauernfrage wieder angeregt. Ihr Gouverneur Browne machte neue Vorschläge zur Verbesserung des Zustandes der Bauern. Mehre edle Erbherren, von dem Geiste des philosophischen Jahrhunderts angeregt, gaben den Bauerschaften ihrer Güter hier und da positive Rechtsbestimmungen, sogar gedruckte Bauernrechte, besondere Constitutionen, die aber freilich ihre Nachfolger wieder umstoßen konnten, und die Adelsbeschlüsse des livländischen Landtags, die sich früher nicht mit den Bauern beschäftigt hatten, enthielten nun häufig einige Bestimmungen zu Gunsten derselben. Namentlich wurden alle Gutsherrschaften aufgefordert, Regulative über die bisherigen Leistungen und Dienste ihrer Bauern, sogenannte Wakenbücher, einzureichen, auf deren Grund in Zukunft die Arbeiten der Bauern bemessen werden könnten. Allein die Ausführung aller dieser Maßregeln zog sich durch ein Vierteljahrhundert hin, und es bedurfte erst eines höchst traurigen Bauernaufstandes, um sie — ganz zu Ende zu bringen? — nein, nur um eine Wiederholung ihrer Anbefehlung zu erwirken. Die wenigsten Güter schickten jene Regulative ein, und an eine Feststellung der Bauernverhältnisse auf Grund dieser Regulative war also gar nicht zu denken.

Die Klagen der auch durch den revolutionirenden Geist des 18. Jahrhunderts berührten Letten und Esthen häuften sich. Viele Widersetzlichkeiten und einzelne Aufläufe und Verschwörungen fielen vor, und es kam noch vor der französischen Revolution, schon in den Jahren

1783 und 1784, zu einem sehr weit verbreiteten livländischen Bauernaufstande, der nur mit militärischer Gewalt und Blutvergießen beendigt werden konnte. Die Bauern auf mehren Gütern des mittleren Livlands hatten in jenem Jahre eine Art von Bund unter sich errichtet. Sie schickten Deputirte nach Riga an den kaiserlichen Gouverneur, klagten über ihre Lage und baten um Abstellung mancher Beschwerden. Da diese hier nichts ausrichteten, so schickten sie eine andere Deputation nach Petersburg, und da auch diese sich kein Gehör verschaffen konnte, so blieb denn den von Allen Verlassenen nichts Anderes übrig, als sich zu empören und das Futter der gegen sie aufgeführten Kanonen zu werden, die freilich bald genug wieder Ruhe im Lande stifteten.

Viel Gerede, viel Geschreibe folgte diesem Kanonendonner, die von Neuem eingeforderten Bauernregulative oder Wakenbücher zeigten zum Theil unbegreiflicher Weise erhöhte Ansätze und Bestimmungen der Bauernleistungen, und es schienen demnach wenige Fortschritte zur Verbesserung des Zustandes der Bauern gemacht worden zu sein.

Während die Convente und Wohlfahrtsausschüsse in Paris versammelt waren, saß man auch in Riga wieder beisammen und berieth sich über die livländische Bauernfreiheit. Mehre edle Männer, der Adelsmarschall Sievers und Andere traten unter dem livländischen Adel selbst auf und erhoben die Stimme im Namen der Humanität für ihre Leibeigenen.

Mit Wärme nahm die zahlreich versammelte Ritterschaft die Eröffnungspredigt „über den Gemeingeist" auf,

ließ sie auf ihre Kosten drucken und verehrte dem würdigen Redner, dem freimüthigen und edlen General-Superintendenten Sonntag, eine goldene, jenes Thema zur Inschrift habende Dose. In brüderlicher Einigkeit durchdachte man die aufgeworfene Frage und beantwortete sie einmüthig durch einen zweckmäßigen Beschluß, welcher auf die Neuheit und Wichtigkeit der Sache Rücksicht nahm.

Allein wie man in Paris zu weit gegangen war und contrarevolutionäre Rückschritte machte, so kam man auch in Livland schon im folgenden Jahre zu kühlerer Besinnung und erschrak über den lebhaften Antheil, den das ganze Publicum an der Sache genommen hatte, und über die durch Schriften erregte kosmopolitische Aufmerksamkeit auf Livlands Verhältnisse und Zustände, sowie über die durch voreilige Ausbreitung derselben gespannten Erwartungen bei den Letten und Esthen.

Die Landtagsbeschlüsse am Ende des vorigen Jahrhunderts fielen daher wiederum sehr unersprießlich aus. Von Freiheit der Bauern war darin gar nicht die Rede, und selbst die wenigen günstigen Bestimmungen, welche sie enthielten, kamen nicht zur Ausführung. Sie wurden dem Kaiser Paul überreicht, von diesem an den Senat geschickt, der sie mit Anmerkungen begleitete und nach Livland zurücksandte, wo ein Theil des Adels gegen ihr Inslebentreten protestirte. Sie wurden dann revidirt, modificirt und waren so bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Wanderschaft von Livland zum Kaiser, vom Kaiser zum Senat u. s. w.

Die Letten und Esthen blieben indeß unter dem Drucke

der alten Verhältnisse, und das neue Jahrhundert fing mit einer Verordnung an, die da zeigte, daß man noch immer kaum einen Anfang mit der Verbesserung des Bauernzustandes gemacht hatte, mit der uralten, schon hundertmal wiederholten Forderung, „die Gutsherrschaften sollten die Wakenbücher einschicken und gehalten sein, darnach zu wirthschaften, bei Androhung, die Güter unter öffentliche Verwaltung zu setzen." Auch sollten allgemeine Grundsätze zur Regulirung der Wakenbücher aufgestellt werden. Man war also noch immer bei'm ABC, an dem man schon seit der polnischen und schwedischen Zeit buchstabirte.

Es war kein Wunder, daß so die Bauern einmal wieder die Geduld verloren und im Herbste des Jahres 1802 wieder unter einem neuen „armen Konrad", den man in Riga den „lettischen Bonaparte" nannte, aufsätzig und revoltirend an das Weiterstudiren in jenem ABC erinnerten, auf dieselbe Weise aber wie früher mit militärischer Gewalt — was Alles freilich nach der üblen Lage der verwickelten Umstände unvermeidlich war — zur Ruhe verwiesen wurden.

Indessen war nun doch durch Merkel's und anderer Menschenfreunde aufregende Schriften die Aufmerksamkeit auch des auswärtigen Publicums auf die armen an der Ostsee in Knechtschaft seufzenden Völker gerichtet worden. Ein wohlwollender und humaner Regent war an die Spitze des russischen Staates getreten. Die blutige Beendigung jenes Aufstandes hatte in Livland selbst alle Gemüther bewegt und mit Schrecken erfüllt, und das Geschrei nach einer reellen und durchgreifenden Verbesserung des Bauernzu-

standes ward allgemeiner. Nach abermaligen mehrfachen erfolglosen Landtagen, nach von einigen Ritterschaften an den Kaiser gerichteten Bitten, die Entwickelung der früheren Projecte zu beschleunigen, nahm dieser endlich selbst die Besorgung des Wohles der Letten und Esthen in seine Hände. Er setzte ein Comité in Petersburg unter seiner eigenen und seines Kanzlers Kotschubey Aufsicht zur neuen Organisation des Bauernzustandes nieder. Dieser Comité machte es sich zur Aufgabe,

1) den Letten und Esthen eine politische Existenz zu geben,
2) ihnen ihr wohlerworbenes Eigenthum zu sichern, und
3) sie durch einen genau bestimmten Gehorch *) vor Willkür zu schützen,

und trat schon im Jahre 1804 mit einer vom Kaiser bestätigten Ordnung über diese Verhältnisse hervor, welche in deutscher, lettischer und esthnischer Sprache publicirt wurde und für deren Ertheilung die liv- und esthländischen Ritterschaften ihren Dank zu den Füßen des Thrones niederlegten.

In Folge dieser Verordnungen trat denn nun ein besserer rechtlicher Zustand der Bauern in Liv- und Esthland in's Leben.

In Kurland waren die Verhältnisse der Bauern zu ihren Herren wieder in vieler Hinsicht anders als in Liv- und Esthland. Kurland hatte nie unter schwedischer Oberherrschaft, die sich in Livland so viel mit den Angelegenheiten der Bauern beschäftigte, gestanden. Es fehlten daher auch die von Schweden in Livland eingeführten,

*) „Gehorche" heißen in Livland die Leistungen der Bauern.

von uns oben erwähnten Wakenbücher, welche das Maß der Leistungen der Bauern bestimmten *). Auch war von jeher die Art, wie diese Leistungen prästirt wurden, in Kurland eine andere **). Dieß mochten zum Theil die Ursachen sein, warum jenes Gesetz von 1804 einstweilen nur für Liv- und Esthland Gültigkeit hatte und in Kurland vorläufig Alles bei'm Alten blieb.

Die großen Weltereignisse im Westen, die auch den Osten Europas bald näher berührten, leiteten alle Kräfte des großen Ostreiches nach außen und hemmten eine Zeit lang die Entwickelung seiner inneren Zustände. Napoleon, der mit seinem Smolenskischen Aufrufe sich in die Leibeigenschafts-Angelegenheiten Rußlands so unberufen einmischte, mußte erst zum Lande hinausgeworfen werden, ehe der Kaiser Alexander seine wohlthätigen Pläne weiter entwickeln konnte. Erst nach den Jahren 1814 und 1815, nachdem Alexander als pacificator Europae triumphirend aus dem Westen zurückgekehrt war, konnte er auch weiter daran denken, auf der Bahn des Ruhmes als Befreier der Esthen und Letten weiter fortzuschreiten, und so kam denn das Gesetzbuch über die kurischen Bauernverhältnisse — hauptsächlich unter der energischen Mitwirkung des verdienstvollen baltischen General-Gouverneurs Paulucci — erst 1817 zu Stande, in welchem Jahre der Kaiser

*) Nichtsdestoweniger aber war und ist der kurische Bauer durchweg wohlhabender und in besserem Zustande als der liv- und esthländische.

**) So z. B. wurde und wird in Kurland die Arbeit der Bauern nach Reeshen (zu bearbeitenden Feldabtheilungen), in Livland aber nach Tagen bemessen.

selbst nach Mitau kam, den Dank des kurischen Adels und der Letten empfing und durch einen feierlichen Gottesdienst, der im Beisein einer Adelsdeputation und zwölf ausgesuchter, in ihrem Nationalcostume erscheinender lettischen Bauern stattfand, den ganzen Actus beendigte und bestätigte.

Durch dieses Gesetzbuch wurde nun die Freiheit auch der kurischen Bauern erklärt. Doch wurden sie nicht alle auf einmal und plötzlich zu diesem Zustande übergeführt, vielmehr wurde sehr weise ein transitorischer und dann ein erst nach 14 Jahren eintretender definitiver Zustand verordnet, und es wurden Einführungs-Commissionen niedergesetzt, um das ganze Geschäft der Freimachung zu leiten und den transitorischen Zustand zum definitiven überzuführen.

Die ganze leibeigene Bewohnerschaft des Landes wurde in gewisse Altersklassen getheilt und dann einem Vierzehntel aus jeder Altersklasse, einem Vierzehntel der Knaben, einem Vierzehntel der Jünglinge, der Männer, der Greise u. s. w. in jedem Jahre die Freiheit gegeben. Im Jahre 1831 waren auf diese Weise endlich Alle frei geworden. Als Normaljahr der Leistungen für die Bauern ward das Jahr 1817 angenommen, d. h. Das, was die Bauern in diesem Jahre zu leisten verpflichtet oder seit längerer Zeit zu leisten gewohnt waren, wurde verzeichnet und in sogenannte „Gehorchstabellen" für jedes Gut festgesetzt, um darnach in Zukunft die Pflichten des Bauern zu bemessen. Eben so wurden für jedes Gut sogenannte „Inventarien" entworfen, in denen man Alles verzeichnete, was auf jedem Gesinde an Pferden, Kühen, Ackerinstrumenten u. s. w. vor-

handen war. Diese Dinge wurden für ein Zubehör des betreffenden Bauerhofes erklärt, welches der Pachter bei seiner Installirung zu empfangen und bei Ablauf des Pachtes wieder abzuliefern habe, indem er aber dabei den Ueberschuß als sein wohlerworbenes Eigenthum mitnehmen könne. Wie die Arbeiten, welche der Herr fordern könne, so wurden auch die Strafen, die er verfügen dürfe, bestimmt, eigene Bauerngerichte installirt, und der Zustand der kurischen, livländischen und esthnischen Bauern, der nun jetzt durch alle jene erwähnten Verordnungen und Gesetze herbeigeführt worden ist, ist nun ungefähr folgender:

Die Bauern sind nicht mehr an die Scholle gebunden, vielmehr ist an die Stelle der alten Glebä-Adscription völlige Freizügigkeit getreten. Sie sind von Leibeigenen und glebae adscriptis freizügige Pächter geworden, die nach halbjähriger Kündigung ihr Verhältniß aufgeben und ihren Boden verlassen können. Eben so aber steht es auch dem Herrn frei, dem Bauer, der nicht Erbpächter, sondern nur Zeitpächter geworden ist, wenn er will, ohne alle weitere Ursache den Contract zu kündigen. Es gehört auf beiden Seiten zur Auflösung des Verhältnisses nur eine vorhergehende halbjährige Kündigung.

Es ist diese Freizügigkeit allerdings auf der einen Seite eine große Wohlthat für den Bauer, auf der anderen aber führt sie auch nicht geringe Nachtheile für ihn herbei; denn freilich haben nur unbillige Herren zu fürchten, daß ihre Arbeiter sie verlassen und zu anderen milderen Herren übergehen. Allein es ist dabei zu bemerken, daß die Lage eines Bauers natürlich schon sehr arg und

ganz unerträglich werden muß, ehe es dahin kommt, daß er seine alten gewohnten Verhältnisse, seinen alten Bauernhof, den Sitz seiner Väter und die Heimath seiner Verwandten und Freunde aufgiebt und von dem Rechte, sich selbst zu exiliren, Gebrauch macht, dann aber vor Allem, daß ein eigennütziger Herr in hundert Fällen außerordentlich viele Mittel in Händen hat, den Effect jener Freizügigkeit zu hindern. Der Bauer, dem es so schwer wird, eigenes Vermögen zu erwerben, hat immer allerlei Vorschüsse vom Herrn nöthig, die er natürlich bei'm Fortgehen restituiren muß. Eben so hat er die Inventarienstücke in gehörigem Stande zu überreichen und überhaupt gewöhnlich noch so Mancherlei zu leisten, daß dadurch die Nachrechnungen, welche man ihm macht, leicht so groß werden können, daß er sich dann doch nicht von der Stelle rühren kann.

Wie also auf der einen Seite der Bauer leicht gehindert werden kann, von seinem Rechte zu seinem Vortheile Gebrauch zu machen, so ist ihm das Recht, welches der Herr jetzt erlangt hat, auch seinem Bauer aufzusagen, wenn es ihm beliebt, eben so oft nachtheilig. Früher konnte der Herr sich seiner Leibeigenen durchaus nicht entschlagen, und er mußte sie selbst wider seinen Willen behalten und ernähren. Jetzt ist es ihm leicht, sich der ihm nicht nützlich scheinenden Individuen zu entledigen, weßhalb denn auch die Bauern hier und da sogar das von Alexander ihnen gemachte Geschenk nicht annehmen wollten und die ihnen aufgedrungene Wohlthat bejammerten.

Auch die Gutsherrschaften sind jetzt bei der Freiheit

ihrer Bauern vielfach besser, freilich aber auch vielfach übler daran. Wenn ehemals ein guter Herr für seine Leibeigenen sorgte, sie unterstützte, sie mild behandelte, ihnen Gelegenheit zu Verdienst und Lebensgenuß gab, so konnte er auf ihre Dankbarkeit rechnen, denn sie waren gezwungen, bei ihm zu bleiben und selbst wider Willen ihren Dank zurückzuzollen. Wenn aber jetzt ein Herr für einen Bauer etwas thut, so hat er immer zu fürchten, daß er es ihm mit Undank lohne und ihn, nachdem er wohlhabend geworden, verlasse. Der lettische Bauer klagt daher auch nicht ohne Recht, er habe durch die Freiheit den Vater in seinem Herrn verloren, den Gebieter aber behalten, und der Herr hält oft den Bauern, wenn sie etwas von ihm bitten, die Worte entgegen: Ihr seid ja nicht mehr meine Kinder!

Die auf jedem Gute wohnende Bauerschaft bildet in Folge der Freimachungsgesetze eine besondere Commune, die unter ihrem Gemeindegerichte und Gebietsvorsteher steht, der alle Angelegenheiten der Commune verwaltet. Das Gemeindegericht besteht aus einem Vorsteher, einem Beisitzer aus der Anzahl der Wirthe*), einem Beisitzer aus den Knechten und einem Schreiber, den der Herr des Gutes ernennt. Unter diesem Gerichte steht auch die sogenannte „Gebietslade", in welcher die der Gemeinde gehörigen Documente, das Inventarium, die Gehorchstabelle, das Verzeichniß der zum Gebiete gehörigen Personen, so wie auch das der Gemeinde gehörige Vermö-

*) „Wirthe" nennt man die eigentlichen Bauern, die Inhaber oder Pächter eines Bauerngehöftes.

gen verwahrt werden. Das Gemeindegericht bildet für alle Streitigkeiten der Bauern die erste Instanz. Es soll eigentlich völlig unabhängig von der Gutsherrschaft dastehen, doch wird es ihm natürlich schwer, sich von der alten Bevormundung derselben loszureißen und von seiner ihm zugestandenen Unabhängigkeit vernünftigen Gebrauch zu machen.

Die zweite Instanz bilden die Kreisgerichte, die eine gewisse Anzahl von Gemeindegerichten unter sich haben und aus einem Kreisrichter, einem Friedensrichter, einem Sekretär, einem adeligen Assessor und zwei Bauerassessoren bestehen. Die Verhandlungen bei diesem Gerichte werden in deutscher Sprache, die bei'm Gemeindegerichte aber natürlich in lettischer oder esthnischer Sprache geführt. Es bildet die erste Instanz für die Streitigkeiten der Bauern mit den Herren, für welche die letzte der oberste Generalgouverneur der Provinzen selbst ist. Doch werden alle diese Gerichte als Hüter des Heiligthums der Themis erst dann ihre volle Bedeutsamkeit gewinnen, wenn die Bauern selbst erst mehr der Freiheit entgegengereift sind, und ein stärkeres Gefühl für Recht und Gesetz sie beseelt.

Erst dann, wenn man den Bauern ein Eigenthumsrecht an dem Grund und Boden zugestanden haben wird, erst dann werden die schönsten Folgen der Freimachung erblühen können. Dieser Schritt steht nun zu thun bevor, um das Werk und den Willen Alexander's seiner ferneren Entwickelung entgegenzuführen. Erst dann würde die Industrie des Bauers geweckt und die Lust zur Verbesserung seines Zustandes in ihm rege werden. Der Wohl-

stand des ganzen Landes würde sich heben, Recht und Gerechtigkeit besser gehandhabt werden, und auch der Gutsbesitzer würde gewiß, was er auf der einen Seite verlöre, auf der anderen wiedergewinnen.

Allein es lohnt sich kaum der Mühe, die Folgen dieses Schrittes weiter zu untersuchen, da so sehr wenig Aussicht dazu vorhanden zu sein scheint, daß er gethan wird. Eine diesen Schritt vorbereitende Maßregel wäre die, daß man dem Bauer vom willkürlich zu entsetzenden Pächter wenigstens zum Erbpächter erhöbe, der nur bei gehörig documentirten Gründen seines Gutes entsetzt werden könnte. Aber auch bis dahin scheint es noch weit zu sein.

Wenn die Sache der Letten und Esthen als eine ganz gesonderte behandelt werden könnte, so wäre sie viel schneller zu fördern. Da diese Völker aber mit so vielen anderen Glieder eines großen, nach allgemeinen, durchgreifenden Principien verwalteten Staatsorganismus sind, so wird ihre Angelegenheit dadurch vielfach gehemmt. Die Regierung darf, auch wenn sie wollte, aus Rücksicht auf ihre anderweitigen Provinzen nicht so rasch mit der Freiheit der Letten und Esthen fortschreiten, und Diejenigen, welche für eine weitere Entwickelung derselben sind, müssen vor der Masse der das Gegentheil wünschenden und Nachahmung fürchtenden Nachbarn verstummen. Erst wenn der ganze große russische Riesenleib seine Constitution ändert, kann die Sache der Freiheit, die ihre Fahne zuerst in den Ostseeprovinzen entfaltete, weiter fortschreiten. Der Kaiser

Alexander hatte schon die Absicht, auch den litthauischen Bauern die Freiheit zu schenken, doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die polnischen Provinzen diejenigen sein, in welchen zunächst die Freimachung der Bauern Fortschritte machen wird, erstlich weil sie diejenigen sind, in denen die Leibeigenschaft einstweilen noch weit härter drückt, dann weil sie mehr als die inneren russischen Provinzen von freien Bauerschaften überall umgeben sind, nämlich von den freien Bauern in den österreichischen Provinzen im Süden, denen in Posen im Westen und denen in Preußen und Livland im Norden, und endlich weil durch diese Maßregel die russische Regierung sich in den freigewordenen Bauern ein Gewicht gegen den polnischen Adel bilden könnte. Wenn man den letzten Punct erwägt, so bleibt es eigentlich ein Wunder, daß diese Maßregel nicht schon längst ausgeführt worden ist.

Als eine Hauptfolge der für die Freimachung der Letten und Esthen ergriffenen Maßregeln ist auch Das zu betrachten, was in neuerer Zeit für ihre Bildung gethan worden ist. Wenn man von allen den Kenntnissen absieht, welche diese Leute bisher als Ackerbauer, Fischer, Vieh- und Bienenzüchter und als Naturmenschen überhaupt von der Natur besaßen, und welche im Allgemeinen weniger durch eigene Beobachtung gewonnen als vielmehr von den Vätern ererbt und unverändert auf die Kinder tradirt wurden, so kann man sagen, daß ihre Kenntnisse sich fast nur auf das religiöse Gebiet beschränkten. Denn auch das Lesen, das Einzige, was sie von sogenannten Schulkenntnissen besaßen, wurde fast ausschließlich in

Erbauungsbüchern, besonders in den Gesangbüchern, erlernt und geübt und stand, wie es nur von der Kirche dem Volke mitgetheilt wurde, auch wiederum blos im Dienste der Kirche, um Religionskunde zu erzeugen oder sie in Andachtsübungen an den Tag zu legen. Daher waren auch im Munde dieser Leute „lesen können" und „Gottes Wort kennen" fast gleichbedeutende Ausdrücke. Diese Kenntniß des Gotteswortes war aber außer dem Auswendiglernen des Katechismus, sowie vieler Lieder und Gebete, größtentheils auf Das beschränkt, was von dem kurzen Confirmationsunterrichte und den kirchlichen Vorträgen der Prediger aufgefaßt und behalten wurde, und sie wurde außer Dem, was die Prediger als Katecheten und Homileten für ihre Mittheilung und Erhaltung thun konnten, beinahe überall nur durch häuslichen Unterricht, vorzüglich von Seiten der Mütter fortgepflanzt, welche namentlich das Erlernen des Lesens und des Katechismus besorgten. Schulen gab es bisher nur sehr wenige, und in diesen wurde meist von Küstern oder Vorsängern, die selbst ganz ungebildete Deutsche oder auch gewöhnliche Letten oder Esthen waren, den Kindern auch nur Lesen und Katechismus beigebracht. Aeltern, die selbst nicht zu lesen verstanden, aber den guten Willen und das Vermögen hatten, ihre Kinder darin unterrichten zu lassen, bedienten sich dazu meist ältlicher oder sonst zu anderer Arbeit unfähiger Personen, die, von Gesinde zu Gesinde umhergehend, sich durch den Unterricht ihren Winterunterhalt erwarben, denn nur in dieser Jahreszeit wurde unterrichtet. Und dann controlirte auch der Prediger bei

den Hausbesuchen oder den sogenannten „Gebetverhören" die Fortschritte des Unterrichts. Im Sommer aber wurde nun wieder viel von dem mühsam Erlernten vergessen.

Das Lesenlernen kostete viele Mühe, denn nur wenige Unterrichtete lernten, systematisch vom A beginnend, buchstabiren, sondern nachdem höchstens das die fünf Hauptstücke enthaltende und mit abgetheilten Sylben gedruckte ABC-Buch durchgenommen worden war, mußte das Kind sogleich zusammenlesen, d. h. die ganzen Wörter nachsprechen, wie der Lehrende sie oft blos aus dem Gedächtnisse vorsprach, und zwar so lange, bis es durch Einprägung des ganzen Inhalts oder doch aller einzelnen Wörter das Stück lesen konnte. Daher bestimmen diese Leute die Kenntnisse ihrer Kinder im Lesen auch nach der Zahl der Lieder oder Gesangsabtheilungen, in welchen sie lesen können, während dann einige Blätter weiter das Buch ihnen oft eine völlige **terra incognita** ist. Trotz jener verkehrten Methode lernten aber doch Viele recht geläufig lesen, aber sie lesen fast allgemein in einem einförmigen Singetone ohne verständigen Ausdruck, so daß, selbst wenn sie in den „lettischen Avisen"*) lesen, es immer klingt, als wären es lauter fromme Gebete.

Der Bildungszustand der Letten und Esthen ist eine so große Mosaik, daß die Frage, wie viele unter ihnen wohl ungefähr im Durchschnitt lesen oder schreiben könnten, die ein Statistiker aufwerfen könnte, um danach einigermaßen die Stufe der Bildung, auf der diese Völker stehen, bemessen zu können, sich schwer nach einzelnen

*) Ein in lettischer Sprache und für die Letten geschriebenes Journal.

Daten über einzelne Gegenden beantworten läßt. Da diese Völker in so vielfacher Beziehung von ihren Gutsherrschaften abhängen, da sie so außerordentlich bildsam, weich und nachgiebig sind und daher den Impulsen, die sie von diesen empfangen, mit großer Leichtigkeit folgen, so kann man sie in Bezug auf ihren moralischen Zustand als in eben so viele Stämme von den verschiedensten Eigenthümlichkeiten zerfallend ansehen, als sie in Bauernschaften oder Gutsgebiete eingetheilt sind. Es ist oft der Fall, daß die eine Gutsherrschaft, die, ohne hart zu sein, ihre Bauern gerecht und streng regierte, sich für die Bildung derselben durch Einrichtung von Schulen und Besoldung von Lehrern bemühte, den wohlthätigsten Einfluß auf ihre Bauern übte und sie daher zu sittlichen, verständigen, moralischen und unterrichteten Leuten machte, während eine andere entweder durch zu große Milde, durch Mangel an Zucht und Ordnung, oder durch zu große Härte, durch Uebermaß von Strafe und Arbeit und durch Gleichgültigkeit gegen ihren Unterricht die ihr unterthänige Bauerschaft völlig demoralisirte und verwildern ließ. Es wohnen auf diese Weise in moralischer Hinsicht äußerst verschiedene Gemeinden, völlig verwilderte und vollkommen gebildete, oft nahe bei einander. Man müßte daher von allen Gütern Nachrichten besitzen, um zu jenen gewünschten Durchschnittszahlen zu gelangen.

Doch zeigen die wenigen Nachrichten und Zahlen, welche mir ein kurischer Freund über den Bildungszustand seiner Gemeinde gab, wenigstens, wie weit man in den gebildeteren Gemeinden mit den Letten gekommen

ist. Im Jahre 1839 befanden sich in jener Gemeinde 2470 confirmirte Letten. Davon konnten 2056 Individuen mehr oder weniger vollkommen lesen, und zwar durchschnittlich

unter	100	Confirmirten	männlichen	Geschlechts	77,1
=	100	=	weiblichen	=	88,4
=	100	=	beiderlei	=	83,3.

Wenn man die vielen trefflichen Anlagen, mit denen die lettische, so wie auch die esthnische Nation begabt ist, die aber bisher in so vielfacher Hinsicht ein ungenutztes Capital waren, erwägt, ihre allgemeine Anstelligkeit, ihre vielfachen Talente zu allerlei Kunstfertigkeiten, ihre Lust und Wärme, mit der sie jede Kunde und Belehrung aufnehmen, die Leichtigkeit, mit der sie namentlich deutsche Bildung sich aneignen, so kann man nicht ohne das größte Interesse die neueren Anstalten, welche man gemacht hat, um die Bildung dieser Völker zu fördern, betrachten, und obgleich wir nicht über den ganzen Umfang dieser Anstalten unterrichtet sind, so wird doch auch das Wenige, was wir unseren Landsleuten darüber mittheilen können, für sie neu und interessant sein.

Im Allgemeinen ist in allen drei Ostseeprovinzen seit der Freisprechung der Bauern entschieden ein regeres Arbeiten für die Bildung der Letten und Esthen nicht zu verkennen. Es sind seitdem viele Uebersetzungen deutscher Volksbücher in diese beiden Sprachen veranstaltet worden. Man hat Journale in esthnischer und lettischer Sprache zur Belehrung des Volkes herausgegeben, in denen viele treffliche und gelehrte Männer sich bemühen, dem Volke dienliche

Speise aufzutischen. Auch lettische und esthnische Landkarten hat man verfertigt und durch für sie berechnete Lexika und Grammatiken ihnen das Erlernen der deutschen Sprache erleichtert. Die Schulen haben sich auf den Gütern sehr vermehrt, und es ist in neuerer Zeit sogar die Errichtung einer Schule jeder Gutsherrschaft zur gesetzlichen Pflicht gemacht worden. Im Ganzen kann man sagen, daß für die Letten mehr geschehen ist und noch geschieht als für die Esthen, und daß Kurland, der nächste Nachbar Preußens, sich darin vor allen drei Provinzen auszeichnet. Das Licht, welches Dinter und andere Volksmänner unter dem fördernden Schutze einer aufgeklärten Regierung in Preußen anzündeten, verbreitet seit den letzten Jahren seinen wohlthätigen Schein auch auf die weiter nördlich wohnenden Völker. Der erste Impuls dazu ging von dem Gute Zierau in Kurland aus, wo der für Volksbildung begeisterte Prediger Wolter im Vereine mit der, seine Bestrebungen großmüthig unterstützenden Gutsherrschaft dahin wirkte, daß ein talentvoller Lette nach Preußen geschickt und dort in der Dinter'schen Schule zu einem Volkslehrer gebildet wurde. Dieser junge Mann, der unter den Letten eine große Berühmtheit erlangte, heißt Bergmann und wurde nach seiner Rückkehr von der Zierauischen Gutsherrschaft als Lehrer der Kinder der Gemeinde angestellt, indem ihm ein Schulhaus mit allem nöthigen Zubehör in so gutem Stande übergeben wurde, wie es selbst bei uns nur die beßten Bauernschulen besitzen.

Mehre andere Gutsherrschaften, die das Wohl ihrer Bauern wünschten, übergaben dem jungen Bergmann wie-

der andere Letten, die er zu Lehrern bildete und die dann wieder anderen nach dem Muster der Zierauischen gebildeten Schulen vorgesetzt wurden, und endlich wurde der ebenfalls von jenem für das geistige Wohl der Letten so eifrig thätigen und verdienten Zierauischen Prediger ausgehende Antrag auf Errichtung eines Seminars zur Bildung lettischer Volkslehrer von der kurischen Ritterschaft, die dazu die nöthigen Fonds anwies, genehmigt. Diese Schule wurde von der kurischen Ritterschaft mit großer Munificenz ausgestattet. Man ließ dazu Oberlehrer aus Preußen kommen. Sie ist im Jahre 1840 eröffnet worden, und die Blicke Derer, die für die Bildung und das Heil der kleinen lettischen Nation sich interessiren, sind nun auf diese Schule gerichtet, aus der man mit der Zeit gute Organisten, Vorsänger und Parochiallehrer hervorgehen zu sehen hofft.

Eine der allerbemerkenswerthesten Erscheinungen, die sich in Folge dieser eifrigen Bildungsversuche der Letten und Esthen und in Folge ihres durch die Freiheit begünstigten Mündigwerdens schon jetzt zeigt und mit der Entwickelung jener Dinge noch mehr in's Leben treten wird, ist die Denationalisirung dieser Völker und ihre immer mehr fortschreitende Umbildung zum Deutschthum. Als ungebildete Sklaven behielten sie Jahrhunderte lang in träger Starrheit ihre väterlichen Sitten, ihre alte Poesie, ihre Nationalkleidung, ihren heidnischen Aberglauben und ihre barbarische Unwissenheit. Als geschulte Freie werden sie dieß Alles mehr und mehr ablegen, und da der Impuls zur Freiheit und Bildung nicht von ihnen selbst ausging, sondern von ihren gebildeten deutschen Herren, so werden

sie sich natürlich immer mehr und mehr zu ihnen hinüberbilden. Da es zu spät sein möchte, die lettische und esthnische Sprache, selbst wenn sie dazu fähig wäre und selbst wenn die deutschen Lehrer dieß vermöchten, zu einer civilisirten zu erheben und auszubilden und mit allen den einer gebildeten Sprache nöthigen Apparaten zu versehen, — da alle gebildeten und vorgeschrittenen Letten und Esthen eine große Abneigung gegen ihr eigenes Volk und eine große Hinneigung zu den Deutschen zeigen *), — da die bürgerlichen und städtischen Vereine, die nun ebenfalls dem freien Letten und Esthen eröffnet sind, nicht minder auf eine Umbildung zum Deutschthume hinwirken, — da es auch gar nicht möglich sein wird, lettische und esthnische Lehrer ohne Vermittelung und Erlernung der deutschen Sprache zu bilden, so muß dieß Alles auf ihre Germanisirung hinwirken.

Auch giebt es in der That bereits einige Spuren von dieser Germanisirung. Die Zahl der Letten und Esthen, die in der letzten Zeit Deutsch gelernt haben, hat sich in außerordentlichem Grade vermehrt. Der alte lettische Aberglaube und mit ihm die alte Poesie und Sagenwelt verschwanden in den letzten Jahren in einem Maße wie nie zuvor. Auch die deutsche Kleidung verbreitete sich immer mehr und mehr, und in manchen Gegenden ist sie bereits ganz und gar an die Stelle der nationalen Kleidung getreten. Auch die vor etwa 5 Jahren ausgeführte Maßregel, daß alle Letten und Esthen einen Familiennamen

*) Ganz anders als die Wenden in Sachsen.

annehmen sollten, der natürlich in den meisten Fällen ein deutscher werden mußte, ist in dieser Hinsicht interessant*).

Es ist daher auch gerade jetzt die höchste Zeit, diese unter unseren Augen verschwindenden Nationalitäten zu

---

*) Die Letten und Esthen hatten bisher gar keine Familiennamen, sondern blos Vornamen, denen dann zur näheren Bezeichnung des Individuums nur der Name des Gehöftes, auf dem dasselbe wohnte, beigefügt wurde. Hieß z. B. Jemand Jane und das Gehöfte, auf dem er als Knecht oder Bauer wohnte, Kintegesinde, so wurde er Jane aus dem Kintegesinde oder auch kürzer Kinte's Jane genannt. Waren auf Kinte mehre Jane, so halfen natürlich näher bezeichnende Beinamen, z. B. „der lange", „kleine", „dicke", „böse", „gute Jane" u. s. w. aus. Wenn früher die Bauern einen eigenen Familiennamen führen wollten, so konnten sie dieß in der Regel nicht anders als nur mit Erlaubniß ihrer Gutsherrschaft thun, die gewöhnlich nur erst nach vorläufiger Freilassung gefordert und bewilligt wurde. So lange sie als glebae adscripti an der Scholle klebten, war eine solche Bezeichnung auch hinreichend. Als sie aber frei wurden und in Folge dessen ihren Aufenthalt häufig wechselten, mußte natürlich die Unbequemlichkeit jener Benennungsweise gefühlt werden, und es war jene Maßregel also eine natürliche Folge der Erklärung der Freizügigkeit. Die Bauern wurden in Folge jener Maßregeln auf den verschiedenen Gütern zusammenberufen und aufgefordert, sich Namen zu wählen. Die Sache machte ihnen nicht geringe Schwierigkeiten. Einige nahmen freilich den Namen des Gesindes an, auf dem sie wohnten. Die meisten aber wählten deutsche Familiennamen, als: Krause, Müller, Meier, Bergmann u. s. w. Viele kamen zu diesem oder jenem Deutschen und baten um die Erlaubniß, seinen Namen annehmen zu dürfen, und es entstand so auf einmal nahe an eine Million Stammväter neuer, gleichsam aus dem Boden hervorwachsender deutscher Geschlechter. Uebrigens ist bei den meisten der neue deutsche Name doch eigentlich noch weiter nichts als blos der officielle Name. Die alte nationale Benennungsweise geht doch immer noch als die eigenthümlich volksthümliche von Mund zu Munde fort, und Mancher hat Mühe, seinen deutschen Namen nicht zu vergessen, und es mag Tausende geben, die das deutsche Wort schwer behalten und so ihren eigenen Familiennamen nicht wissen.

studiren und ihre Eigenthümlichkeiten zu sammeln, damit sie für den Geschichtsforscher nicht verloren gehen. Wir hoffen, selbst wenn es uns unseren dürftigen Kenntnissen gemäß nicht gelingen konnte, ein vollständiges Bild zu geben, doch wenigstens einige neue Beiträge zu diesem Bilde geliefert zu haben.

Deutschthum und Russenthum.

„Leicht kann ich dir erzählen, welch' ein Uebel
„Mit lastender Gesellschaft ihn bedroht.
„O könntet ihr der Hoffnung frohen Blick
„Ihm auch so leicht, ihr Himmlischen, gewähren."

Der deutsche Völker- und Staatenbund unserer Tage reicht kaum bis an die Weichsel. Alle die nördlichen und östlichen Provinzen, Sameland, Preußen, Kur-, Liv- und Esthland, in denen ehemals ebenfalls der Majestät des heiligen deutschen Reichs gehuldigt wurde, sind bereits seit 300 Jahren in politischer Hinsicht dem alten Stammlande ganz entfallen. Allerdings sind zwei von ihnen, West- und Ostpreußen, nach der Abwerfung der polnischen Herrschaft dem Mutterlande wieder dadurch genähert, daß sie, wenn auch nicht deutsche Bundesherrlichkeit, doch die Herrschaft eines deutschen Fürsten anerkennen. Dagegen sind aber die drei anderen nach Vernichtung der germanisch-schwedischen Herrschaft in Liv- und Esthland und nach Aufhebung der Herrschaft eines deutschen Herzoges in Kurland mehr als je unserem Vaterlande fern gestellt.

Wie im Westen Elsaß und Lothringen von den Galliern, so wurden hier im Osten die Herzogthümer Kur-, Liv- und Esthland von den Slaven dem deutschen Brü-

verbunde entrissen, und wie der deutsche Patriot im Westen in Straßburg über die abgefallenen und von ihm abgewendeten Freunde trauert, so fleht er im Osten in Riga oft vergebens um warme Theilnahme. Längst vergessen haben wir die Zeiten, wo Straßburg eine Hauptzierde in dem Theile der rheinisch-deutschen Städte war, und nur unsere Chroniken und Bücher erzählen noch davon, daß Riga einst seine Gesetze aus Deutschland holte, und daß Dorpat, Riga, Rewal, Narva und andere jetzt russische Städte zu den freien deutschen Hansa-Städten gerechnet wurden.

Beide Länder, der westlich abgefallene Staat Elsaß und Lothringen und die den Russen anheimgefallenen deutschen Gebiete im Osten, fordern zu mancherlei Betrachtungen und Vergleichungen auf. Sie sind zu ihren fremdartigen Oberherren in Situationen gekommen, die viel Aehnlichkeit mit einander haben und doch wieder so sehr verschieden sind. Im Westen die deutsche Sprache der französischen, im Osten der russischen gegenüber, dort das deutsche Lutherthum in Opposition mit dem französischen Katholicismus, — hier angefochten von dem russischen Gräcismus, — dort alte deutsche Reichsstadtprivilegien und Standesvorrechte im Kampfe mit französischer Gleichmacherei, — hier die Stadt-, Land- und Ritterschaftsrechte im Ringen mit russischer Bureaukratie, — dort endlich eine für gebildeter geachtete Nation als Herrscherin einer minder hochgestellten, — hier eine für barbarisch ausgeschrieene Nation als Gebieterin einer entschieden humaneren.

Im Elsaß ist mit der Revolutionirung und Constituirung des ganzen Frankreichs der Kampf so ziemlich beendigt, und das deutsche Land ist politisch völlig in das fremde hinübergeschmolzen; die gebildeten Stände haben sich mehr oder weniger dem Uebergewichte der französischen Sitte, Sprache und Literatur hingegeben, und die ungebildeten nur sind bei ihrer Väter Sitten geblieben und werden sie auch wohl bewahren, bis in späteren Jahren sie andere glückliche Umstände einmal wieder dem alten Stammlande zurückführen.

In den Ostseeprovinzen dagegen ist der Streit noch nicht ausgeglichen; Rußland kann nicht wie Frankreich seinen Deutschen für den Verlust ihrer alten Provinzialrechte neue Staatsbürgerrechte zur Entschädigung gewähren. Verzicht auf die Stadt-, Land- und Provinz-Privilegien heißt hier Unterwerfung unter die völlige Willkür eines Eroberers. Auch kann Rußland nicht wie Frankreich den gebildeten freien deutschen Unterthanen eine reiche und hochstehende Sprache und Literatur zum Austausch bieten, und eben so endlich steht die griechische Religion dem deutschen Lutherthume trostloser, hohler und ärmer gegenüber als der französische Katholicismus.

Eine nähere Erwägung der Verhältnisse und Beziehungen des baltischen Deutschthums zu dem russischen Slaventhume wird dieß Alles noch in helleres Licht stellen. Wir können diese Verhältnisse, sie unter dem politischen, dem religiösen und dem sprachlichen oder literarischen Gesichtspuncte betrachtend, zusammenfassen und so

1) die deutschen Gerechtsame der russischen Regierung gegenüber,

2) das Lutherthum in seiner Stellung zur griechisch-russischen Kirche und

3) die deutsche Sprache und Literatur in ihrem Ringen mit der russischen

erwägen.

1) Die deutschen und russischen Institutionen.

Die Eroberung der Provinz Ingermanland von Schweden betrachtete Peter der Große als eine Rückeroberung, und er übte daher hier die strenge Macht eines Ueberwinders und Grundeigenthümers aus, der jeden mit Schweiß und Blut im Lande acquirirten Acker als wohlerworben ansah. Er erklärte daher das ganze Land für caduk, nahm es für seine Krone in Besitz und verfuhr damit wie mit seinem Privateigenthume. Er baute, wo es ihm gefiel, verschenkte, so viel er wollte, ließ den alten Besitzern oder behielt für sich selbst, was ihm gut dünkte. So gingen vielen schwedischen und deutschen Familien, die in diesen Provinzen ansässig waren, ihre Besitzlichkeiten verloren. Den Bauern — finnischen Ingrern — wurden drückende und hohe Abgaben aufgelegt, und viele in andere Provinzen versetzt, indem dann Russen an ihre Stelle rückten. Russischen Großen und Herren wurden viele Güter geschenkt, bei deren Austheilung keine Rücksicht auf die bestehenden Gebiete und Güter genom-

men wurde, so daß demnach dadurch alle Herrschaften ihre vormaligen alten Abtheilungen und Gränzen, so wie ihre alten Namen, verloren.

Auf diese Weise wurden nun die ganzen schwedisch-deutschen Provinzen Ingermanlands in hohem Grade russificirt und mit allen übrigen Gouvernements des Landes völlig gleichgestellt.

Das Beispiel von Ingermanland zeigt, was Liv- und Esthland hätten werden können, wenn nicht die Rigaische Capitulation (im Jahre 1710) und die Bedingungen des Friedens zu Nystadt (im Jahre 1721), durch welche Verträge Rußland den rechtlichen Besitz dieser Provinzen erlangte, so günstig für die baltischen Deutschen ausgefallen wären, daß die Privilegien ihrer Stadtverfassungen und die Vorrechte ihrer Adelscorporationen darin bestätigt wurden. Diese Bestätigung war eine Folge theils des tapferen Widerstandes, den die Deutschen geleistet, theils der Großmuth Peter's des Großen, so wie seiner Vorliebe für diese deutschen Ländereien.

Jene Capitulation von Riga und der Frieden von Nystadt, auf denen noch in diesem Augenblicke mehr oder weniger der ganze politische Zustand der Provinzen basirt erscheint, gehen nun im Wesentlichen dahin, daß die Provinzen nicht nur bei ihrer lutherischen Religion und deutschen Sprache verbleiben, daß jedem sein Eigenthum gesichert und der alte Besitzstand aufrecht erhalten werde, sondern daß auch die Städte ihre alte freie Verfassung ihre Rathsherren- und Aeltermanns-Collegien, ihre Gilden

und Zunfteinrichtungen beibehalten, und daß dem Adel seine ständische Constitution, seine Ritterschafts-Corporationen, seine Landrathscollegien, vermöge deren er das Land gouvernirt und die meisten Gerichts- und Administrationsstellen aus seiner Mitte besetzt, belassen werden. Endlich wurden darin auch die Provinzen von gewissen russischen Abgaben und eben so auch von der Pflichtigkeit zur Stellung von Rekruten für frei erklärt. Auch der ganze Zustand der Gerichtsverfassung und des Privatrechts blieb ganz so, wie er sich im Laufe der vorigen Zeiten ausgebildet hatte, es galten livländische und esthnische deutsche Provinzialrechte, und wie in Deutschland trat das römische Recht als subsidiär ein, und neben ihm in gewissen Fällen das schwedische Privat- und Criminalrecht.

Von allen diesen Vorrechten des Nystädter Friedens, zu denen auch eine völlige Handelsfreiheit gehörte, sind indeß im Laufe der Zeit bereits manche gefallen. Die Beschränkung des Handels durch Zölle ist immer größer und größer geworden; Rekruten stellen die Provinzen schon seit lange wie die übrigen russischen Gouvernements. Auch wurden sie allmählig auf dieselbe Weise besteuert wie diese. Ja im Jahre 1783, als Katharina ihre vielfach bewunderte und vielfach getadelte Stadtordnung und Statthalterschafts-Verfassung beendigt hatte und einzuführen begann, schien es schon einmal, als sollte der ganze alte deutsche Zustand in den Provinzen über den Haufen fallen.

Jene Stadtordnung und Statthalterschafts-Verfassung

Katharina's mochte allerdings für das übrige eigentliche Rußland von sehr guten Folgen sein, sie war sogar in vieler Hinsicht liberal. Sie organisirte den Adel der Provinzen, der bisher in Rußland keine Organisation gehabt hatte, sie beschränkte die Rechte der Gouverneure, die in Rußland unbeschränkt waren, sie ordnete neue Gerichte an, die bis dahin in Rußland noch sehr unausgebildet gewesen, und suchte einen eigenen Bürgerstand, von dem zuvor in Rußland alle Spur verschwunden war, zu schaffen, indem sie den Städten Oberhäupter und Magistrate, zu deren Wahl jeder Bürger der Commune berechtigt war, gab. Ja sie hatte sogar in vieler Beziehung deutsche Verfassung und deutsche Zustände zum Vorbilde genommen. Nichtsdestoweniger konnte ihre Einführung in den deutschen Ostseeprovinzen nur Unzufriedenheit, Sorgen und Schmerz erregen.

Die Ostseeprovinzen hatten vortreffliche alte deutsche Gerichte, die nun den neueren Anordnungen weichen sollten, — sie hatten einen Bürgerstand mit seinen Oberhäuptern an der Spitze, die nun vor den nach der neuen Weise Gewählten abdanken mußten, — ihr Adel war organisirt, und das neue Gesetz wollte gegen seine alten Institutionen und Privilegien seine Corporationen nach ganz anderen Grundsätzen reguliren. Dazu kam noch, daß alle die Güter, welche die Adels-Corporation als solche besaß, eingezogen wurden.

Allerdings waren alle Vorschriften der von Katharinen eingeführten Ordnung gewissermaßen weit liberaler als alle bisher in Livland existirenden Institutionen. Der

Adel, der bisher nur eine Art von abgeschlossener aristokratischer Republik gebildet hatte, sollte nun Mehren zugänglich werden. Die Räthe und Stadtmagistrate, die bisher sich meistens aus sich selbst ergänzt hatten, sollten nun von allen Bürgern ohne Unterschied gewählt werden, wie auch eben so alle Bürger ohne Unterschied dazu wählbar sein sollten. Für die Bauern, welche bisher keine anderen Gerichte gehabt hatten als die von ihren adeligen Herren besetzten, wurden kaiserliche Gerichte angeordnet.

Allein diese ganze Liberalität war weniger zum Vortheile der Deutschen des Landes als zum Beßten der sich einschleichenden Russen, die durch die bisherige collegiale Verfassung überall ausgeschlossen gewesen waren. Die russischen Bürger wünschten in Riga, Rewal, Dorpat u. s. w. Sitz und Stimme zu gewinnen, und die deutschen Bürger wollten sie nicht zulassen, der russische Rang- und Aemteradel wollte sich dem alten livländischen Geburtsadel gleichstellen und mit ihm auf den Bänken der ständischen Deputirten sitzen. Es war ein Gegensatz der deutschen Nationalität und der russischen, und eben daher waren nicht nur die Betheiligten und zunächst Verlierenden durchaus gegen diese Statthalterschaftsordnung Katharinens aufgebracht und suchten sie auf alle mögliche Weise durch alle Mittel und Wege als eine ihre Privilegien verletzende Usurpation und Neuerung zu hintertreiben, sondern alle Deutschen erhoben sich einstimmig dagegen, als gegen eine die deutsche Nationalität und Gesellschaft bedrohende Anordnung.

Die alten ächt deutschen Collegien, Gerichte und Stadtmagistrate hatten, so wie die alten Zünfte und Gilden trotz ihrer Einseitigkeit einen guten Fond von Redlichkeit und Kraft, den jene von Russen ausgehenden liberalen Institutionen nicht haben konnten. Dieselben brachten eine Menge von Abenteurern in's Land, viele **novi homines** in den Adel und führten russische Bestechlichkeit und Betrüglichkeit in den Gerichten und Magistraten ein. Was daher in jedem anderen Lande eine Wohlthat für's Ganze gewesen wäre, wenn auch ein Nachtheil für Einzelne, ward hier für Theil und Ganzes gleich verhaßt und unbequem.

Nichtsdestoweniger wurde durch strenge Befehle die neue Ordnung eingeführt, und die alten Privilegien der Ostseeprovinzen, auf welche diese sich so viel zu Gute thaten, und die ihnen von den anderen russischen Unterthanen so sehr beneidet wurden, schienen auf immer in's Grab zu sinken.

Indeß dauerte dieser neue Zustand nur während der Regierung der Kaiserin Katharina, deren Sohn und Nachfolger, Paul (im Jahre 1797) als Retter des baltischen Deutschthums erschien, indem er, theils um den Adel der Provinzen für sich zu gewinnen, theils aber blos um eine Anordnung seiner Mutter rückgängig zu machen, den Provinzen die meisten ihrer alten Privilegien und Institutionen zurückgab. Der Rath von Riga wurde wieder in seine alten Rechte gesetzt, das Landraths-Collegium (für Livland der Reichsrath) wurde wieder hergestellt, und die uralten Eintheilungen des Herzogthums Esthland in Wierland, Harrien, Land Jerwen und die Wiek,

die ebenfalls vor der neuen Gouvernements-Eintheilung verschwunden waren, erschienen wieder, so wie Livlands Eintheilung in seine fünf alten Kreise, den Rigaischen, Dorpatischen, Pernau'schen, Wenden'schen und die Landschaft Oesel.

Der Kaiser Alexander ließ es im Ganzen bei'm Alten, und auch der jetzige Kaiser hat den Deutschen, die beständig wegen der Existenz ihrer Rechte in Besorgniß schweben, zu mehren Malen versichert, daß es dabei sein Bewenden haben solle. Ja auch bei der neuerdings beendigten Abfassung des allgemeinen russischen Civil-Coder wurde auf die deutschen Provinzen besondere Rücksicht genommen. Das russische „Swod-Sakon" (Gesetzbuch) hat für die Ostseeprovinzen keine durchgreifende Geltung erhalten, vielmehr hat man aus diesen Provinzen eigene Deputirte nach Petersburg berufen und aus ihnen eine Commission für die Abfassung eines besonderen deutsch-russischen Gesetzbuches zur Regulirung ihrer Verhältnisse gebildet.

Um sich nun in der Kürze einen deutlichen Begriff von der politischen Verfassung dieser Provinzen und ihrem Verhältnisse zu der russischen Bureaukratie zu machen, so läßt sich darüber Folgendes bemerken.

Die Städte haben ihre alten deutschen Magistrate, Raths- und Aeltermanns-Collegien, die sich auf ähnliche Art bilden und ergänzen wie in den alten deutschen Reichsstädten und die Angelegenheiten der Stadtcommune leiten.

Der Adel von Liv- und Esthland theilt sich in drei Ritterschaften, die esthländische, öselsche und livländische,

die sich durch Deputirte in den Hauptstädten Rewal, Riga und Arensburg auf den, alle drei Jahre eintretenden Landtagen versammeln. Diese Landtage werden von dem Adelsmarschall präsidirt und berathen sich über die Angelegenheiten des Adels und Landes, über die Errichtung von Schulen, die Verbesserung der Wege, die Recipirung neuer Adeliger, die Besetzung der Aemter, über Petitionen an den Kaiser u. s. w*). Als bleibende oberste Behörde steht in Livland an der Spitze des Adels das Collegium der Landräthe, der ehemals alleinigen Regenten des Landes, von denen der eine Oberpostdirector, der zweite Ober-Kirchenvorsteher, der dritte Oberrichter, der vierte Obervormund u. s. w. ist. Die Ritterschaft bildet eine geschlossene Corporation, und Niemand, weder Russe noch Nichtrusse, hat das Recht, Aufnahme zu verlangen. Sie verweigert oder ertheilt dem darum Bittenden nach Gutdünken das Indigenat (Adels-Bürgerrecht) und somit die Erlaubniß, Güter im Lande zu besitzen und an der Repräsentation und Aemterbesetzung Theil zu nehmen.

Die ganze Civilgesetzgebung — nicht so die Criminalgesetzgebung — ist bis dato noch deutsch-römisches Recht. Deutsche allgemeine und provinzielle Gewohnheiten gelten durchweg, und die obersten und niederen Behörden und Gerichte sind auf deutschem Fuße eingerich-

*) Es hat sich noch manches Alterthümliche bei diesen Landtagen erhalten. So wird z. B. der esthländische noch jetzt einer alten Sitte gemäß durch einen Trompeter, der, durch die Straßen Rewals reitend, den Zusammentritt der Deputirten verkündet, eröffnet.

tet und mit deutschen Beamten besetzt. Nur die Zweige der Administration, die Mauth, die Steuerbehörden, die Polizei u. s. w. sind auf russischem Fuße eingerichtet, obgleich auch in der Regel mit deutschem Beamten-Personale besetzt.

Nichtsdestoweniger sind die Provinzen auch jetzt noch wegen ihrer deutschen Institutionen in fortwährender Besorgniß. Während des zwölfjährigen Bestandes der Statthalterschafts-Verfassung unter Katharinen haben sich viele Russen in alle Stände und Abtheilungen der Gesellschaft eingeschlichen; namentlich in Riga ist seitdem ihre Anzahl beträchtlich angewachsen. Diese baltischen Russencolonieen fordern laut und lauter Gleichstellung ihrer Rechte mit denen der Deutschen und wollen Theil an der Verwaltung und Einlaß in die Collegien haben. Der alte russische Adel in Petersburg und Moskau sieht scheel auf die Privilegien der Deutschen, und die Ministerien und höchsten Reichsbeamten empfinden es sehr unangenehm, daß sie bei Einführung allgemeiner Maßregeln genöthigt sein sollen, besondere Rücksicht auf die Privilegien der Ostseeprovinzen zu nehmen, deren Existenz und Nothwendigkeit sie natürlich wenig begreifen und deren Ursprung sie längst vergessen haben.

Freilich halten die russischen Kaiser selbst noch ein gnadenreiches Schild über ihre deutschen Unterthanen, allein wer steht dafür, daß ihre Nachfolger bei dem beständigen Drängen der ihnen näher stehenden Russen nicht nachgeben und anfangen werden, anders zu denken und zu verfahren? Auch jetzt wie früher giebt es fortwährend alle Augenblicke Veranlassungen zu kleinen Strei-

tigkeiten mit den Russen; bald fühlt sich die Stadt und der Rath von Riga durch eine Verordnung verletzt und beeinträchtigt, bald die deutsche Universität Dorpat, bald die Ritterschaft und das Landraths-Collegium. Da sehr viele Deutsche in Petersburg in den höchsten Aemtern angestellt sind, so fehlt es ihnen indeß nicht an wohlwollenden und mächtigen Freunden.

In dem Herzogthume Kurland ist der Zustand ungefähr derselbe wie in Liv- und Esthland, ungeachtet diese Provinz ohne Capitulation und Friedensschluß im Jahre 1795 an Rußland überging. In der polnischen Zeit — das Herzogthum war von 1561 bis 1795 ein polnisches Lehn — fanden die deutschen Privilegien des dortigen Adels, die oft von der polnischen Krone bedroht waren, einen natürlichen Fürsprecher an Rußland, und jedes Mal, wenn Polen das Land seinem Reiche zu incorporiren versuchte, that Rußland kräftige Einsprache. Bei der völligen Auflösung Polens in den neunziger Jahren blieb Kurland ohne Stütze. Der Herzog dankte im Sturme der auch hier wüthenden Parteien ab, und der Adel des Landes, nicht nur in seinem eigenen, sondern auch im Namen der Städte, Bürger und Bauern handelnd, schickte eine Deputation nach Petersburg und ließ der Kaiserin Katharina die Unterwerfung des Herzogthums anbieten. „Unter welchen Bedingungen?“ soll die Kaiserin die kurischen Deputirten gefragt und sich verächtlich von ihnen abgewandt haben, als sie antworteten: „Ohne alle Bedingung, Ew. Majestät, wir werfen uns Ihnen zu Füßen.“ Noch jetzt nennt man im Lande

diese unterwürfigen Deputirten und schilt sie Verräther; auch erzählt man als eine gerechte Vergeltung der Nemesis, daß, obgleich sie alle von der russischen Regierung mit Belohnungen, Ehrenbezeigungen und Reichthümern überhäuft worden wären, doch Keiner von ihnen angesehen und wohlhabend gestorben sei.

Kurland kann sich also auf keinen Friedensschluß und auf keine Capitulation berufen. Nichtsdestoweniger blieb es auch hier bei'm deutschen Alten; die Krone rückte nur als Erbin in die Rechte des Herzogs ein, das Land behielt seine alte Eintheilung in Haupt- und Oberhauptmannschaften, seine alten Gerichte, Hauptmanns- und Oberhofgerichte, und der Adel seine alten Privilegien, wie z. B. das Recht der hohen und niederen Jagd im ganzen Lande, das Recht, Branntwein zu brennen und zu verkaufen, welches sonst in Rußland ein Monopol der Krone ist, und das Recht zur Besetzung gewisser Stellen und Aemter. Auch seine ständische Verfassung behielt er im Ganzen ungeschmälert, und noch jetzt kommt alle drei Jahre in Mitau der Landtag zusammen, wo unter dem Präsidium eines Landboten-Marschalls der Adel durch Deputirte, welche wie in Polen „Landboten" genannt werden, repräsentirt ist.

Indessen unterliegen alle Beschlüsse des Landtages, alle Aemterverleihungen u. s. w. natürlich der Bestätigung der Regierung. Auch steht an der Spitze der Verwaltung ein vielbedeutender Gouverneur, der von der Regierung eingesetzt wird, aber wie in Livland in der Regel immer ein Deutscher ist. Der erste Mann nach dem Gouver-

neur ist der „Landesbevollmächtigte“, der den ganzen Adel und seine Gerechtsame in Petersburg repräsentirt und Alles, was zwischen Adel und Krone verhandelt werden soll, vermittelt.

Der letzte kurische Landtag fand im Jahre 1840 statt. Wir rücken hier über denselben einen Artikel aus der Mitauischen Zeitung ein, um einen Begriff davon zu geben, wie die hiesigen Blätter diesen Gegenstand behandeln, und um unseren Landsleuten zu beweisen, wie auch hier noch so vielfach deutsches Wort und Wesen Anklang findet.

Jene Zeitung sagt in ihrer sechsten Nummer:

„Wenn schon jeder unserer Landtage für uns von hoher Bedeutsamkeit sein muß, indem er uns Gelegenheit giebt, unsere Landesinteressen gemeinsamer Berathung und Prüfung zu unterziehen, von der Huld des Monarchen Abhülfe so manchen Uebelstandes, Gewährung so mancher Bitte zu erlangen, wenn dadurch in jedem Einzelnen, indem er den Blick von den persönlich egoistischen Interessen auf das Wohl der Gesammtheit lenkt, der Gemeinsinn befördert, das Bewußtsein, ein Bürger des gemeinsamen Vaterlandes zu sein, geweckt wird, so muß vor Allem dieser Landtag von um so größerem Interesse erscheinen, als gegenwärtig die wichtigsten, unsere eigenthümlichen Rechts- und Standesverhältnisse bedingenden Fragen (bei Gelegenheit der Redaction des baltischen Codex) in St. Petersburg zur Entscheidung stehen. Für die richtige Würdigung dieses Interesses zeugte die am 9. Januar ungewöhnlich zahlreich in der Landbotenstube versammelte

Menge der Zuhörer, da an diesem Tage unser verehrter Herr Landesbevollmächtigter die Relation über den Gang der ihm für St. Petersburg übertragenen Geschäftszweige abstatten sollte. Das Resultat derselben war ein für jeden Kurländer beglückendes, indem wir daraus auf's Neue die Ueberzeugung schöpften, daß wir in der Gerechtigkeitsliebe unseres Monarchen den treuesten Hüter unseres Rechts, das schützende Schild unserer heiligsten Interessen erblicken dürfen. Dieses Vertrauen strahlte in den Blicken der Versammlung während des Vortrages des Herrn Landesbevollmächtigten, und als derselbe seinen Bericht mit den Worten schloß: „Wenn ich so manche Hindernisse zu beseitigen, so manche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, so war es nur ein Gedanke, der meinen Muth aufrecht erhielt, nur eine Ueberzeugung, die mir Kraft verlieh, treu die Bahn der Pflicht zu verfolgen, es war der Glaube eines Sohnes zu seinem Vater, es war der Glaube an unseren erhabenen Monarchen, der mit Gerechtigkeit seine Völker beherrscht, auf den jeder Unterdrückte mit Recht seine Hoffnung setzt, da er das Symbol des Rechts, der Wahrheit und jeglicher Tugend, mit einem Worte das schützende Palladium seines Volkes ist. Dieser Glaube an ihn hat sich bewährt und muß Jeden mit den lebhaftesten Gefühlen der Treue und Verehrung für den erhabenen Monarchen beleben, dem wir bereitwillig und in der freudigsten Hingebung Gut und Leben opfern," da vermochte Nichts das Gefühl des Dankes und der Rührung zurückzuhalten, mit welchem sämmtliche Anwesende in einem dreimaligen donnernden Jubelrufe den Namen Nikolai

aussprachen. Daß dieser enthusiastische Ruf in allen drei Ostseeprovinzen einen Wiederhall finden werde, dafür bürgt die Eigenschaft, auf die wir vorzugsweise stolz sein dürfen, dafür bürgt deutsche Treue."

Gewiß wird dieser Artikel auch in Deutschland, wenn auch in anderem Sinne, einen Wiederhall finden und Manches in ihm unseren Landsleuten wohlgefallen; Anderes, was weniger bei uns ansprechen dürfte, muß man diesem Lande, wo dergleichen de rigueur ist, zu Gute halten.

Die Rechte der kurischen Städte wurden bei der Uebergabe des Landes noch weniger bedacht als die des ganzen Landes überhaupt. Sie suchten durch eigene Deputationen und Unterhandlungen nachher in Petersburg noch so viel als möglich für sich auszuwirken, und obgleich die Freiheit des Handels und der Einfuhr ihnen später genommen wurde, so existiren ihre Magistrate doch immer noch so ziemlich nach deutscher Weise.

Wenn aus dem Gesagten nun hervorgeht, daß die Ostseeprovinzen durchaus über die Fortschritte des russischen Wesens in ihren Landen unzufrieden, ja darüber beständig schmerzlich besorgt sind, wenn sie danach dem russischen Wesen und Systeme sich abhold zeigen und an mancherlei Dingen Anstoß nehmen, über die man sogar in Deutschland selbst geduldiger und milder urtheilen würde, so darf man sich doch auf keine Weise einbilden, daß diese Abneigung gegen Rußland etwas mehr als blos national — Abneigung wegen der nationellen Charakter- und Wesenverschiedenheit — und blos provinziell — Ab-

neigung wegen der Schmälerung provinzieller Privilegien — sei. Man darf nicht glauben, daß diese Abneigung aus einer treulosen Denkweise gegen die russische Regierung, aus einer revolutionären Tendenz oder etwa aus einer politischen und patriotischen Sympathie für Deutschland entspringe; Nichts weniger als das.

Um diesen Punct genauer zu beleuchten, ist es zunächst wichtig, sich daran zu erinnern, daß die Deutschen überall die loyalsten Leute von der Welt sind. Sie hängen dem Bestehenden an und zeigen sich der regierenden Obrigkeit durchweg treugesinnt, die Veranlassung und der Ursprung ihrer Einsetzung mag sein, welche sie wollen. Die Ostseeprovinzianer sind daher die loyalsten und treuesten Unterthanen des Kaisers von Rußland, und wenn sie auch gegen das System der Regierung, gegen die Eigenheiten der Nation klagen, so verehren sie doch den Kaiser hoffnungs- und vertrauensvoll als ihren Regenten, als ihren mächtigen Beschützer.

An eine Sympathie für irgend einen deutschen Staat muß man auf keine Weise glauben, und ein deutscher Patriot, der, nachdem er die Klagen der Livländer über das undeutsche Russenthum angehört, ihnen um den Hals fallen und rufen wollte: „Brüder, reicht uns die Hand, einigt euch mit dem Bunde der deutschen Muttervölker!“ würde oft nicht wenig Gelegenheit finden, sich über die kalte Erwiederung der Umarmung zu verwundern.

Der einzige deutsche Staat, an den man hier denken könnte, wäre Preußen. Die Nachbarschaft Preußens, die Aehnlichkeit der Verhältnisse und der Entstehung beider Länder,

die Gemeinsamkeit der historischen Erinnerungen derselben, die ehemals in den Zeiten des deutschen Ordens für gemeinschaftliche Interessen stritten und zu einem politischen Ganzen vereinigt waren, dieß Alles könnte für Preußen stimmen. Aber großer Gott, wie erstaunlich weit sind diese beiden ehemals auf dieselbe Weise entstandenen und ganz gleich organisirten Staaten im Laufe der Jahrhunderte auseinander gegangen! Preußen ist in so vielen Stücken mit der Zeit fortgeschritten, hat die Stände alle gleich gemacht, den Adel beschränkt, die mittelalterlichen Privilegien der Städte aufgehoben, die Juden in ihre menschlichen Rechte gesetzt, die Zünfte vernichtet, die Leibeigenschaft mit der Wurzel ausgerottet, alle Staatsbürger auf gleiche Weise zur Steuer-, Dienst- und Rekrutenpflichtigkeit gezogen und endlich auch die slavischen und lettischen Völker des Landes fast völlig germanisirt.

In den Ostseeprovinzen dagegen besteht in hundertfacher Hinsicht noch mittelalterlicher Zustand. Die eximirten Stände sind frei von Abgaben, frei von Soldatenpflicht; die alte Lehnsherrschaft steht hier noch in ziemlich unversehrter Pracht. Die Literaten stehen dem Adel gegenüber wie zu Luther's Zeit, und es giebt kein Stück deutschen Landes mehr in der Welt, dessen Zustand in dem Grade dem Mittelalter gliche wie die drei deutschen ostseeischen Herzogthümer.

Es ist demnach ausgemacht, daß preußische Gleichmacherei hier Niemandem zusagen würde, selbst der Bauer würde sich gegen die preußischen Schulmeister sträuben.

Nein, das ist gewiß, lieber Rußland mit allen seinen

schlechten Gerichten, mit seiner Bestechlichkeit, mit seiner Anti-Deutschheit, mit seinem Hasse gegen provinzielle Abschließung — aber auch mit seinen geringen Steuern, mit seinem großen Reiche, mit seiner starken, Vertrauen erweckenden Macht — als Preußen mit seiner Ordnung, seiner gleichwaltenden Gerechtigkeit, seinen hohen Zöllen, seiner Schulmeisterei und Bevormundung. Mit Preußen wäre nicht zu spaßen, seine consequente Vernunft litte keine Einwendung; mit Rußlands Absolutismus findet man sich doch noch zuweilen ab. Man protestirt, man petitionirt und schlägt sich halter durch. Man stößt hier und da an, man bekommt unversehens Püffe, aber man erholt sich und hat Mittel, sich zu recreiren.

Fragt man nun die Ostseeprovinzianer, die weder einem deutschen Staate incorporirt werden möchten, noch auch mit Rußland völlig zufrieden sind, was sie denn wünschen, oder vielmehr fragt man, ihre Gedanken errathend, sich selbst darüber, so ist es wohl nicht schwer, den hübschen, kleinen, bescheidenen Wunsch in ihrer Seele, freilich in sehr entfernter Perspective, zu erkennen, die alten guten Zeiten möchten zurückkehren. Sie möchten gern wieder freien Handel und Wandel, keine Mauth und keine Zölle, keine Rekruten und keine Steuern, wie es ehemals im Lande war, Freiheit, zu kommen, und Freiheit, zu gehen, und an der Spitze des Staates ein paar kleine Herzöge oder einen Ordensmeister haben. Mit einem Worte, sie möchten wie ehemals kleine besondere Staaten für sich bilden. Sie möchten, daß Jupiter ihnen aus der Fülle der Zeiten die gute alte Zeit ungeschmälert zurückgäbe. Und wer weiß, was

noch einmal geschieht! Wenn sie nur wachen und bewahren die Zucht, wenn ihre deutsche Nationalität, wie es wahrscheinlich ist, nur den russischen Staat überlebt, und wenn dann unseres Deutschlands Einheit, wie nicht minder zu erwarten steht, gegen Westen und Osten immer mehr erstarkt, so sehen unsere Urenkel vielleicht einmal die deutschen Ostseeländer als kleine Staaten mit besonderer Verfassung an den großen deutschen Bund sich anschließen.

2) Das Lutherthum und die griechisch-russische Kirche.

Es ist auffallend, daß die Russen, die doch schon seit dem 11. Jahrhunderte dem Christenthume anhingen und denen im 12. Jahrhunderte die Letten und Esthen, wenn auch nicht unterthan, doch tributpflichtig waren, hier keine Bekehrungsversuche gemacht haben. Sie duldeten das Heidenthum hier, wie sie es noch in unseren Zeiten bei den Samojeden, Tschuktschen u. s. w. dulden.

Die deutschen Ritter erst brachten im 13. Jahrhunderte den Letten und Esthen, wie die Schweden den Ingren, Karelen und Finnen, das Kreuz. Die christliche Religion wurde gepredigt, Alles im Lande wurde christlich, und mit Feuer und Schwert wurden die Letten und Esthen zum katholischen Glauben bekehrt.

Im Jahre 1522 landeten die ersten ketzerischen Reform-Prediger in Riga, und es entspannen sich die Streitigkeiten zwischen dem Anhange derselben, dem Bischofe und

den katholischen Priestern. Da jedoch der Orden seinen Vortheil bei der neuen Lehre fand, so wurden diese Streitigkeiten bald zum Beßten des Lutherthums entschieden. Der ganze Orden löste sich bald auf, der Adel und die deutschen Städte nahmen Luther's Lehre an, und durch sie wurde denn auch dieß neue Licht zu den Esthen, Letten, Karelen, Ingren und anderen finnischen Völkern bis hoch in den Norden hinauf gebracht, die allesammt Schüler und Anhänger des deutschen Mönches wurden. Nur einzelne wenige Herren sind hier und da katholisch geblieben, und diese haben denn auch ihre Bauern bei'm Katholicismus erhalten oder später wieder mit Gewalt zu demselben zurückgeführt. Doch sind diese Fälle so selten, daß sie gar nicht in Anschlag kommen können, vielmehr ist die Masse aller Deutschen und Undeutschen in Liv-, Esth- und Kurland durchaus lutherisch. In Ingermanland mischt sich schon stark das Griechenthum ein; der Reformirten, Herrnhuter und anderer protestantischer Secten giebt es nur wenige.

Im Ganzen kann man dem hiesigen Lutherthume wohl einen sehr duldsamen Charakter zuschreiben. Es ist hier weder mit der Feder, noch mit dem Schwerte je so heftig um's Lutherthum gestritten worden wie in Deutschland, Jenes vor dem dreißigjährigen Kriege und Dieses während desselben. Dabei sind aber doch die Deutschen dieser Gegenden viel zu aufgeklärt, um das Lutherthum nicht aufrichtig zu lieben und ihm anzuhängen, ohne an den Uebertritt zu einer anderen Kirche zu denken. Auch blieben sie alle sowohl in Kur- als in

Livland während der katholisch-polnischen Zeit bei der Religion ihrer Väter. Während der schwedischen Zeit, wo in Livland ein gleichfalls lutherisches germanisches Brudervolk die Zügel der obersten Leitung des Staates in der Hand hielt, mochte sich die lutherische Kirche natürlich wohl in der vortheilhaftesten Stellung befinden. Die Stellung, in welche sie durch die russische Eroberung zur griechischen Kirche kam, bildet den Gegenstand unser jetzigen Betrachtung.

Der Charakter der griechischen Kirche ist im Ganzen genommen und im Vergleich mit dem Geiste des römischen Katholicismus ein toleranter und versöhnlicher, was theils in dem Wesen und den Institutionen der Kirche selbst, theils in dem Charakter des diese Institutionen tragenden und belebenden Volkes, der Russen, begründet sein mag. Die griechische Kirche steht nicht unter der Leitung eines einzigen, das Ganze verwaltenden und durch Einheit kräftigenden Priesters, vielmehr steht die weltliche Macht an ihrer Spitze, was alle kirchliche Maßregeln weniger inquisitorisch und verfolgungssüchtig erscheinen läßt.

Dabei haben die Russen auf der anderen Seite, wie die Römer, vor allen Gotteshäusern und Culten auch fremder Glaubensbekenntnisse eine gewisse Hochachtung und Ehrfurcht, vermöge welcher sie sie neben sich dulden. Dieser Toleranz gemäß haben die Russen noch keines der vielen von ihnen überwundenen christlichen Völkerstämme mit Gewalt zur griechischen Kirche gebracht, vielmehr haben sie von jeher innerhalb der Gränzen ihres großen Reiches Lutheraner und Katholiken, ja Mohammedaner und sogar Heiden

neben sich geduldet und keinen Anstoß daran genommen. Und so ist es, im Ganzen genommen, bis auf die neuesten Zeiten geblieben, wo die gewaltsame Rückbekehrung der unirten Griechen zu der nicht unirten Kirche das erste Beispiel jener Art gab. Es giebt noch jetzt Heiden in Menge in Rußland, die zu taufen Niemandem einfällt.

Was das Verhältniß der Russen zu den Lutheranern insbesondere betrifft, so ist dieß von jeher ein sehr freundliches gewesen. Nie haben die Lutheraner den Gräcorussen so feindselig in bitterem Bruderhasse gegenüber gestanden wie den Katholiken, und die Abneigung, welche die deutschen Lutheraner mit der Muttermilch gegen Papst und katholisches Pfaffenthum einsaugen, hielt sie nicht von den Griechen fern. Eben so haben umgekehrt die Russen von jeher viel mehr Zuneigung zu den lutherischen Deutschen und daher auch viel mehr Verkehr mit ihnen gehabt als mit den katholischen. Schon in sehr alten russischen Gesetzen werden den lutherischen Deutschen Begünstigungen zugestanden, die man den katholischen nicht gab. Daher sind auch fast nur lutherische deutsche Colonieen in das Innere von Rußland übergegangen, und in allen Städten des Reichs steht allemal die katholische Gemeinde, wenn überhaupt eine da ist, der lutherischen, die fast nie fehlt, an Ansehen, Größe und Einfluß nach.

Selbst die deutschen Prinzessinnen, welche durch Verheirathung in's russische Kaiserhaus übergingen, waren fast alle ausschließlich lutherischer Religion. Es erklärt sich dieß Alles sehr natürlich theils aus der geographischen

Stellung des lutherisch=deutschen Nordens zu Rußland, theils aus ihrer gegenseitigen größeren Duldsamkeit.

Mit dem Katholicismus zerfiel der Gräcismus schon ursprünglich auf jenem erfolglosen Versöhnungs=Concilium in Italien, und ein Anstrich von dem Hasse der griechischen Halbinsel gegen die italienische wurde auf die Russen übertragen; ja selbst in den uralten Kämpfen der Polen und Russen wurde durch die nationelle Abneigung die religiöse Feindschaft gestärkt. Nie und nirgends drängte sich der Protestantismus den Russen auf, während der Katholicismus die vielen von den Polen unterjochten russischen Stämme mit sich auf freundlichem oder gewaltsamen Wege zu uniren suchte. Mit den siegreichen Waffen der Polen stritt sonst die römische Kirche in jenen Gegenden siegreich gegen die Russen, in neuerer und neuester Zeit aber hat er gegen die siegenden Russen das ehemals Gewonnene wieder eingebüßt. Es giebt gar manche Russen unter den vornehmeren Ständen, die in ihrer Gesinnung und ihren religiösen Meinungen und Sitten Protestanten geworden sind. Sehr wenige von den der Religion der Väter innerlich Abgefallenen — äußerlich abzufallen ist im Lande selbst unmöglich — sind zur katholischen Kirche getreten.

Dem Allen nach war nun die Lage der deutschen Protestanten von jeher in Rußland viel angenehmer und fessellosér als in jedem anderen nicht protestantischen, katholischen Lande. Ja die uns fremden Russen behandelten uns von jeher milder als unsere nicht protestantischen Landsleute, z. B. die Oesterreicher, bei denen noch in die=

sem Augenblicke die Protestanten kaum geduldet sind, nicht einmal Kirchen, sondern nur „Bethäuser" haben und keiner hohen Thürme, keiner Glocken sich bedienen dürfen. Nie war das Lutherthum in Rußland für Jemanden ein Hinderniß, zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, und wie in diesem Augenblicke, so gab es von jeher unter den ersten Häuptern des Staates deutsche Protestanten. Die Russen gestanden in dieser Hinsicht den Fremden mehr zu, als selbst die Protestanten in vielen Ländern den katholischen Landsleuten, wie z. B. die Engländer ihren Brüdern, den Irländern, die sie erst in allerneuester Zeit mit den anderen Bürgern des Staates auf gleichen Fuß setzten, bewilligten. Nie haben die Russen einen Versuch gemacht, die ihnen unterworfenen deutschen Protestanten zur griechischen Kirche zu bekehren, nie auch haben sie sich in ihre inneren kirchlichen Angelegenheiten gemischt. Vielmehr behielt die lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen von jeher ihre Unabhängigkeit von der griechischen, ihre eigenthümliche Verfassung und ihre besonderen Lehrsätze.

Die Prediger der lutherischen Kirche in Livland werden theils von den Patronatsherren eingesetzt, theils von den adeligen Mitgliedern der Kirchspiele gewählt, theils von den Gemeinden der Städte ernannt. Dieß geschieht auch noch jetzt, während im eigentlichen Rußland jeder Priester vom Gouvernement ein= oder abgesetzt wird. Die Prediger gewisser Districte stehen unter einem Propste, und dieser steht wiederum mit den Predigern zusammen unter dem Ober=Consistorium jeder Provinz. Diese drei Ober=Consistorien hängen dann wieder von dem General=Consisto=

rium und dem General-Superintendenten für alle drei Provinzen in Petersburg, welche Behörden von dem sonst in Rußland an der Spitze aller geistlichen Angelegenheiten stehenden heiligen Synod völlig unabhängig sind, ab.

Bei dem Allen aber — obgleich die Sachen, im Ganzen genommen, sich so verhalten, wie wir sagten — muß man sich dennoch wohl hüten, sich einzubilden, daß die lutherische Kirche so völlig unangefochten und friedlich neben der griechischen stehe wie ein Bruder neben dem anderen, daß gar keine Collisionen vorkommen, in denen die griechische Kirche sich ihrer politischen Oberherrlichkeit erinnere. Bei allem Lobe, das man mit Recht der Toleranz der griechischen Kirche im Allgemeinen macht, muß man nicht vergessen, daß sie zu Zeiten und in gewissen Fällen auch sehr intolerant sein kann. Und wenn man ihre geringe Lust, Proselyten zu machen, bewundert, so muß man auf der anderen Seite doch auch nicht vergessen, daß sie mit außerordentlicher Eifersucht die einzelnen Schafe ihrer Herde bewacht und nie duldet, daß eine oder die andere Seele, auf die sie nur aus irgend einem Grunde Ansprüche machen könnte, ihr entfremdet werde. Diese Collisionsfälle nun sind besonders interessant und einer näheren Betrachtung werth, aus welcher im Ganzen als Resultat hervorgehen wird, daß der Standpunct der griechischen Kirche zwar im Ganzen mehr ein defensiver als ein offensiver ist, daß aber die Vertheidigung oft so weit ausgedehnt wird, daß sie nicht selten in Angriff umzuschlagen scheint.

Eine aus jener defensiven Stellung der russischen Kirche hervorgehende Fundamental-Vorschrift, die von den Priestern gegeben und vom Staate anerkannt wurde, ist die, daß kein Gräco-Russe von der rechtgläubigen Kirche zu einer anderen übergehen dürfe. Sollte ein solcher Uebergang sich dennoch innerhalb der Gränzen des Reichs ereignen, so werden Die, welche dabei behülflich waren, bestraft, und auch der Proselyt selbst sieht sich mancherlei Nachtheilen ausgesetzt.

Die Religion steht bei den Russen so hoch und ist so innig verwandt mit ihrer ganzen nationalen Denk- und Sinnesweise, wie ihre Kirche mit dem Staate, wie die Idee des Kaisers mit der Vorstellung von Gott. Wer also von seinem Glauben abfällt, der fällt von seinem Vaterlande, seinen Verwandten, seinem Gotte, seinem Kaiser ab, und es ist dieser Abfall daher auch Hochverrath am Staate. Er kommt deßhalb auch äußerst selten vor. Nie wird ein gemeiner Russe, so lange er auch unter den Protestanten in den Ostseeprovinzen gelebt haben mag, zu diesen übergehen. Treuer als die Israeliten hängen die Russen an dem Glauben ihrer Väter. Selbst die Vornehmen, die doch sonst oft gegen alle Religion gleichgültig sind, verlassen selten die Gebräuche ihrer Kirche und üben regelmäßig und gewissenhaft die gottesdienstlichen Handlungen wie jeder andere Russe. Sogar die polonisirten Russen in Galizien tragen nur mit Widerwillen das ihnen aufgelegte Joch der Union mit dem Katholicismus, und die Unirten der anderen polnischen Provinzen haben wir mit Freudigkeit, zum

Theil wenigstens, selbst noch nach langen Jahrhunderten zu dem Glauben ihrer Urältern wieder zurückkehren sehen.

Die Gräco-Russen haben jenen defensiven Grundsatz, daß Niemand von ihrer Kirche abfallen und zu einer anderen Secte übergehen dürfe, noch dahin ausgedehnt, daß Niemand innerhalb der Gränzen des Reichs seine Religion vertauschen, getauft oder umgetauft werden könne, es sei denn zur griechischen Religion. Sie betrachten natürlich ihre rechtgläubige Kirche als die, wenn auch nicht allein, doch vorzugsweise selig machende. Es ist daher unschicklich und unpassend, daß, wenn Jemandem über die Unzulänglichkeit seines bisherigen Glaubens die Augen geöffnet werden, er nicht gleich dem wahren und ächten Lichte sich zuwende. Wohl will die griechische Kirche die Andersgläubigen bei ihrem Glauben belassen, wenn sie mit Leib und Seele daran hangen und in ihrer Blindheit vermeinen, das Rechte zu haben. Allein, wenn dieß nicht der Fall ist, so bittet sie sich den Respect aus, und das Ueberlaufen von einem Secten-Irrthume zum anderen kann sie nicht dulden. Dem zufolge kann kein Katholik in Rußland Protestant werden. Kein Jude darf sich zu einem anderen als einem griechisch-russischen Christen taufen lassen. Auch können keine Heiden durch Protestanten oder Katholiken zum Christenthume bekehrt werden. Ihre Taufe darf nur von griechischen Priestern ausgehen. Auch dadurch ist das Lutherthum in seinem Wachsthume wieder gehemmt und in Schach gehalten. Seine Ausbreitung ist nach allen Seiten hin platterdings unmöglich. Nur sehr selten kommt es jedoch vor, daß Juden oder Katholi-

ken zu ihm übertreten, das Gesetz umgehen und in das Preußische oder sonst einen deutschen lutherischen Staat reisen, wo sie sich zum Lutherthume bekennen und in dasselbe aufnehmen lassen.

Umgekehrt dagegen wird jeder Andersgläubige gern und willig in den Schooß der russischen Kirche aufgenommen. Denn wenn dieselbe auch durchaus nicht so eifrig wie die katholische nach Bekehrung der Andersgläubigen giert und hascht und nicht wie die katholischen Priester Ueberredungskünste und andere Mittel dazu anwendet, auch nie so viel triumphirenden Lärm schlägt über die gelungene Convertirung eines Ketzers, und wenn sie unter anderen Secten durchaus unter keiner Bedingung Proselytenmacherei duldet, so kann sie es natürlich doch nur gern sehen, wenn man sich ihrer Meinung anschließt.

Ja in gewissen Fällen macht sie die förmliche Bekennung zu ihrer Confession sogar zur Pflicht und legt einen unabweislichen Zwang dazu auf. Der wichtigste dieser Fälle ist der, wo Jemand ein oder mehre Male das Abendmahl nach griechischem Ritus genossen hat. Jedem, dem es nachgewiesen werden kann, daß er ein Mal den heiligen Leib Christi aus der Hand eines griechischen Priesters empfing, ist dadurch durchaus der griechischen Kirche verfallen und wird genöthigt, öffentlich dem Glauben seiner Väter zu entsagen und zur griechischen Kirche überzutreten. In dem Löffel*) des griechischen Priesters em-

*) Nach griechischem Ritus wird das Brod und der Wein in einem Löffel den Communicanten vom Priester in den Mund gegeben.

pfing der Communicant den wahren Leib und das wahre Blut Christi, und man kann nicht dulden, daß er denselben in ungeweihtem ketzerischen Gefäße davon trage. Damit Christus nicht entheiligt werde, muß Der, welcher ihn genoß, nachträglich geweiht werden.

Dieser Satz ist nun eigentlich nicht mehr ein blos defensiver, sondern ein angreifender, mit welchem die griechische Kirche das Lutherthum, sowie die anderen Secten, nicht nur in ihren Schranken hält, sondern sie aus ihrem Gebiete zu verdrängen anfängt. Es kommt jener Fall des Abendmahlnehmens gar nicht selten vor. Alle die Tausende von lutherischen Finnen, Esthen, Letten und Deutschen, die in der russischen Armee stecken, sind nämlich sehr oft innerhalb der Gränzen des großen Reichs in dem Falle, keinen Prediger und keine Kirche ihrer Secte in der Nähe zu haben und so Jahre lang der Wohlthat des Abendmahls zu entbehren. Da sie ohnehin verpflichtet sind, die übrigen kirchlichen Ceremonieen, welche das ganze Militair üben muß, mitzumachen, so entschließen sie sich, weil sie keinen anderen Weg zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse wissen, dann auch leicht, das Abendmahl nach griechischem Ritus zu nehmen und nun, um überhaupt nur einer christlichen Confession anzugehören und nicht so ganz verlassen dazustehen, sich der griechischen Kirche anzuschließen. Eben so ereignet es sich oft, daß Lutheraner im Inneren des Reichs erkranken und auf's Sterbebett geworfen werden, wo sie des Beistandes eines lutherischen Priesters nicht theilhaftig werden können. Die toleranten russischen Priester geben ihnen dann gern

die letzte Oelung und Tröstung. Doch müssen die Getrösteten auch in diesem Falle, wenn sie wieder genesen sollten, sich der griechischen Kirche anschließen.

Auf diese Weise werden nun jährlich dem Lutherthume nicht wenige seiner Bekenner entzogen. Weit mehr Lutheraner aber verlassen den einfachen Glauben ihrer Väter freiwillig oder aus Entwöhnung; theils entlaufen und entliefen von jeher viele lutherische Esthen und Letten ihren Herren, flüchteten zu den Russen in die benachbarten Gouvernements und suchten dort dadurch insbesondere Beschützer und Freunde zu erwerben, daß sie sich zur russischen Kirche bekannten, wodurch sie um so mehr der Gefahr entgingen, ihren protestantischen Herren wieder ausgeliefert zu werden. Freilich entlaufen umgekehrt auch viele russische Leibeigene ihren Herren und flüchten sich in die deutschen Ostseeprovinzen. Doch gewinnt das Lutherthum nichts durch sie, da sie der Religion ihrer Väter, wie wir schon oben bemerkten, in allen Fällen treu bleiben.

Auch sonst findet man im Inneren von Rußland viele protestantische Deutsche, die sich so an die Russen und ihre religiösen und geselligen Sitten gewöhnt haben, daß sie auch in Bezug auf den Glauben ganz verrusseten und am Ende zur griechischen Kirche übertraten.

Indessen ist zu bemerken, daß solche freiwillige Uebertritte von Lutheranern zur griechischen Kirche doch nur in den obengenannten Fällen sich ereignen, bei den Entlaufenen und Flüchtlingen unter den geringeren Klassen

und unter den höheren dann und wann durch allmählige Entwöhnung, daß aber nie solche förmliche und feierliche Uebertritte vornehmer oder gebildeter Personen zum Griechenthume stattfinden, wie sich deren wohl in Deutschland vom Protestantismus zum Katholicismus ereignen. Die katholische Kirche ist von einem kräftigen und erhabenen Geiste beseelt. Dieser Geist hat einen prächtigen Gottesdienst, ausgezeichnete Gemälde, eine erhabene Musik und herrliche Gotteshäuser hervorgerufen. Alle diese herrlichen Früchte des katholischen Baums, die Ideen der schmerzensreichen Mutter, des duldenden Erlösers, des reinen Kindes, des heiligen Geistes, die in der katholischen Kirche mit der größten Lebendigkeit der Phantasie ausgeschmückt und im Gottesdienste dargestellt werden, sind wohl im Stande, einen gebildten Geist zu bethören und ein Gemüth zu fesseln, weßhalb häufig poetische, künstlerische und begeisterte Männer den kalten Protestantismus verließen und zum eifrigen Katholicismus übergingen.

Die geisterfangende Begeisterung des Katholicismus, sein, erhabene Werke schaffender Enthusiasmus fehlte von jeher der griechisch-russischen Kirche, die im Vergleich mit ihm arm dasteht. Unbedeutend ist die griechisch-russische Kirchen-Architektur, völlig bedeutungslos die Kunst der Maler, welche das Griechenthum befähigte, selbst seine Musik, obgleich reizend, wunderbar die Sinne bezaubernd, doch ohne Tiefe, und zwar ist dieß Alles so, weil ihr das reiche schöpferische Genie fehlt, weil sie arm ist an Ideen und geistiger Energie.

Natürlich ist es daher unmöglich, daß sich ein deutsches Gemüth von dem Geiste der russischen Kirche angezogen fühlen und zu ihr freiwillig und aus Ueberzeugung übertreten könne, wie zum Katholicismus. Die russischen Protestanten betrachten daher auch den Gottesdienst der griechischen Kirche in noch höherem Grade als bloßes äußeres Ceremoniell, als bloßen religiösen Gebrauch, und wenn sie ihn weniger hassen als den Katholicismus, so verachten sie ihn doch mehr und gehen daher, weil Haß sich noch eher in Freundschaft verwandeln läßt als Verachtung, seltener zu ihm über als zu jenem.

Der Kern der Protestanten, die von dem Kerne der Russen selbst für fast völlige Atheisten gehalten werden, weil sie die Heiligen und die Bilder Gottes des Vaters und des Sohnes nicht anbeten, sieht auf der anderen Seite den Gottesdienst der Russen für nichts weiter als für eine Art nach christlichen Vorschriften und Gebräuchen gemodelten Götzendienstes an. Gewöhnung allein oder weltlicher Vortheil kann sie zu ihm überführen. Letzterer ist bei den Vornehmen und Gebildeten nicht groß, da sie alle Ehren und Aemter des Reichs als Protestanten eben so gut erlangen denn als Griechen. Nur hier und da macht die Regierung die Erlangung gewisser Vortheile von der Bekennung der griechischen Confession abhängig, wie es z. B. neuerlich durch die Vorschrift geschah, daß die Kinder der in Polen mit Gütern Beschenkten alle den griechischen Glauben annehmen müssen, wenn sie in die ihren Vätern geschenkten Güter als Erben eintreten wollen. Doch ist es selbst in solchen Fällen zuweilen möglich, Dispensation zu erlangen.

Das wichtigste den Protestantismus der Ostseeprovinzen am meisten und vorzugsweise in seinen vornehmsten Stützen, nämlich den Gebildeten und ersten Ständen des Landes, angreifende und beeinträchtigende Princip ist nun aber die Vorschrift der griechisch-russischen Regierung über die gemischten Ehen, von welchen der Grundsatz gilt, daß aus einer Ehe, wo der eine Theil, Mann oder Frau, griechischer Confession sei, durchaus keine andere als griechische Kinder hervorgehen könnten. Es ist auch bei uns in neuerer Zeit von diesem Grundsatze viel die Rede gewesen, man hat davon gesprochen als von einer ganz neuen Vorschrift und als von einem ganz neuen den baltischen Protestantismus bedrängenden Gesetze. Dieß ist indeß ganz falsch, jener Grundsatz der griechischen Kirche ist vielmehr uralt und wurde von jeher befolgt. Nur zu Zeiten wird er durch besondere Gesetze geschärft, detaillirt und in's Gedächtniß zurückgerufen.

Alles griechisch-russische Blut betrachtet die Kirche als geweiht, als ihr angehörig; Keiner hat außer ihr darüber Gewalt, Keiner kann außer ihr es durch gottesdienstliche Handlungen binden, heiligen. Daher können auch alle gemischten Ehen nur ausschließlich von russischen Priestern eingesegnet werden, und die, bei welchen es nicht geschehen ist, werden durchaus als ungültig und unbindend angesehen. So tolerant die Kirche sonst im Dulden des Bestehenden und bei'm Proselytenmachen ist, so intolerant ist sie in Bezug auf Das, was ihr entfremdet werden könnte, und so fanatisch-eifrig hält sie auf die

Beobachtung der zu ihrer Vertheidigung über die Ehe aufgestellten Grundsätze.

Es sind jedem lutherischen Prediger, der es wagen würde, eine solche gemischte Ehe einzusegnen, strenge Strafen angedroht. Jede von einem lutherischen Prediger zwischen einem Russen und einer Protestantin gestiftete Ehe wird gar nicht als Ehe anerkannt, sondern blos als Concubinat. Die Frau kann nicht das Vermögen ihres Mannes erben, die Kinder werden als uneheliche betrachtet und haben keinen Anspruch auf den Familien-Namen und Stand ihres Vaters. Es sind bei solchen Fällen von den russischen Priestern höchst betrübte Härten geübt worden, und nur der Kaiser milderte hier und da auf dem Wege der Begnadigung das Unglück.

Es scheint offenbar, daß diese Grundsätze und Vorschriften über die gemischten Ehen allein hinreichend sind, im Laufe der Zeit nicht nur den ganzen Protestantismus, sondern auch die ganze deutsche Nationalität der Ostseeprovinzen über den Haufen zu werfen. Sie nagen an ihnen wie ein langsam, aber um so sicherer arbeitender Wurm. Die Heirathen zwischen Deutschen und Russen sind sehr häufig, und zwar aus dem Grunde, weil den Deutschen, als sehr begehrten Leuten, als Menschen von höherer geistigen und schönerer körperlichen Bildung, gewöhnlich sehr gute Partieen angeboten werden. Die Russen, welche als Offiziere, Beamte oder Kaufleute in die Ostseeprovinzen kommen, schätzen sich gewöhnlich glücklich, wenn ein armes, aber hübsches deutsches Mädchen ihnen die Hand

reicht, und entführen auf diese Weise manche deutsche Jungfrau ihren väterlichen Sitten und ihrer Heimath. Die Deutschen, welche als Aerzte, Beamte oder Militairs nach Petersburg oder in's Innere von Rußland gehen, finden gewöhnlich so viele reiche russische Mädchen, die ihnen willig Herz, Gut und Geld übergeben, daß sie in der Regel gern auf die minder vortheilhaften Partieen ihres Vaterlandes verzichten und willig sich darein ergeben, in Zukunft mit ihren griechisch-russischen Kindern das Kreuz zu schlagen und die Heiligen anzubeten.

Daher also die häufigen Verbindungen zwischen deutschem und russischem Blute, aus denen dann nun wieder einzig und allein russisches Blut hervorgeht, und zwar russisches Blut nicht nur in Beziehung auf die Religion, sondern auch in Beziehung auf die Nationalität, denn dem Lutherthume entsagen heißt auch fast ganz und gar das Deutschthum abschwören. Die griechische Religion erfordert die Kenntniß und den beständigen Gebrauch der russischen Sprache, und die griechische Religion ist so ganz und gar mit dem ganzen Wesen der russischen Nation verwebt, daß man sich schwer ihr anschließen kann, ohne sich auch diesem völlig zu ergeben.

Auf diese Weise hat nun die vollkommene Amalgamirung der beiden Stämme in Folge jenes Grundsatzes über die gemischten Ehen begonnen, und man findet in den Ostseeprovinzen, in Esthland mehr als in Livland, in Kurland am wenigsten, bereits manche solcher zwitterhafter Deutsch-Russen in allen Ständen und Klassen der Gesellschaft. Ja von den vornehmsten Fami-

lien des deutschen Adels haben sich auf diese Weise einzelne Stämme völlig in's russische Element hinüber abgezweigt, so daß bereits sehr viele in einen russischen oder russisch=griechischen und in einen deutschen oder deutsch=lutherischen Zweig zerfallen. So giebt es z. B. russische Engelhardts und deutsche Engelhardts, russische und deutsche Vietinghöfe, russische und deutsche Osten=Sackens, die im geselligen Leben auch immer mit jenen ihre Nationalität und Religion bezeichnenden Beiwörtern von einander geschieden werden. Viele Güter in den Ostseeprovinzen gingen auf diese Weise bereits in Besitz solcher russischen Familien über.

Man könnte so die völlige Russificirung der Ostseeprovinzen allein in Folge jenes Gesetzes über die gemischten Ehen als nahe bevorstehend vermuthen; allein um diese Befürchtung nicht zu lebhaft werden zu lassen, ist es noch nöthig, den Grad des Vorschreitens jener Russificirung einigermaßen näher zu bestimmen und darüber Folgendes zu bemerken.

Die Abneigung der deutschen Nation gegen die russische ist nicht wenig groß, und ein Russe muß schon erstaunlich viel in die Wagschale werfen, bis eine deutsche Dame sich entschließt, ihm die Hand zu geben. Es ist bei den Deutschen als ausgemacht angenommen, daß in den russischen Familien häusliches Glück und Zufriedenheit nicht so heimisch ist wie in den deutschen, und schwer entschließt sich daher ein deutscher Vater zur Ein=

willigung in die Heirath seiner Tochter mit einem Russen. Doch sind die Heirathen zwischen deutschen Männern und russischen Frauen bei Weitem häufiger als die zwischen deutschen Frauen und russischen Männern, vermuthlich weil die Frau sich doch immer mehr ganz und gar in die Hand des **Mannes** giebt, und der Mann, selbst wenn er arm ist, doch aus anderen Gründen mehr Herr bleibt.

Demnach kann man im Ganzen annehmen, daß die gewichtigste und wohlhabendste Hauptmasse der Deutschen vorläufig noch deutsch bleibt, indem sich wohlhabende Deutsche immer mit wohlhabenden Deutschen verbinden, und daß im Ganzen mehr oder weniger nur die Auswanderer, die jüngeren Söhne und ärmsten Töchter vom Stamme abfallen und zu den Russen übergehen. Auch ist zu bemerken, daß diese Art von Verrussung durch Heirathen nur mehr unter dem Adel des Landes stattfindet, während manche Klassen der Gesellschaft gar nicht davon berührt werden, z. B. die deutschen Kaufleute in Riga, Rewal u. s. w. Bei den deutschen Predigern auf dem Lande kommen fast gar keine Verheirathungen mit Russen vor, und sie bewahren daher treu das Lutherthum und die deutsche Nationalität.

Endlich ist auch noch zu bemerken, daß die Russen selbst, sowohl die eigentlichen ursprünglichen National-Russen als die umgetauften Deutsch-Russen, die Ostseeprovinzen nicht sehr lieben und daher gewöhnlich ihren Sitz nicht in ihnen aufschlagen; sie sehen sich hier nicht

nur durch die höhere Bildung und Aufklärung der Deutschen überflügelt, sondern sie fühlen sich auch wegen mancher ihnen lächerlichen oder ärgerlichen Eigenheiten des deutschen Charakters hier nicht heimisch, weßhalb sie diese Provinzen lieber meiden und sich wo möglich in Rußland ansässig machen. Ihre baltischen Güter gehen dann gewöhnlich durch Verkauf oder auf sonstige Weise wieder an ihre deutschen Verwandten über, und die Provinzen stoßen demnach alles russisch gewordene Deutsche mehr aus ihren Gränzen hinaus, als daß sie es sich incorporirten.

Um alle die immer mehr sich häufenden Collisions- und Berührungsfälle zwischen der lutherischen und griechischen Kirche zu behandeln und die Interessen der letzteren zu überwachen, hat die russische Regierung seit einigen Jahren einen eigenen Bischof für die Ostseeprovinzen in Riga installirt und dadurch der ganzen immer wachsenden Gemeinde der baltischen Russen Oberhaupt und Einheit gegeben. Die Installirung dieses Bischofs ist für die Deutschen ein Gegenstand nicht geringen Alarms und großer Befürchtung. Die russische Ostseekirche steht nun der lutherischen organisirt und geeinigt gegenüber. Die Bedrängung des Lutherthums von dieser Seite giebt zu interessanten Parallelen mit der versuchten Bedrängung von einer anderen Seite Anlaß, nämlich mit der versuchten Installirung eines päpstlichen Bischofs für die nordseeischen unter den Protestanten verstreuten Katholiken in Hamburg.

Um demnach nun Alles noch ein Mal zusammenzu-

fassen, so scheint sich als Resultat Folgendes herauszustellen.

Das Lutherthum gewinnt in Rußland nirgend etwas gegen das Griechenthum, auch nicht gegen irgend eine andere christliche oder nichtchristliche Religionspartei Es verliert blos gegen das Christenthum, und zwar mehr und immer mehr und auf eine constant und sicher fortschreitende Weise; doch ersetzt es zum Theil diese Verluste durch deutsche Einwanderer von außen und auf andere Weise und scheint daher nur so langsamen Schrittes seinem Untergange entgegenzugehen, daß indeß wohl noch andere Weltereignisse eintreten können, die es retten mögen.

3) Die deutsche und russische Sprache.

Wie die alten deutschen Privilegien im Ganzen allerdings noch bestehen, im Einzelnen sich aber viel bedrängt fühlen, wie die lutherische Religion im Ganzen anerkannt ist, durch viele kleine Beschränkungen sich aber in ihrem Gebiete mehr und mehr beengt sieht, so ist es nun endlich auch mit der deutschen Sprache der russischen gegenüber.

Die russische Sprache ist in diesen Provinzen natürlich so alt wie die russische Nation selbst; ja sie ist hier schon älter als die deutsche. Von jeher gab es in den Ostseeprovinzen zerstreut siedelnde Russen, so vor der Eroberung des Landes durch die Deutschen, wie nach derselben. Auch mußten sich von jeher einzelne Deutsche wegen ihres Verkehres mit Novgorod, Polozk, Smolensk u. s. w. der russischen Sprache befleißigen. Nichts-

destoweniger war vor der russischen Besitznahme der Länder dieß Alles von keiner Bedeutung. Deutsche, lateinische, schwedische und polnische Idiomen waren abwechselnd die officiellen Sprachen, während Lettisch und Esthnisch immer die Sprachen des geringeren Volks und Deutsch und Französisch die Sprachen der gebildeten Gesellschaft blieben, und die russische Sprache mochte nicht mehr in Gebrauch und verbreitet sein, als z. B. Italienisch in den Theilen des deutschen Tyrols und der deutschen Schweiz, die mit Italien viel verkehren.

Auch in der ersten Zeit der russischen Herrschaft wurde hierin wenig geändert; die Provinzen hatten ihre fast völlig gesonderte Regierung, und nur in den Verhältnissen mit den Russen, die sich auf sehr wenige Berührungspuncte reducirten, war die russische Sprache vonnöthen. Seitdem aber Rußland sich nun selbst in seinem Inneren so mächtig entwickelte, seitdem es seine Sprache zur Schrift und Conversation thätig ausbildete, seitdem russische Schulen immer mehr und mehr Platz griffen, seitdem eine eigene russische Literatur mit reichen und immer reicheren Blüthen erwuchs, seitdem wurden auch die Anforderungen der Russen in Bezug auf die Kenntniß der russischen Sprache bei den Deutschen der Ostseeprovinzen immer größer und größer und sind am Ende jetzt so groß geworden, daß, während früher hier und da ein deutscher Offizier kaum Russisch zu verstehen brauchte, weil bei manchen russischen Truppengattungen das Commando sogar deutsch war, jetzt nach den neuesten Bestimmungen ein deutsch-lutherischer Prediger nicht anders an-

gestellt werden soll, als nachdem er seine Kenntniß in der russischen Sprache gehörig attestirt hat.

Das Gebiet der russischen Sprache, wie es sich dermalen in den Ostseeprovinzen mit den übrigen hier üblichen Sprachen abgränzt, läßt sich folgendermaßen bestimmen.

Zunächst wird das Russische von allen hier ansässigen Russen gesprochen, und zwar ausschließlich; denn da diese Leute weder ihre Religion, noch ihre Kleidung, noch auch ihre ganze Nationalität unter den Letten, Esthen und Deutschen ablegen, und da sich die meisten von diesen, die mit ihnen verkehren, herablassen, ihre Sprache zu lernen, so lernen sie selten Deutsch oder Lettisch und Esthnisch. Nur die wenigen russischen Beamten, die es in der Mauth, an den Schulen und in einigen anderen Verwaltungszweigen giebt, und die als Gebildete mit zu den deutschen Gesellschaften gezogen werden, machen davon eine Ausnahme und lernen alsdann auch Deutsch. Da die Russen in den Ostseeprovinzen aber in der Regel von geringer Herkunft und der Gebildeten nur sehr wenige sind, so wird durch sie im Ganzen nicht viel russischer Sprachsamen ausgestreut.

Wichtiger, ja allein wichtig ist Das, was von oben herab auf officiellem Wege durch die Regierung für die Ausbreitung der russischen Sprache geschieht, wozu zunächst die russische Armee bedeutende Gelegenheit giebt. Da in dieser Armee ohne Unterschied und Auswahl alle von Rußland beherrschten Nationen durcheinander gemischt

sind, die Russen aber natürlich durch ihre große Anzahl prädominiren, so lernen alle die ihnen incorporirten Finnen, Esthen, Letten und Deutschen das Russische vollkommen. Die gemeinen Soldaten werden freilich auch ohne Kenntniß des Russischen darin aufgenommen; doch lernen sie es mit der Zeit bald, und wenn sie nach zwanzigjährigem Dienste in die Ostseeprovinzen zurückkehren, so sind sie vollkommene Russen geworden. Die Deutschen, welche als Offiziere in der Armee Dienste nehmen wollen, haben aber zuvor ihre Kenntniß des Russischen zu beweisen, die sie jedoch erst im Dienste selbst erst recht ausbilden und vervollkommnen. Sie kehren ebenfalls als vollkommene Russen zurück; doch auch dieser Zurückkehrenden sind nicht viele, da die meisten ihre gute Carriere, die sie machen, immer mehr und mehr im inneren Rußland fesselt.

Ferner wird von allen in den Ostseeprovinzen Angestellten, von den sogenannten Kronbeamten schon seit langer Zeit, dann aber auch von allen deutschen Lehrern, Professoren u. s. w. und neuerdings auch von den Adelsbeamten und sogar von den deutschen Predigern eine vollkommene Kenntniß der russischen Sprache verlangt, d. h. verlangt wird sie vollkommen, aber von den vollkommenen Leistungen ist man allerdings bis dato noch sehr fern. Auch soll kein deutscher Student an den russischen Universitäten, oder bei der deutschen Universität Dorpat angenommen werden, ohne ein Examen im Russischen bestanden zu haben.

Es wird indeß den Deutschen sehr schwer, diese Kennt-

niß der russischen Sprache zu erlangen, denn es fehlt überall an den Lehrern des Russischen. Bei der Universität Dorpat ist allerdings ein Professor der russischen Literatur und Sprache angestellt. Auch bei allen Gymnasien und Kreisschulen sollen der Vorschrift nach Sprachlehrer des Russischen angestellt sein; doch ist diese Vorschrift noch weit davon entfernt, völlig in's Leben getreten zu sein *). Der gebildeten Russen sind überhaupt noch wenige, und die Wenigen fühlen sich in den Ostseeprovinzen nicht wohl und zu Hause, weßhalb sie schwer in's Land zu locken und darin zu fesseln sind. Auf dem Lande und in den Familien ist man oft glücklich, wenn man einen russischen invaliden Lieutenant oder einen Unteroffizier oder auch einen abgedankten lettischen Soldaten, der während seiner Dienstzeit etwas Russisch lernte, habhaft werden und als Lehrer bei den Kindern gebrauchen kann.

Gewiß ist es für jeden einzelnen Bewohner der Ostseeprovinzen ein großer Vortheil, wenn er des Russischen völlig mächtig ist. Die Interpretation der Gesetze und der Regierungsbefehle, die für das ganze Reich in russi-

*) Der neueste Ukas über die Verbreitung der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen ist vom 15. December 1839. Ihm zufolge werden jährlich 17,000 Rubel zur Anstellung von russischen Lehrern an den verschiedenen Gymnasien und Schulen der Ostseeprovinzen bewilligt. Bis zum 16. December 1846 soll dann Alles Russisch verstehen und von da an kein Student an der Dorpater Universität mehr aufgenommen werden, auch überhaupt Keiner mehr den Titel Candidat oder Arzt, sowie auch keine Anstellung als Prediger erhalten, der nicht ein strenges Examen in der gründlichen Kenntniß der russischen Sprache bestanden hat.

scher Sprache gegeben werden, ist ihm leichter. Er fördert sich leichter im russischen Staatsdienste, und im Lande selbst sogar, wo er alle Augenblicke mit russischen Militairs, russischen Arbeitern, russischen Kaufleuten u. s. w. in Berührung kommt, kann er seinem Geschäfte auf vielfache Weise nützlich sein, und insofern es dabei nicht auf Ausrottung deutscher Sprache und Sitte abgesehen ist*), ist daher das Bestreben der Regierung, den Ostseeprovinzianern ein besseres Russisch zu lehren, ganz vernünftig. Die obersten Leiter des Staates in Petersburg erkennen die russische Sprache als die einzige gültige und officielle für's ganze Reich an, und in allen Amtsverhältnissen bedienen sie sich gegen die Deutschen keiner anderen als dieser.

Wie wenig indessen glücklicher Weise die Deutschen bisher noch den russischen Anforderungen genügt haben, leuchtet schon daraus hervor, daß selbst bei den obersten Behörden des Landes noch immer russische Translateure zum Behufe der Relationen mit den binnenländischen russischen Behör-

---

*) Ihrer selbst und des Wohles des Ganzen wegen müßte die russische Regierung, wenn sie sich von einer richtigen Politik leiten lassen wollte, diese Ausrottung deutscher Sprache und Sitte, die offenbar zugleich auch eine völlige Ausrottung deutschen Geistes und deutscher Tüchtigkeit sein würde, zu verhüten suchen. Da Rußland bisher noch den Deutschen beinahe Alles verdankt, so sollte es das Glück zu schätzen wissen, daß es ein Stück von Deutschland zu seiner Disposition hat, aus dem es wie aus einem vortrefflichen Pflanzengarten viele sehr nützliche Individuen und treu dienende Unterthanen beziehen könnte, und es sollte daher den guten deutschen Geist auf alle mögliche Weise zu conserviren suchen. Wenn man aber fortfährt, die Deutschen mit den Tungusen und Tataren auf gleichem Fuße behandeln zu wollen, so werden die Quellen tüchtiger Lehrer, Staatsmänner, Feldherren und Bürger gar bald versiegen.

den nöthig sind. Sehr wenige deutsche Kaufleute in Riga, Rewal u. s. w. sind des Russischen mächtig und immer froh, wenn sie nur einen des Russischen kundigen Comptoiristen in ihrem Geschäfte haben. Die unabhängigen Gutsbesitzer des Landes, die nie in russischem Dienste waren, verstehen durchweg eben so wenig das Russische und bedienen sich bei Vorkommnissen ihrer Russisch lernenden Söhne oder der in ihrem Dienste stehenden Beamten, die hier und da etwas von jener Sprache verstehen. Die Frauen des Landes verstehen fast durchweg kein Russisch, und daher kommt es, daß, wenn ein russischer Offizier in der Gesellschaft vorgestellt wird, immer die erste Frage ist: „Verstehen Sie Deutsch?“ oder: „**Est ce que vous parlez Français?**“ die dann oft mit einem stummen Kopfschütteln verneint wird, in welchem Falle die Conversation nur durch einen Dollmetscher oder stumme Zeichen geführt wird.

Nach diesem Allen kann man sich denken, wie es mit der russischen Literatur in den Ostseeprovinzen steht, die in literarischer Hinsicht unserem gemeinsamen Vaterlande noch ganz angehören. Schiller und Göthe, Wieland, Herder und Schlegel sind auch hier die allgeliebten und verehrten Koryphäen wie in Sachsen und Schwabenland. Die belletristischen Journale, welche von Dorpat und Riga ausgehen, werden in deutscher Sprache geschrieben, eben so die Zeitungen, welche in Dorpat, Rewal, Mitau, Libau und Riga gedruckt werden; deßgleichen die Anzeiger und Wochenblätter für die alltäglichen Annoncen und Publicationen. Nur einige dieser Blätter erscheinen in esthni-

scher und lettischer Sprache zur Belehrung und Benachrichtigung der Bauern; kein einziges aber ist in russischer Sprache geschrieben. Eben so werden alle Bücher, die etwa zu provinziellen Zwecken in diesem Lande ausgearbeitet werden, die Koch-, Garten- und Hausbücher, die Gesang- und Gesetzbücher, die theologischen, ökonomischen, forstwissenschaftlichen und ähnliche Werke, sämmtlich in deutscher Sprache geschrieben, und es ist ausgemacht, daß in Leipzig allein schon mehr Russisch gedruckt wurde als in allen Städten der russischen Ostseeprovinzen zusammengenommen. Alle Bibliotheken des Landes bestehen blos aus deutschen und französischen Büchern, und nur die öffentlichen haben hier und da einen Anhang von russischen Schriften.

Die Begeisterung für Schiller und Göthe und die übrigen Dichter der herrlichsten Periode unserer Literatur theilte man in Riga so lebhaft wie in allen anderen deutschen Orten. Mit freudiger Spannung erwartete man dort einst das Neue, was die Musenalmanache der neunziger Jahre bringen möchten. Schlegel, Tieck, Platen, Müller, Rückert, sie finden alle hier ihre Verehrer und Freunde, ja oft noch weit eifrigere und andächtigere Anbeter des Genies und des Talentes, je größer die Entfernung vom Schauplatze der Production und je ärmer das Land selbst an Talenten ist. Auch Das, was Heine, Gutzkow, Raumer und Pückler schrieben, hallt hier nach und findet seine Vertheidiger und Anfechter.

In der That fühlt sich der Deutsche in literarischer und sprachlicher Beziehung in den Ostseeprovinzen ganz wie in der Heimath und sieht sich von den Bewohnern

als Freund, Genosse und Landsmann anerkannt. Ja der Baier, Sachse und Preuße, wenn sie auch in politischer Beziehung alle zurückgewiesen werden, fühlt in jeder anderen Hinsicht und im Allgemeinen weniger Stammesneid und Stammesfeindschaft und sieht sich im Allgemeinen als Deutscher freundlicher bewillkommt, als es oft bei seinen verschiedenen Stammesvettern des deutschen Vaterlandes der Fall ist.

Auf der anderen Seite weiß man von Derschawin, von Puschkin, von Krülow, von Karamsin u. s. w. oft nicht mehr oder häufig noch weniger als in Deutschland selbst, weil man gewöhnlich, wie wir, nur von Leipzig und den anderen deutschen Büchermärkten durch Uebersetzungen damit bekannt wird. Man dankt Gott, wenn man so viel Russisch versteht, daß man mit den russischen Postillonen und Dünaflössern fertig werden kann, und läßt die wunderlichen Buchstaben der russischen Sprache unbuchstabirt, indem man sich in den Mußestunden lieber an den Productionen der deutschen oder französischen Muse erlabt.

So also ungefähr steht es mit unseren deutschen Brüdern im Schwertritter-Lande am Rigaischen und finnischen Meerbusen. In Sprache, Sitten, Literatur, Religion und Institutionen annoch deutsch und im Grunde der Seele deutsch, schreiten sie allerdings mehr und mehr der Entnationalisirung durch Slaventhum entgegen. Im Süden, in Kurland, welches, freilich ein polnisches Lehn, aber ein deutsches

Herzogthum mit völlig germanischen Institutionen, den deutschen Geist am meisten bewahrte, hat diese Entnationalisirung noch am wenigsten festen Fuß gefaßt, in Livland schon mehr, in Esthland, obgleich auch hier wenig, doch am meisten.

Die politischen Institutionen der Provinzen, worunter wir jene Privilegien des Adels, die Gerechtsame und Gesetze der Universitäten, Gymnasien und Schulen, die Verfassung der Städte verstehen, sind das Hauptbollwerk des deutschen Geistes. Die warme Anhänglichkeit der Einwohnerschaft an sie beweis't dieß. Der vorübergehende zehnjährige Wegfall dieser Institutionen zur Zeit Katharinens zeigt, was aus dem Lande werden würde, wenn sie wieder ein Mal auf immer fallen sollten. Die deutschen adeligen Familien würden mit einer Menge russischer vermischt und bei dem durch Heirathen fortschreitenden Russenthume am Ende ganz russisch werden. Die deutschen Bürger würden sich immer mehr und mehr von den Aemtern zurückziehen, und die Verwaltung der Communen würde völlig in die Hände der Russen übergehen. Die Deutschen würden zuletzt daher in dieselben Verhältnisse kommen wie in den anderen ächt russischen Städten. Jedoch würde immerhin diese Umwandlung nur sehr langsam vor sich gehen, am schnellsten aber bei dem Adel der Provinzen statthaben, weil die ganze Stellung eines Edelmannes in den deutschen Ostseeprovinzen der eines russischen „Pamäschtschik" weit mehr gleicht als die eines deutschen Bürgers der eines russischen „Mäschtschanin." Und so

mögen wir denn noch lange unsere Sympathieen den deutschen Ostseebrüdern schenken und hoffen, daß auch sie noch lange mit Liebe, wenn auch nicht an dem großen deutschen Bundesstaate, doch an dem großen deutschen Mutterstamme hängen werden.

Die deutsche Mundart in Kur-, Liv- und Esthland.

„So wahr ich lebe, das ist meines Fräuleins Hand! Dieß sind gerade ihre C's, ihre U's und ihre T's, und so macht sie ihre großen P's."

Die meisten der verschiedenen Dialekte, in welche unsere deutsche Sprache zerfällt, bestehen seit uralten Zeiten, und die Art der Entstehung ihrer Eigenthümlichkeiten und ihrer Abzweigung von der gemeinsamen Stammmutter entzieht sich den Blicken des Forschers. Anders ist es mit denjenigen Sprachverschiedenheiten und Mundarten des Deutschen, die erst in späteren Zeiten dadurch entstanden, daß Auswanderer das Vaterland verließen und, in fernen Ländern sich ansiedelnd, eigenthümliche, den Einflüssen Deutschlands mehr oder weniger entzogene Communen bildeten. Die neuen Verhältnisse, in welche solche Auswanderer traten, und die neuen Gegenstände, die sie erblickten, machten die Ausprägung neuer Worte nöthig. Die Einflüsse der benachbarten fremden Nationen, mit denen sie in Verbindung traten, führten nicht nur den Gebrauch verschiedener fremder Worte und Redensarten herbei, sondern wirkten auch mehr oder weniger nachweisbar auf

die Construction der ganzen Rede, sowie auf die Aussprache ein.

War der auswandernde deutsche Stamm klein, so mochte er allerdings in der Fremde bald ganz verkümmern und sich der Art mit den Fremden mischen, daß er völlig unkenntlich wurde. War die Colonie dagegen stark und erhielt sie sich in deutscher Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit, so wuchs die Sprache selbstständig weiter und bildete allmählig einen besonderen Zweig der großen Mutter.

Auf diese Weise entstanden der Dialekt der Zipser Deutschen in Ungarn und die Eigenthümlichkeiten der sächsischen Mundart in Siebenbürgen. Auf diese Weise erzeugte sich der im Lande der Polen gepflanzte schlesische Dialekt, wie die im Lande der Preußen begründete Danziger und Königsberger Mundart. Ebenso mögen sich noch jetzt in diesem Augenblicke bei den großen deutschen Colonieen in Amerika solche Dialektverschiedenheiten ausbilden und begründen.

Vor allen Dingen entstand auch so vor den Augen der Geschichte, die seinen Ursprung und seine Besonderheiten nachweisen und deuten kann, das liv-, kur- und esthländische Deutsch, dessen Schilderung wir hier versuchen wollen.

Die Ritter, Kaufleute und Priester, welche im zwölften Jahrhundert hier einwanderten, und alle die Deutschen, welche ihnen später bis in unsere Tage herab auswandernd nachfolgten, zählten unter sich Sprößlinge von allen deutschen Stämmen, und es mochten

daher ursprünglich alle deutsche Dialekte geredet werden, die erst mit der Zeit, nachdem lettische und esthnische Elemente in die Deutschen übergegangen waren, sich amalgamirten und, nachdem die Eroberung sich befestigt und die Trennung vom deutschen Vaterlande lange genug gedauert hatte, zu einem eigenen Dialekte constituirten, der nun in diesem Augenblick so charakteristisch und ausgebildet dasteht, daß er durchaus als selbstständige deutsche Mundart anerkannt und von den übrigen geschieden zu werden ebenso ein Recht hat wie das Hessische, Pfälzische, Hannover'sche, Meklenburgische u. s. w., da die Verschiedenheit nicht etwa blos in einigen sogenannten Idiotismen und Provinzialismen besteht, sondern der ganze in der Construction der Redewendungen sich kund gebende Geist der Sprache, die Accentuirung der Worte, ja der Ton und Klang der Stimme, sogar die Bewegung und der Gebrauch der Sprachorgane völlig andere und eigenthümliche sind, so daß die ganze deutsche Sprache in jenen Landen eine andere Färbung, und ein eigenthümliches Gepräge angenommen hat.

Es ist wohl kein Zweifel, daß in jeder Sprache eine sehr wunderbare und geheimnißvoll treibende und fortbildende Kraft liegt, und daß daher, selbst wenn wir einen Dialektsprößling in ein völlig isolirtes Land, fern von allen fremden Einflüssen, versetzt hätten, wir ihn doch nach Jahrhunderten vermöge dieser ihm inwohnenden selbstständigen Triebkraft völlig verändert finden würden. Wir müssen daher bei jedem

abgezweigten Pflanz- oder Colonial-Dialekte immer die Eigenthümlichkeiten, welche er aus eigener Kraft annahm, von denjenigen, welche ihm von Fremden aufgepflanzt oder angebildet wurden, unterscheiden. Jene sind natürlich schwerer zu erkennen und zu begründen, weil bei ihnen viel Geheimnißvolles obwaltet, diese aber lassen sich in ihren Ursachen und Veranlassungen leichter nachweisen. In vielen Stücken aber kann man beide gar nicht unterscheiden, weil ihre Einwirkung wahrscheinlich gemeinschaftlich war.

Wenden wir diese Grundsätze auf den deutschen Dialekt der Ostseeprovinzen an und betrachten wir zunächst als leicht erkennbar die ihm von außen eingeimpften fremden Eigenthümlichkeiten, so lernen wir an der Hand der Geschichte, von welchen Nationen diese vorzugsweise ausgehen mußten. Die Deutschen siedelten sich hier unter esthnischen und lettischen Stämmen an, die sie eine Zeit lang als selbstständige Souveraine beherrschten. Ihre Niederlassungen wurden später abwechselnd von den Dänen, Schweden und Polen mehr oder weniger lange regiert, und endlich seit einem Jahrhundert fielen sie der russischen Obergewalt anheim. Nimmt man dazu, daß unter den gebildeten Klassen sich mehr als in anderen Theilen von Deutschland französische Sprache und Sitte Bahn brachen, so sind damit alle auf das livländische Deutsch bildend und modelnd einwirkende Agentien gegeben, und alle Idiotismen des Dialekts werden sich entweder als

Gallicismen oder als Ruthenismen, Esticismen oder Letticismen erkennen lassen.

Von dem entschieden größten Einflusse sind oder waren natürlich diejenigen Völker, mit denen der Deutsche hier in die nächste und innigste Berührung kam, die Esthen und die Letten. Für viele Einrichtungen, namentlich in der Landwirthschaft, welche die Deutschen bei sich zu Hause nicht kannten, oder nicht so kannten, wie sich dieselbe bei den Einheimischen fand, nahmen sie die einheimischen Ausdrücke auf und bürgerten sie in ihrer Sprache ein. Viele Urbewohner wurden beständig germanisirt, lernten Deutsch, aber natürlich auf ihre Weise, mit Beibehaltung der ihren Sprachorganen und ihrer Denkweise conformen Besonderheiten. Diese verdeutschten Eingeborenen verschmolzen in ihrer Nachkommenschaft mit den deutschen Klassen selbst, und so theilte sich denn allmählig ihre Sprechweise auch der deutschen Sprache mit und modulirte und veränderte dieselbe unmerklich.

Der lettischen und esthnischen Worte und Ausdrücke, die dem baltischen Deutsch incorporirt sind, giebt es unzählige. Es genügt hier, einige anzuführen. Ein Haus zum Darren des Getreides heißt im Lettischen „Rige," die Deutschen, welche jene, durch das feuchte Klima hervorgerufene Einrichtung nicht kannten, nahmen den Ausdruck „Riege" auf. Eben so geschah es mit dem Worte „Faland"*) für

*) Man schreibt und spricht dieses Wort jetzt allgemein „Faland," und Letten und Deutsche gebrauchen es beide wie ein ihnen eigenthümlich angehöriges. Es ist aber möglich, daß es auch

Kuhstall. „Giest" heißt eine „Kuh, die keine Milch giebt." Daher sprechen die hiesigen Deutschen: „Jane, geh' in's Faland und steh ein Mal nach der giesten Kuh." In der Land- und Ackerwirthschaft giebt es vorzugsweise solche Ausdrücke in Menge. „Näken" heißen „Kleinigkeiten, Lappalien." Das Wort kommt aus dem Lettischen, wie vielleicht auch der Ausdruck „sich brusen", d. h. großthun, sich aufblasen.

Viele Pflanzen, die entweder blos in diesem Lande zu Hause sind, oder doch besonders häufig darin vorkommen, werden fast nur mit ihrem einheimischen oder, wie man hier sagt „undeutschen" Namen genannt, so „Kaddik"*), der Wachholder, „Porsch," ein Suppenkraut, (Ledum palustre).

Für die Nationalgerichte der Esthen und Letten haben die Deutschen natürlich auch keine eigenen Namen erfunden. Daher hört man sie immer von „Putter" und „Puddro" reden, ohne sie zu verstehen, bis man erfährt, daß jenes das lettische Nationalgericht, die Grütze, und dieses das esthnische, die auch bei'm Adel beliebte Ofengrütze, ist.

Die Deutschen des Landes aller Klassen, adelige und nicht adelige, werden eigentlich in ihren ersten Kinderjahren als Esthen und Letten erzogen. Denn sie bekommen lettische und esthnische Ammen, die ihnen

---

nur das umgeformte deutsche Wort „Pfahlland" (mit Pfählen umgebenes Land) ist.

*) Einige behaupten auch, daß das Wort „Kaddik" ursprünglich ein deutsches sei. Es soll auch in Meklenburg für Wachholder gebräuchlich sein.

ihre Sprache lehren. Erst im vierten oder fünften Jahre fängt man an, mit ihnen deutsch zu sprechen, das sie erst im sechsten Jahre fertig erlernen.

Natürlich bleibt ihnen immer etwas Lettisches und Esthnisches ankleben. Namentlich behalten sie, wie sich das leicht erklärt, gewisse undeutsche Interjectionen und vor allen Dingen viele Liebe- und Schmeichelworte, wie deren die Letten so unendlich viele haben, welche sie vorzugsweise an Kinder verschwenden. Eine solche lettische Interjection, die allen Deutschen eigen bleibt, ist z. B. „Waih!" ein Ausruf der Verwunderung, der überall an die Stelle unseres deutschen „O!" tritt.

„Waih, wie schön!"

„Waih, wie habe ich gearbeitet!"

„Waih, das ist schlecht!"

„Waih Gottchen, wie sind Sie böse!" —

Das esthnische „Puh!" ist auf dieselbe Weise für die esthnischen Deutschen charakteristisch. An Schmeichelworten sind die Letten und Esthen vielfach reicher als die Deutschen, weßhalb man in Livland auch immer auf Lettisch oder auf Esthnisch schmeichelt. So heißt es auf Esthnisch-Deutsch: „Mein Pai, mein Pailo?" wie geht's Dir, mein Pailo (mein Liebchen?) „Was machst Du, mein Kulla, mein Goldchen, mein Zuckerchen," und auf Lettisch-Deutsch: „Komm her, Bralingsch (Brüderchen), gieb Händchen, meine Mahmulite (Mütterchen), gieb Küßchen, mein Püppchen, mein Täubchen, mein Ssunning. Wie hast Du denn geschlafen, meine Mahminja?"

Für manche Namen von Gegenden, Ortschaften, Naturerscheinungen, Geräthe u. s. w. wurden allerdings deutsche Namen beibehalten oder erfunden, für andere aber die undeutschen aufgenommen. Doch macht sich überall bemerklich, daß da, wo das Esthnische oder Lettische piquanter und bezeichnender war, dieses siegte. Viele Redewendungen und Ausdrücke wurden nicht recipirt, sondern in's Deutsche wörtlich übersetzt oder dem Lettischen und Esthnischen nachgebildet, so z. B. die lettische Redensart: „Lai winsch nahkts," „laß ihn kommen." Wörtlich heißt dieß: „laß er kommen, mache, daß er komme" (fac, veniat). Die Deutschen haben diese häufig vorkommende Redensart buchstäblich, aber falsch übersetzt, falsch nach der lettischen, wie nach der deutschen Denk- und Constructionsweise. Sie sagen: „Laß er kommen."

In ganz Kur- und Livland hört man oft die gebildetsten Leute dem zufolge nicht anders sprechen als so:

„Laß er das thun."

„Laß er mir das noch einmal sagen."

„Laß er gleich fortreiten!"

Aehnlichen Ursprung mögen die allgemein üblichen Redensarten haben:

„Komm ein" (komm herein).

„Sind Sie auch eingekommen?" (Sind Sie auch in die Stadt gekommen?)

„Er ist schon ein!"

„Mach die Thüre fest" (für: zu). „Ich habe ihn fest gekriegt." (Ich habe ihn gehascht) u. s. w. „Ein fester Wagen" (ein geschlossener Wagen).

„Ein durcher Sack" (ein Sack, durch den ein Loch gemacht worden ist).

„Ich habe mir den Kopf ganz abgeschlagen", für: „ich habe mir den Kopf wund gestoßen."

Auch jenes: „Apschelatees", „erbarmet Euch", eine Redensart, die der das Erbarmen Anderer so vielfach in Anspruch nehmende Lette überall einmischt, auch wenn eben nicht gerade von Härte oder Mitleiden die Rede sein sollte, ist in's Deutsche übergegangen, weßhalb man in den Ostseeprovinzen bei tausend Gelegenheiten „Erbarmen Sie sich" sagt, z. B.: „Erbarmen Sie sich, wie sind Sie schmuzig!" „Erbarmen Sie sich, machen Sie nicht so viel dummes Zeug!" „Erbarme Dich, Kind, iß nicht so viel!" „Erbarmen Sie sich, schreien Sie nicht so!" u. s. w.

Wir bemerkten oben, daß keine Sprache sich mehr zur Bildung von Diminutiven neige als die der Letten, die selbst von den Diminutiven noch Diminutiva machen. Wir bilden doch nur von solchen Worten Diminutiva, deren Begriffe überhaupt einer Verkleinerung fähig sind, und bei denen solche Beiworte wie „lieblich", „zierlich" und „niedlich" an ihrem Platze wären. So z. B. machen wir von Schaf „Schäfchen", von Kind „Kindchen", von Schwester „Schwesterchen", weil überhaupt die Kinder, Schafe und Schwestern Gegenstände sind, denen man Zierlichkeit, Kleinheit und Lieblichkeit zuschreiben kann. Der Lette aber, der in seinem weichen, liebelnden, tändelnden, kleinlichen, großartiger Auffassungen unfähigen Geiste Alles in verkleinerter Weise sieht, und in dessen Wesen und Haushaltung auch Alles in der That kleinlich,

winzig und liliputtisch ist, diminuirt selbst die grandiosesten Begriffe und spricht beständig von „Kühchen", „Oechschen", „Hundchen", „Städtchen" und „Städteleinchen", „Männerchen", „Bergchen", „Haufenchen", „Kirchlein", „Thürmchen", „Wäldchen" u. s. w. Ja sogar den höchsten aller Begriffe, „Gott", diminuirt er und spricht fast nie von „Dehws" (Gott), sondern nur von „Dehwing" (Gottchen). „Waih Dehwing!" (Ach, mein Gottchen!) ist seine häufigste Interjection.

Die Deutschen des Landes haben dieß von ihm angenommen, und es ist daher kein deutsches Land, wo Diminutive aller Art so sehr im Schwange wären wie in den Ostseeprovinzen. Wo man bei uns sagt: „lieber Bruder" oder „lieber Onkel", spricht man dort: „mein Onkelchen", „mein Brüderchen", „mein Mütterchen", „mein Großmütterchen", „mein Väterchen" u. s. w

Man bildet überhaupt tausend Diminutive, wo wir sie nicht bilden, z. B. „mein Kleinerchen!" „mein Lieberchen!" Ja auch das „Dehwing", „Gottchen", haben die Deutschen angenommen, und eine bei ihnen fast stets gehörte Interjection ist der Ausruf: „Ach Gottchen!"

Den Fremden berührt diese Sprechweise eigenthümlich angenehm und freundlich. Viele dieser deutschen Diminutiva untermischen die Deutschen nun häufig mit lettischen. Dabei ist dann aber noch der Fehler zu bemerken, den sie dadurch machen, daß sie im Diminutivum den Vocal, wie es eigentlich sein sollte, nie umlauten lassen und daher immer sprechen: „Handchen", „Mauschen", „Sohnchen", „Mutterchen", „Hundchen", „Mannchen" statt „Händchen", „Mäuschen", „Mütterchen" u. s. w.

Von eben so großem Einflusse wie auf die Wortbildung und Construction ist das Lettische und Esthnische auf die Aussprache und Accentuation der Worte gewesen. Da die kleinen deutschen Kinder an der Ammenbrust zuerst das Lettische und Esthnische lallen lernen, so werden natürlich ihre weichen Sprachorgane von Anfang an auf lettische und esthnische Weise gebildet. Sie müssen daher natürlich auch später die deutschen Laute mehr oder weniger auf lettische und esthnische Weise produciren. Es macht sich dieß in tausend Fällen bemerklich. Die Letten z. B. machen einen sehr scharfen Unterschied zwischen den Doppellauten „ei" und „ai." Die Deutschen haben dieß von ihnen angenommen, und die Ostseeprovinzen sind daher die einzigen deutschen Landschaften, in denen „Weise" und „Waise", „Seite" und „Saite" sehr scharf und bestimmt unterschieden werden. Die Letten haben das stumme deutsche „e" kaum, ihr „e" klingt fast immer wie „ä", und dann haben sie ein doppeltes „e", das ganz eigenthümlich lautet, fast wie „ä—e", das aber kein Ausländer ihnen richtig nachspricht. Die baltischen Deutschen, vorzüglich die Kurländer, haben die verschiedenen Arten des lettischen „e" bei sich recipirt, weßhalb sie alle zahllosen stummen „e" in der deutschen Sprache viel bestimmter als wir aussprechen, was ihrem Dialekte eine sehr angenehme Präcision giebt. Dann aber, was weniger zu loben sein möchte, wenden sie auch in vielen Worten das lettische Doppel=E an und sprechen die Worte „gewesen", „gelegen", „erbeten" u. s. w. nicht so wie wir

„gewäsen", „gelägen" u. s. w. aus, sondern, indem sie die Stimme auf dem „e" etwas tremuliren oder absetzen lassen, fast wie „gewä-esen", „gelä-egen", „das Mär", „die Schäre", „die Bäre", „entwäder". Die Sache ist freilich schwer nachzuahmen und darzustellen, allein jeder Kurländer ist an diesem breiten verdoppelten „e" sogleich zu erkennen. Manche eigenthümliche Accentuirung der Worte rührt ebenfalls aus dem Lettischen und Esthnischen her.

Dem Einflusse der Letten und Esthen auf das dortige Deutsch mag wohl der der Russen zunächst gestellt werden. Die Russen verkehrten seit uralten Zeiten mit dem Lande, und seit 150 Jahren sogar sind sie als Eroberer in dasselbe eingedrungen. Natürlich haben sich mit ihnen viele russische Sitten und Worte für Dinge, welche die Deutschen von ihnen kennen lernten, eingeschlichen. So ist namentlich bei Wagen und Zügelwerk mancher russische Ausdruck geblieben, z. B. „Droschke", „Prisprosch-Pferde" (Seitenpferde), eine „Troika" (Dreigespann.) Ebenso sind viele Ausdrücke, welche auf Gesetzgebung und Staatsverwaltung Bezug haben, russisch geworden, z. B „die Ukase" (das Gesetz), der „Prikas" (Befehl), das „Stadtquartal" (das Stadtquartier), „die Poschlinn" (Abgaben bei'm Verkaufe eines Gutes), die „Okladisten" (die Leute, welche der Kopfsteuer unterworfen sind), bei den geringen Leuten ein „Prasnik" (ein Feiertag.) Viele russische Hausgeräthe, die man angenommen hat, haben auch ihren russischen Namen beibehalten, z. B. das „Ssamowar" (der Theekessel), ein „Tschumadan" (Reisemantelsack), ein „Kaftan" u. s. w.

Auch viele Verba, die auf ganz eigenthümliche russische Verrichtungen oder Geistes-Eigenschaften anspielen, sind recipirt worden, z. B. „gulaien" von dem russischen gulatj, was ungefähr dem französischen flaner gleichbedeutend ist. Man conjugirt es wie jedes andere deutsche Verbum: „ich gulaie, du gulaist, wir gulaien" — „ihr habt gulait u. s. w."

Manche deutsche Redensarten, die ungeschickte, wörtliche Uebersetzungen aus dem Russischen sind, möchten ohne Beihülfe des Russischen völlig unverständlich sein, z. B. der Gebrauch der merkwürdigen Redensart: „was nicht ist" (oder nach livländischer Aussprache:) „was nich is" für: „irgend etwas", „was es sei" und „allerlei." Es kommt dieß aus dem russischen „tschto ni bud", d. h. „was nicht sonst noch etwa Alles sein wird", d. h. kurz: „irgend etwas." So bittet der livländische Bettler: „Ich bitte Sie, mein Herr, geben Sie mir ein Stück Brod oder was nich is", d. h. „oder sonst irgend etwas." Ferner sagt man: „Wollen Sie mich heute Abend nicht auf ein Butterbrod besuchen, oder was nich is? (à la fortune du pot). „Er schwatzte mir allerlei von seinem Vater, seinem Bruder und was nicht ist!" d. h. und sonst noch allerhand.

Besonders scheinen den hiesigen Deutschen auch die russischen Taufnamen gefallen zu haben, denn Feodor, Annuschka, Katinka, Lubow, Nadeschda und andere russische Vornamen sind bei ihnen gebräuchlich. Es giebt sogar einige ursprünglich deutsche Wörter, die sich in diesen Gegenden erst eine Umwandlung nach russischer

Weise gefallen lassen mußten und dann in dieser russischen Form in Gebrauch blieben. Solche sonderbare Schicksale scheint z. B. das Wort Zwiebel gehabt zu haben; auf Plattdeutsch heißen die Zwiebeln „Zipollen", und dieses Wort mochten ursprünglich die Niederdeutschen mit in's Land gebracht haben. Die Russen, welche hier später die vornehmsten Zwiebelgärtner wurden, veränderten dieses Wort nach ihrer Weise und machten daraus „Zibulki", und da man nun diese Zibulki fast immer aus den Händen der Russen empfängt, so blieb im ganzen nördlichen Livland und in Esthland bei'm gemeinen Volke der Name Zibulki, welchen Ausdruck man sonst im ganzen übrigen Rußland nicht kennt, für dieses Gewächs gäng und gebe.

Im zartesten Alter lernen, wie gesagt, die Kinder der meisten Deutschen des Landes als Ammensprache das Lettische und Esthnische. Dazu bringen Mütter und Väter im vierten oder fünften Jahre das Deutsche. Das Lettische aber bleibt und wird mit den Bauern und Domestiken fortgeübt. Zu beiden kommt vom siebenten oder achten Jahre an das Französische im Umgange mit einer Gouvernante, und bald dann auch für die Knaben im zwölften oder dreizehnten Jahre das Russische. Da das Französische neben dem Deutschen als vornehmste Gesellschaftssprache fortgeübt wird, so ist es wohl nicht ganz ohne Einfluß auf das Deutsch dieser Provinzen geblieben. Von den vielen Beispielen, die man dafür anführen könnte, wollen wir nur als ein paar sehr frappante den Gebrauch des Wortes „legen" (französisch mettre) und die

Uebersetzung von „il y a“ (es giebt), so wie die eigenthümliche Anwendung von „gehen“ nach dem Muster des französischen „aller“ citiren.

Das Zeitwort „legen“ brauchen die baltischen Deutschen ohne Unterschied eben so wie die Franzosen ihr „mettre“ für die Ortsveränderung oder Herbeischaffung irgend einer Sache, sei es eine flüssige oder starre, lange oder hohe, wo wir im Deutschen so viele wichtige Rücksichten nehmen und so viele eigenthümliche Worte ausgeprägt haben, als z. B. „gießen“, „stellen“, „legen“ u. dergl. Man sagt also nicht nur: „Lege dieß Buch vor's Fenster“, sondern auch: „lege mir ein wenig Milch zum Kaffee“, „lege die Tinte auf den Tisch“, wie im Französischen: „Mettez-moi un peu de crême au café.“ Ja man legt sogar die Pferde vor den Wagen und spricht: „laß die Pferde vorlegen“, statt „laß anspannen“, letzteres jedoch nur in Esthland.

Dasselbe ist es mit dem Ausdrucke „es hat“ (franz .il-y-a) für „es giebt“, z. B.: „Es hat sehr viel Kirschen dieß Jahr.“ „Es hatte gestern viel Menschen in der Kirche *)“.

Und eben derselbe Fall ist es mit dem Verbum „gehen“ (franz. „aller“) für mögen, z. B.: „Ich gehe, ihn holen“ (je vais le chercher) statt: „ich will ihn gleich holen,“ oder: „Ich liebe nicht zu trinken,“ statt: „ich mag nicht trinken,“

*) Später haben mir Kenner des Lettischen versichert, daß sowohl dieser Ausdruck „es hat“ als auch jener Gebrauch des Wortes „legen“ im Lettischen ganz auf dieselbe Weise vorkomme wie im Französischen, und es wäre demnach auch möglich, daß jene Dinge aus der lettischen Sprache in das Deutsch der Ostseeprovinzen übertragen worden wären.

oder „ich liebe sehr, Erdbeeren zu essen," statt „ich esse gern Erdbeeren." Ferner: „Wollen wir gehen trinken fragen" (allons demander à boire). „Haben Sie welche (statt einige) Nachrichten?" (quelques nouvelles). „Oder dieß oder das" statt: „entweder dieß oder das" (das französische ou — ou).

Eben so endlich ist es auch mit dem französischen „avoir chaud" und „avoir froid," zum Beispiel: „Ich habe kalt" (j'ai froid), „haben Sie warm?"

Vielleicht ist das scharfe S an der Stelle des weichen in einigen Worten auch aus dem Französischen entnommen, z. B. in dem Worte: „Perssohn" statt „Person".

So vielfach also influencirten fremde Idiome auf das Deutsch der Ostseeprovinzen. Von den verschiedenen Provinzialismen des deutschen Vaterlandes mögen natürlich auch viele allmählig sich hier eingebürgert haben, und bei der bunten Zusammensetzung der Bevölkerung der Provinzen läßt sich erwarten, daß viele davon aus allen deutschen Dialekten übertragen und von den Individuen, welche sie einführten, allmählig verallgemeinert wurden. So findet man hier und da sächsische Provinzausdrücke, dann wiederum, jedoch seltener, schwäbische, die der Sprachmasse eingemischt sind wie hier und da Quarzkrystalle dem Granit. Allein kein Dialekt war in dieser Beziehung wichtiger und von größerer Bedeutung als der nieder= oder plattdeutsche, ja man kann behaupten, daß dasselbe sogar der Kern des ganzen baltischen Deutsch war, wie denn auch Niedersachsen, Bremer, Westphalen, Holsteiner und Lübecker den Grundstamm der hiesigen Bevölkerung ausmachten.

Vor Luther sprach man in den baltischen Städten fast allgemein blos plattdeutsch; die Rigaischen alten Stadtrechte sind wie die Bremischen und Hamburgischen in plattdeutscher Sprache abgefaßt; auch auf dem Lande verstand der Adel gewöhnlich Plattdeutsch. In den Städten erhielt sich das Plattdeutsche am längsten, und selbst im vorigen Jahrhunderte wurde noch hier und da, namentlich in Esthland, plattdeutsch gesprochen. Noch jetzt ist es die Sprache der Lootsen und Hafenarbeiter in Riga, Rewal und Libau, wo dann auch mancher Russe, Lette und Esthe sogar kein anderes Deutsch als das Plattdeutsche lernt.

Auch selbst in der ganzen körperlichen Bildung, Physiognomie und dem Habitus der baltischen Deutschen läßt sich angloſächsischer Menschenschlag erkennen. Für die ganze Beurtheilung des hiesigen Deutsch ist also die Betrachtung entscheidend und wichtig, daß hier eben so wie in Meklenburg, Holstein, den Hansestädten, Oldenburg, Hannover u. s. w. das obersächsische Hochdeutsch an die Stelle des seit Luther's Zeiten überflügelten Niederdeutschen trat.

Es ist natürlich, daß das Plattdeutsche selbst bei den Gebildetsten noch vielfach sich durchfühlen lasse und daß es sich bei manchen Begriffen und Redensarten so eingenistet habe, daß es wohl nie ganz ausgemerzt werden wird. Wir wollen hier einige Beispiele anführen:

Schon gleich bei Nennung vieler Familien- und Ortsnamen begrüßen den Niedersachsen heimathliche Töne „Bokum", „Tuckum", „Burhöften", „Medem", „Pilten" und „Hasenpoth" sind nur einige aus dem Register solcher offenbar niederdeutschen Namen, das man anfertigen könnte.

Wie die Bremer und Hamburger haben die Rigenser ihre „Feuerbaken", d. h. Leuchtthürme.

Wie die hannover'schen backen auch die livländischen Köchinnen ihre „armen Ritter" aus Brodschnittchen und Milch.

Auf ein Pferd thut man ein gutes oder schlechtes „Bott" (Gebot).

Wie in ganz Niedersachsen heißt eine Armbrust ein „Flitzbogen", ein Taschentubus ein „Kieker", der oberste Abschnitt des Brodes ein „Kunst", das Betttuch ein „Laken", eine Art von Besen „Quast", ein Schrank „Schapp" oder „Schaff", die Säge „Sage", Hiebe „Stripse", Hosen „Bixen", lüderliches Gut „Takelwaare", albern, unbeholfen „twatsch", Lehmwand mit eingeflochtenen Ruthen „Wellerarbeit", Fußweg ein „Pattweg", Flüssigkeiten verschütten „verspillen", Bulle „Bolle", der Kreisel „Brummkiesel".

Ja es ist merkwürdig, daß die Liv-, Esth- und Kurländer ganz ähnliche Fehler und Besonderheiten aus dem Plattdeutschen in's Hochdeutsche übertragen haben wie die Westphalen, Oldenburger und Holsteiner. So sagen sie wie diese: „gieß Wasser mang" statt dazu; statt „gieb", „iß" sagen sie oft: „esse", „gebe". Eben so oft setzen sie fälschlich den Conjunctiv statt des Indicativs, z. B.: „Ich hätte es ihm eben gegeben, als er eintrat," statt „ich hatte es ihm gegeben". Eben so wie die meisten Niedersachsen (z. B. die Hamburger und Bremer) sprechen sie „Ziege" statt „Züge", „Biene" statt „Bühne", „gesinder" statt „gesünder", „lenen" statt „löhnen", „Gericht" statt „Gerücht", „leiten" statt „läuten", „erneiern"

statt „erneuern", dagegen aber auch oft „heulen" statt „heilen", „Feuertage" statt „Feiertage", „Löhrer" statt „Lehrer", „Oere" statt „Ehre", „Diadöhm" statt „Diadem".

Eben so wie die Niedersachsen sprechen sie nachlässig „nich" statt „nicht", „is" statt „ist", „nu" statt „nun". Ja sie treiben es mit dieser Bequemlichkeit noch weiter als die Niedersachsen und sagen z. B. auch „gestern Aben" statt „gestern Abend", „währen sie kommen" statt „werden Sie kommen", „ich währ schon kommen", „wie heiß er?" statt „wie heißt er?", „rechen" statt „rechnen", „es hat geregent" statt „es hat geregnet", „orntlich" statt „ordentlich". Wie nachlässige Weglassungen, so haben die Livländer auch nachlässige Hinzufügungen mit den Niederdeutschen gemein, z. B. „die Thüre" statt „die Thür", „die Uhre" statt „die Uhr". Ja sie sagen sogar: „wollen Sie so gütig seinen?" „Stich das Schwert ein" statt „steck' das Schwert ein," oder: „Wenn eher werden sie fahren?" statt „wann werden sie fahren?" Ganz anglosächsisch ist der Gebrauch des „quick" (lebendig) und des „black" (schwarz). Das weiche niedersächsische „D" tritt häufig an die Stelle des „T", z. B. in „draben" statt „traben", „Deibel" statt „Teufel", „gedrunken" statt „getrunken". Namentlich sind viele piquante Kraftausdrücke plattdeutsch geblieben, z. B.: „Er hat es auf Trojeduhs (auf's Gerathewohl) gethan."

Auch viele Sprüchwörter erinnern noch an das Land der Niedersachsen, z. B.: „o geh' mir nach Burtehude!" Wohl schwerlich träumt das kleine Burtehude an der Elbe, daß in so fernem Lande von ihm so täglich gesprochen

werde. Auch weiß hier gewöhnlich Niemand, wo der Ort liegt. Bemerkenswerth ist es dagegen, daß das „St", „Sp", „Str" und „Spr" nicht wie in Niedersachsen, sondern wie im übrigen Deutschland „Scht", „Schp" u. s. w. ausgesprochen werden (schtand, schpringen, schtricken), ja daß man sogar die Herrschaft des „Sch" noch weiter ausdehnt und zuweilen spricht: „Durscht" statt „Durst", „ehrscht" statt „erst" und sogar „rechtsch" und „linksch" statt „rechts" und „links". Eben so ist es bemerkenswerth, daß, während im ganzen nördlichen Deutschland (namentlich z. B. in Berlin, Bremen und Hamburg) der Accusativ mehr als der Dativ zu herrschen scheint, man dagegen in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen eine entschiedene Vorliebe für den Dativ hat. Man spricht daher: „Ich habe ihr gesehen," „er hat es an mir abgegeben," „der Brief ist an Ihnen," „die ganze Welt ist auf mir böse," „leg' es in der Schachtel," „ohne Dir kann nichts geschehen," „ich lass' ihm Alles machen," ja sogar: „durch dem, daß er krank war, konnte er nicht kommen." In einigen Fällen sündigt man aber auch wieder auf Kosten des Dativs, wenn man z. B. sagt: „ich hab's das Mädchen abgegeben," „ich will die Herren einschenken."

Haben wir nun auf diese Weise den plattdeutschen Kern des livländischen Dialekts von dem Ganzen geschieden und eben so den lettischen, französischen, esthnischen und russischen Anflug davon getrennt und ihre Einflüsse erkannt, und finden wir dann doch noch viele Eigenheiten in ihm, die ihn vor den übrigen deutschen Dialekten auszeichnen,

die aber doch weder als plattdeutsche Kernüberreste, noch als fremdartige Anbildungen erklärt werden können, so mögen diese denn als ein Ergebniß eigener Productionskraft und selbstthätiger Weiterbildung des baltischen Sprachgewächses betrachtet werden. Da wir hier nicht die Absicht haben können, den Gegenstand zu erschöpfen, so genügt es, Einzelnes anzuführen, um unseren Lesern einen Begriff von der Art dieser Weiterbildung zu geben.

Zunächst haben natürlich die hierher versetzten Deutschen für solche Gegenstände und Verhältnisse, die sie hier zum ersten Male sahen und kennen lernten, eigene Worte gebildet, wenn sie nicht schon existirende lettische oder russische Namen dafür annahmen.

So nennt man hier „Kothflügel" die Vorrichtung an der Droschke, welche bei'm Fahren die Räder bedeckt, um das Anspritzen des Kothes zu verhüten.

So heißt man „Schießpferde" die Vorspannpferde, welche von den Bauern zur Beförderung eines Couriers, einer Estafette u. s. w. gestellt werden müssen. „Schießsoldaten" heißen alte Invaliden, welche obrigkeitliche Befehle in den Kirchspielen herumtragen müssen.

So bildete man in Esthland das Wort „Strüffel", „Gestrüffel" für das so häufig dort vorkommende mit allerlei Gebüsch bewachsene Strauchland.

„Troßführer" heißen die kleinen von den Bauern geführten Bagagewagen, die den Soldaten, Reisenden u. s. w. das Gepäck nachfahren, „Zehntner" ist ein Landwirth, der gegen den zehnten Theil der Einkünfte bei dem Eigenthümer ein Gut verwaltet. Aehnliche Dinge kommen in Menge vor.

Namentlich haben die Deutschen für viele Chargen, die sie hier zur agricultorischen Verfassung der Bauernschaft auf ihren Gütern errichteten, besondere Namen und Titel erfunden. Solche sind z. B. „Hofesmutter", in Esthland auch „Viehmutter" genannt, die Aufseherin über das Vieh und Geflügel des Edelhofes, — der „Hundejunge", der über die Jagdhunde gesetzt ist, — der „Wachtkerl", eine Art von Knecht, der auf dem Hofe die Wache hält, aber auch sonst noch allerlei Geschäfte zu verrichten hat.

„Junge" oder auch „Stubenjunge" heißt überhaupt jeder Bedienter vom Bauernstande, wenn er auch ein alter Bursche ist.

„Buschwächter" nennt man die Waldaufseher.

„Wirthe" heißen die Vorsteher der einzelnen Bauernhöfe.

„Ganzhäkner", „Halbhäkner" u. s. w. sind verschiedene Benennungen für verschiedene Arten dieser Wirthe. Bei manchen dieser Chargen blieben die lettischen und esthnischen Benennungen, z. B. „Namik" d. i. Ofenheizer, „Wagger", d. i. Bauernaufseher bei der Arbeit; dasselbe auf Esthnisch „Kubbjas".

Auch ist es sehr merkwürdig, wie die Leibeigenschaft in diesem Lande viele bei uns gute deutsche Worte von schlechter Bedeutung und gleichsam anrüchig gemacht hat. So z. B. nimmt es jedes deutsche Dienstmädchen hier nicht wenig übel, wenn man sie „ein Mädchen" nennen wollte. „Mädchen sind blos die leibeigenen Bauermädchen, die deutschen heißen „Jungfern" oder „Mamsellen". Eben so heißt „Weib" eine leibeigene Bäuerin, und in keinem Lande hat das Wort „Weib" einen so

üblen Klang wie hier. Wenn Jemand spricht: „mein Weib“, so meint er nie seine Frau, sondern irgend eine seiner Leibeigenen. Auch das Wort „Mensch“ wird nur in diesem Sinne hier gebraucht, wo es das Schlimmste, was Einem begegnen kann, ist, ein „Mensch“ zu sein. Man braucht nämlich dieß Wort nur von den Leibeigenen, z. B.: „Mein Mensch (leibeigener Diener) ist mir unterwegs krank geworden.“ „Haben Sie Ihren Menschen nicht mit?“

In der Küchensprache giebt es natürlich wieder eben so viele besondere Namen und Sachen wie in der Küche selbst. „Schmant“, „Speck“, „Kümmelkuchen“, „Stopfkuckeln“, „Grützwürste“, „Pälten“, „Käk“, „sauere Grütze“, „Rippsperr“ (eine Art von Schweinsbraten) sind lauter Gerichte die hier erst in Livland erfunden und getauft wurden, und es giebt deren bereits so viele, daß schon ein eigenes Rigaisches Kochbuch in einem dicken Bande darüber geschrieben worden ist. Viele alte deutsche Worte sind hier sonderbar abgeändert worden, z. B. das plattdeutsche Wort „Buttel“ (Flasche, Krug), welches man hier zu „Pudel“ umgewandelt hat und für mancherlei Gefäße braucht, z. B.: „Theerpudel“ (der Krug mit Wagentheer), „Speisepudel“ [das Gefäß mit kalter Küche für Reisende]*).

Eine erstaunliche Menge von deutschen Worten giebt es, die bei uns ganz unschuldig klingen, während sie in Livland eine unangenehme Nebenbedeutung erhalten haben. Man ist hier außerordentlich delicat, und zuweilen affec-

*) „Pudel“, „Paudel“, „Bouteille“, „Butte“ und andere ähnliche Worte sind ohne Zweifel von demselben Stamme.

tirt man noch mehr, es zu sein, und alle Worte, die nur entfernt an undelicate oder unschickliche Gegenstände erinnern, sind auf's Höchste verpönt. Daher macht jeder Ausländer, er mag kommen, aus welchen Gegenden er will, die Livländer bei hundert Gelegenheiten erröthen oder lachen.

Der livländische Sprachgenius hat in vielen Fällen recht passende Erfindungen gemacht und den Sprachstoff recht hübsch weiter gebildet. So stehen im livländischen Lexikon z. B. die Worte: „nächtigen", „nadeln" und „windigen", die sich sonst in keinem deutschen Wörterbuche finden. „Nächtigen" heißt so viel als übernachten, „nadeln" die Nadel führen, nähen, insbesondere „flicken" und „windigen" das Getreide mit Hülfe des Windes von der Spreu reinigen.

Auf der anderen Seite aber haben sich hier auch Sprachfehler erzeugt, die sonst nirgends mehr in Deutschland vorkommen und höchst unangenehm in's Ohr fallen. So sagt man — natürlich das ungebildete „man", doch ist dieses immer zahlreicher als das gebildete — allgemein:

„Ich blus," „ich sung" für „ich blies," „ich sang."

„Er hat mir einen Thaler geschonken" für „geschenkt."

„Ich habe den Rock aufgehongen" für „aufgehängt."

„Ein Mann von gutem Erzug" statt „von guter Erziehung."

„In meinem Garten blühen schöne dopfelte Nelken" für „doppelte Nelken."

„Gestühlte" für Kirchenstühle, „Gebäkles" für Gebackenes, „das Geschwister" für die ganze Geschwisterschaft*), „Gesseln" für junge Gänse.

*) So heißt es z. B. bei Todesanzeigen hier immer: „der Vater und das Geschwister" oder „im Namen des Geschwisters."

„Ich habe mir einen Hut gekiefen" für gekauft.

„Ich kief mir zwei Pferde" für „ich kaufte."

Das merkwürdigste von diesen falsch gebildeten Worten ist das Wort „selftig" für „selbst" und „daselftig" für „daselbst". Die Ungebildeten unter den Kur-, Liv- und Esthländern sind so große Liebhaber von diesem Worte „selftig", daß sie es überall einflicken, wo es nur einigermaßen angeht, z. B.: „Ich bin selftig da gewesen." — „Wo ist das Buch?" — „Daselftig liegt es ja." — „Was hast Du hier selftig zu thun?" Andere solche beliebte Flickworte sind auch „rein" und „recht", z. B.: „Das ist rein nicht auszuhalten." „Ich habe es rein vergessen." „Er ist rein ein Säufer." „Kommen Sie recht so mit Ihrer Frau und Kindern." „Das ist gut, gehen Sie so recht ein wenig mit uns spazieren." „Leihen Sie mir recht einmal Ihr Pferd." „Wie hast Du es angefangen?" „Nun, recht so selftig."

Von einigen eigenthümlichen livländischen Provinzialismen läßt sich schwer mehr angeben, ob sie aus dem Lettischen, Russischen oder Esthnischen herzuleiten sein mögen, oder ob sie eigenthümliche Erfindungen der Livländer sind, so der Ausdruck: „Krasaten fahren" *), d. h. eine Schlittenpartie unternehmen. „Jackern" heißt schlecht reiten, „Kuckel" ein ganzes rundes großes Brod.

„Quinkeliren" heißt in Livland Winkelzüge und Ausflüchte machen **).

---

*) Dieser sonderbare Ausdruck ist in allen drei Ostseeprovinzen und auch bei den Deutschen in Finnland in allgemeinem Gebrauche.

**) So glaubte ich wenigstens die Bedeutung dieses Wortes

„Packnehlchen" sind die Päckereien eines Reisenden oder die kleinen Habseligkeiten eines Bettlers, z. B.: „der Wagen schlug um, und alle unsere kleinen Packnehlchen fielen in den Schmuz." Der Dompfaffe heißt hier zu Lande „Daumpfach", vornehmlich bei denjenigen ungebildeten Leuten, die sich eines besonders feinen Deutsch zu bedienen streben, und „überhaupt" hat hier die Bedeutung von „besonders"; man sagt z. B.: „das Obst geräth dieß Jahr sehr gut und überhaupt (besonders) die Aepfel."

Sonderbar und eigenthümlich ist die Accentuirung einiger Worte. So sagt man in ganz Deutschland „Pästór" und „Móräst", in Livland aber „Páştör" und „Mórast" oder noch ächter „Móräz".

In vielen Fällen wird der Vocal fälschlich kurz gemacht, wo er lang sein sollte, z. B. in den Wörtern: „Betrug", „Klugheit", „Tag", „Krieg", „weg", die man hier so ausspricht: „Betruck", „Kluckheit", „Tack", „Krick", „weck", ferner in „Hut", „Tuch", „Buch", „Kuchen", „rufen", „Ludwig", „Friedrich", die im livländischen Deutsch so lauten: „Hutt", „Tuchch" (Plur. Tichcher), „Buchch" (Plur. Bichcher), „Kuchchen", „ruffen", „Luddwich", „Friddrich". Umgekehrt dehnt man den Vocal in manchen Wörtern, in denen er kurz sein sollte, z. B. „der Ohrt", „dohrt", „das Wohrt", „die Wöhrter".

Die „Stadtschen" sind die Leute in der Stadt, die „Landschen" die Edelleute, die auf dem Lande wohnen.

---

dort verstanden zu haben. Ein Livländer dagegen versicherte mir, es bedeute dieß livländische Wort so viel als „kreischen", „Lärm machen".

„Undeicht" heißt „dünne", „spärlich", „nicht dicht", z. B.: „das Getreide auf diesem Acker steht sehr „undeicht". Das Wort „Wetter" gebrauchen die Ungebildeten in Esthland gemeiniglich im Pluralis und sagen z. B.: „Die Wettern sind jetzt immer schlecht." „Morgen werden wir gute Wettern haben."

Recht arg geht man hier mit dem grammatischen Geschlechte um und spricht z B.: „der Examen", „die Buchstabe", „das Magistrat", „der Dach", „der Bier", „der Glas", „er hat einen schlechten Lob." Besonders häufig gebraucht man bei'm Pronomen personale fast bei allen Dingen das Neutrum „es", z. B.: „Wo blieb der Schlüssel?" — „Es liegt dort." — „Wo ist die Feder? — „Der Kleine hat es weggetragen." Eigenthümliche liv- und kurländische Erfindungen sind auch noch die Bedeutungen der Worte „sich erwarten" und „erwartet haben". Jenes wird von einer Frau gebraucht, die ihrer Entbindung entgegensieht (z. B. „sie erwartet sich", d. h. sie erwartet ihre Entbindung). Dieses heißt so viel als: „von Jemandem Besuch bekommen haben", z. B.: „Haben Sie Ihren Vater erwartet?" d. h., „haben Sie so lange gewartet, bis Ihr Vater gekommen ist?" d. h. „hat Ihr Vater Sie besucht?"

Es ist natürlich, daß alle diese Eigenthümlichkeiten, Fehler und Provinzialismen der deutschen Sprache in Livland nur insofern als allgemein verbreitet angenommen werden können, als sie dem gemeinen Manne eigen sind. Verschiedene Klassen der Gesellschaft nehmen mehr oder weniger Antheil daran. Bei den Geringen findet man

mehr Letticismen und Esthicismen, bei den Vornehmen mehr Gallicismen. Die gebildeten Kur- und Livländer sprechen im Ganzen ein sehr reines und angenehm klingendes Deutsch, das von Jedermann in Deutschland gern gehört wird und im Ganzen freier von Fehlern und Eigenheiten ist als das Deutsch irgend einer anderen Provinz. Sie geben jedem Buchstaben seinen richtigen Ton, verschlucken und verkürzen keine Sylbe, unterscheiden richtig und bestimmt „v" und „b", „ei" und „ai", „d" und „t", vermeiden alle Breite und Härte und sprechen namentlich die Gaumenlaute „g" und „ch" weder so weich wie die Berliner, noch so hart wie die Oesterreicher.

Eben so haben sie nichts Schleppendes in ihrem Vortrage, sondern werden vielmehr häufiger durch ihr allzu rasches Sprechen etwas undeutlich. Sie theilen diese Vorzüge mit den deutschen Gebildeten aller der Provinzen, wo das geringe Volk eine andere Sprache spricht, z. B. auch mit den gebildeten Niedersachsen, deren Bauern plattdeutsch reden. Da, wo Gebildete und Geringe denselben Dialekt sprechen, theilen sich Fehler und Provinzialismen natürlich immer allgemeiner mit.

Die geringen Deutschen aber, die den Letten und Esthen näher stehen, haben allerdings auch denselben Accent, dieselbe Ton- und Organbildung wie die Vornehmen, aber alle deren Feinheiten weniger und deren Fehler gröber und häufiger. Und in diesen Regionen der verdeutschten Letten oder der lettisirenden Deutschen findet man eine wahre Vermengung des Deutschen und Lettischen, und die Lettisch-Deutschen oder die Deutsch-

Letten sprechen dann sogar oft in Redensarten, die geradezu halb deutsch, halb lettisch sind, wie z. B. diese: „Mihleis, mihleis Kutschering, jage nicht so schnell, „ka tas Schlitten schleidering, manne gausche angst“, d. h. „liebes, liebes Kutscherchen, jage nicht so schnell, „wenn der Schlitten schleudert, so ist mir schrecklich angst.“

Aecht livländisch ist auch das ganze Dutzend von Fehlern, welches in folgenden fünf Worten steckt: „Leg' ihm auf den Fenster“, als Antwort auf die Frage: „wo soll ich die Tasse Thee hinstellen?

Selbst den Gebildeten aber merkt man es an — wie das auch bei den vielen Sprachen, die sie zugleich lernen müssen, nicht anders sein kann — daß ihnen nicht die ganze Sprache und Redefülle völlig zu Gebote steht. Es fehlen ihnen hier und da deutsche Worte und Wendungen, und gediegene Redner findet man selten in der Gesellschaft. Mit dem Schreiben des Deutschen steht es noch schlimmer als mit dem Sprechen und gediegene, gewandte Stylisten sind noch seltener als gute Redner. Der Styl in allen Aufsätzen und Büchern, die hier zu Lande geschrieben werden, hat etwas sehr Unvollendetes.

Was den Umfang und die Verbreitung des Deutschen in diesen Provinzen und seine Anwendung in den verschiedenen Lebensverhältnissen betrifft, so läßt sich darüber und über seine Abgränzung von den fremden Sprachen Folgendes bemerken: Der Adel, wie die Literaten, Kaufleute und sämmtliche Stadtbürger des Landes betrachten das Deutsche als ihre Muttersprache. Sie lernen es in ihrer Kindheit von ihren Aeltern. Deutsch ist

die Sprache, in der alle alten Gesetze des Landes abgefaßt sind, auch werden alle Correspondenzen deutsch geführt und alle Verordnungen deutsch gegeben. Auf den Landtagen und bei allen sonstigen Berathungen und Zusammenkünften ist Deutsch die einzige Sprache, eben so in der Gesellschaft und dem Umgange der Gebildeten. Französisch wird nur selten, obgleich vielleicht etwas häufiger und jedenfalls besser als in Deutschland gesprochen. Deutsch ist die einzige Sprache des öffentlichen Unterrichts, und nur in neuester Zeit fing auch die russische an, sich neben ihr Platz zu machen, so wie natürlich auch deutsch gepredigt wird, für die Bauern aber lettisch und esthnisch. Russisch spricht man — d. h. wenn man es versteht, das ist aber selten — nur mit den russischen Offizieren und Arbeitern, Lettisch und Esthnisch sind die Sprachen, mittels deren man mit den Bauern verkehrt. Auch bedienen sich die deutschen Livländer des Esthnischen und Lettischen zu Zeiten, um sich als Landsleute zu erkennen und zu verstehen, wenn sie Anderen ihre Gespräche und Ideen entziehen wollen.

Nicht uninteressante Erscheinungen bietet das Verhältniß des Deutschen zu der Ursprache des Landes, dem Lettischen und Esthnischen. Während in Preußen, Mecklenburg und Pommern das Lettische, Wendische, Obotritische u. s. w. von den deutschen Herren völlig ausgerottet wurde, blieben in den russischen Ostseeprovinzen die Ursprachen und Urvölker in ihren Kreisen dem Deutschen gegenüberstehen. Die Hauptmassen des Volks sind durchweg national-lettisch und esthnisch, und nur die

Wenigen, welche dem Geschäfte des Ackerbaues entfallen und sich als Diener, Handwerker u. s. w. den Deutschen anschließen, lernen auch die deutsche Sprache. Entschieden die Mehrzahl versteht auch nicht ein Wort Deutsch, da ihre Oberherren sich mehr dazu herablassen, ihre Bauernsprache zu lernen und mit ihnen zu reden, als sie zur deutschen Rede heranzubilden. Theils war der Andrang von Deutschen nach Livland allerdings nicht so groß wie in Preußen und Pommern, die überall mit deutscher Colonisation beschickt und durchwebt wurden, und in den anderen angränzenden verdeutschten Ländern, weßhalb auch die deutschen Herren nicht so viele Mittel, Lehrer, und Gebildete hatten, um die ihnen unterwürfigen Nationen zu denationalisiren, theils aber war es auch von jeher die Politik der 'Schwertritter und ihrer Nachfolger die Bauern nicht Deutsch lernen zu lassen; sie fürchteten, sie dadurch zu bilden, klüger zu machen und ihrem leibeigenen Zustande und ihren ackerbauenden Geschäften mehr zu entziehen. Die Klasse der verdeutschten Letten, der Halb- und Klein-Deutschen in Livland, ist eine unlenksame und zwitterhafte Menschenrace, die man so wenig als möglich zu vermehren suchte. Alle Schulen daher, die man bisher hier und da zur Bildung der Bauern stiftete, bedienten sich immer der Sprache des Volks zum Unterrichte.

Aus dem Deutschen in's Lettische und Esthnische übergegangen sind nur einzelne Ausdrücke für solche Gegenstände, welche diesen Völkern unbekannt waren. Da solcher Gegenstände indeß sehr viele waren, so sind na-

türlich jener einzelnen Ausdrücke auch nicht wenige. Als Beispiele führen wir nur folgende an: „Kruhse“ (Krus, Krug), „Nagla“ (Nagel), „Narra“ (Narr), „Mester“ (Meister), „Klinkis“ (Klinke, Thürklinke), „Bestye“ (Bestie), „Bullwerk“ (Bollwerk), „Schnor“ (Schnur), „Sarks“ (Sarg), „Renni“ (Rinne), „Pumpe“ (Pumpe), „Preſsteris“ (Priester), und „Ahmers“ (Hammer).

Die meisten solcher übergegangenen Worte gingen in ihrer plattdeutschen Form über, und so kommt es denn, daß die Letten und Esthen hier und da das alte Plattdeutsch rein bewahrten, während die Deutschen es ganz veränderten und mit dem Hochdeutschen vertauschten. Solche lettisirte und esthnisirte plattdeutsche Worte sind noch ferner „Krogs“ (Krog, Krug), „Lukte“ (Lüchte, Leuchter), „Bakkuhs“ (Back-Huhs, Backhaus), „Balbeeris“ (Balbeer, Balbier), „Balje“ (Balje, Zuber), „Bihdel“ (Biedel, Beutel), „Biskaps“ (Biskop, Bischof), „Skolmaster“ (Schulmeister), „Burmester“ (Bürgermeister), „Ruhme“ (Ruhm, Raum, Hausplatz), „Pohds“ (Pott, Topf), „Plahsters“ (Plahster, Pflaster), „Prahmis“ (Prahmen, Fähre), „Spegelis“ (Spegel, Spiegel), „Glahse“ (Glas) und „Liehme“ (Liehm, Leim).

Wenn man die Letten und Esthen so von deutschen Einrichtungen und Verhältnissen sprechen hört, wo sie sich alle Augenblicke bei der Unzulänglichkeit ihrer armen Sprache sich eines deutschen Wortes bedienen müssen, so kommt es Einem immer so vor, als höre man ein Volk erwachsener, aber unausgebildeter Kinder reden.

Bei der Aufnahme solcher deutschen Wörter in ihre

Sprache verfahren die Letten auf eine eigene Weise und verändern dieselben oft sehr sonderbar. Die auffallendsten und constantesten dieser Veränderungen sind folgende:

1) Sie lassen überall zu Anfang der Worte das „H" weg und sprechen daher „Err" statt „Herr", „Ans" statt „Hans" „Aus" statt „Haus" u. s. w. Das Sonderbarste ist dabei, daß sie dann ebenso regelmäßig da zu Anfang ein H setzen, wo nach dem Deutschen keines hingehört, z. B. „hehrlich" statt „ehrlich", „her" statt „er". Dasselbe thun die Esthen z. B. bei „Kirriko-Erra", d. h. „Kirchen-Herr."

2) Das ch verwandeln sie durchweg in k, z. B. „Mikkelis" statt „Michel", Indrikis" statt „Heinrich", „Skohle" statt „Schule".

3) Das f und r verwandeln sie immer in „p" und „w", z. B. „Preilein" statt „Fräulein", „Jumprawa" statt „Jungfrau", „Prizzis" statt „Friz", „Wihlips" (Philipp.)

4) „Au" verwandeln sie immer in „aw oder ab", z. B. „Pahwles" statt „Paul", „Pahwis" statt „Pfau", „Labrenzis statt „Laurentius".

Es ist bemerkenswerth, daß die Esthen, obgleich sie eine ganz andere Sprache als die Letten haben, doch auch, wenn sie Deutsch lernen, ganz ähnliche Veränderungen mit unseren Sprachlauten vornehmen wie die Letten. Namentlich aspiriren sie gewöhnlich jedes mit einem Vocale anfangende deutsche Wort, wenn es bei uns nicht aspirirt ist, und lassen das H da weg, wo wir es setzen. Auch vertauschen sie das deutsche Fr wie die Letten häufig mit dem Pr. D, und t, b und p vertauschen sie

beständig wie die Thüringer. Das s, st, sp und sch u. s. w. lassen sie in den zusammengesetzten Lauten aus und sagen also statt „sprechen“ „prechen“, statt „Stall“ „Tall“, statt „Schlange“ „Lange“, statt „Schnaps“ „Naps“. Sch verwandeln sie auch oft in „s“ und sagen z. B. statt „schön“ „sön“. Statt „f“ setzen sie „w“ und sagen z. B. statt „fern“ „wern“.

Das „g“ wird in ihrem Munde gewöhnlich ein „k“ verwandelt und aus „lange“ also z. B. „lanke.“

Das Deutsch, welches durch die stricte Beobachtung dieser Regeln und Principien entsteht, klingt dann allerdings komisch genug. Ein Livländer in Dorpat hat ein ziemlich bekanntes Gedicht in diesem Deutsch gefertigt, das auch in mancher anderer Beziehung für das Leben der verdeutschten Esthen in Livland nicht ohne Interesse ist, und das wir daher hier am Schlusse unserer Abhandlung über den deutschen Dialekt der Ostseeprovinzen mittheilen wollen*).

The Oberpalse**) Wreindsaft (Freundschaft).

„Wart, tenkt ich mol in meinen Sinn,
Willst fahren doch heinmal
Su hoberpalse Amtmann in (hin).
Und ging nun in das Tall (Stall),
Und nahm das Wuchs (Fuchs) mit lange Wans (Schwanz)
Und pannt tos vor das Saan (Schlitten),
Tann nahm ich meine Mitz und Ams (Wams),
Un fung su jagen han (an).
Un nun kutsirt durch Tuck un Tolm***)
Ich tuhat nelja****) wort (fort)

---

*) Wir verdanken es der gütigen Mittheilung eines geehrten Freundes, der längere Zeit in Esthland lebte.

**) Oberpalen ist eine in der Nähe von Dorpat liegende und sehr bekannte große Gutsherrschaft.

***) Esthnisch so viel als durch Rauch und Staub.

****) Esthnisch so viel als „tausend geschwind.“

Un wie tas Waib war üx, kax, kolm [1])
Ich an tas Tell und Ort.
„Wart," tenkt ich nun, „willst machen Paß (Spaß)
„Mit Hoberpalse Wreind (Freund).
„Du willst ihm drehen lanke Naas,
„Laß sehn, was er toch meint."
So tenkte ich nune bei mir
Un ging auf Warwad [2]) lam
Vor Hoberpalse Wreind sein Thir (Thür)
Un pamste krimmig han.
„Werda?" ruft Hoberpalse Wreind.
„Busti mene Turak" [3]),
Rief ich und lachte, taß er meint,
Ich sei ein Kros=Kosak (Groß=Kosak).
„To dam, di mne skasi?
„Di dolko mne busti" [4]).
Kott weiß, woburch das Wreind tos sah,
Ich sei kein russe Mann.
Er rief: „was pampst denn tu, Suchna! [5])
„Das Thir is nich in Sloß, komm ein
„Zu Teiwels Kroße Ruß.
„Tu feinst mir so tas Kerl su sein,
„Tos Posteln at (hat) an Wuß (Fuß."
Wie Arrukas so prang (sprang) ich tann
Auf Palse Wreind nun su
Und rief, — ta wicks Wranschehs [6]) ich kan:
„Commense purz le vu? [7])
„O sollst tu toch kus kurrat [8]) gehn
„Mit dein wranschehs Geplärr,
„Man kann ja nich ta Wort verstehn,
„Tu pist ja wahre Narr!"
So sprach mein Wreind und nöthigt mich

---

1) Esthnisch so viel als eins, zwei, drei.
2) Ortsname.
3) Verstümmeltes Russisch für: **pusti mnä durak**, laß mich herein, du Narr.
4) Verstümmeltes Russisch für: **Kto tam, tui mnä skasshi? Tui tolko mnä pusti**, was so viel bedeutet als: „Wer ist da? sage mir! „Laß du mich nur herein."
5) „Suchna", ein Spitzname für die esthnischen Bauern und Undeutschen.
6) fix französisch.
7) **Comment vous portez vous?**
8) Esthnisch so viel als: „zum Teufel."

Auf Pank (Bank) zu sitzen in.
Tann kricht mit kroße Napsglas (Schnapsglas) ich
Ach brechtig prostoi win[1]),
Un nun ersehlten wir alstann
Uns allerlei Gesicht.
Won (von) tas, wie Kassi anne Ann[2])
Won Preitkam (Bräutigam) Wams[3]) gekricht —
Un won tes Wurst un won tas Käk[4]),
Was Wreind sein Wrau gemacht,
Un wie viel tas gekricht an Peck (Speck)
Won Swein, wie tas geslacht —
Un won die Wogel Arrakad[5]),
Was ich auf Kusok's Paum[6])
Ta unterwegs gesehen ab,
Man kennt (könnte) sie sählen (zählen) kaum —
Un won mein Emmis[7]), was ich ab,
Wie wiel tas Porsat[8]) at —
Un tas mein Wuchs wicks lauft in Drapp
Un thut nich werden matt.
So redten wir denn unter uns,
Mehr nurrige (schnurrige) Gesicht,
Ta wragt (fragt) mein Wreind: „drinkst tu auch Puns?"
„Tu Narr, warum tenn nicht?"
Mein Wreind nahm warme Wasser nu
Un that te Syrup hein
Un koß tas proskoi win tasu
Un Hessig obentrein.
Das war toch gar su brechtig Puns!
Hätt ich tas alle Tag!
Ta tranken wir und sitzten uns
Und rauchten Karja jak[9]).
Hauf heinmal ruft de Wreind: „O wart!
„Was wangen wir toch an?
„Tu kannst toch pielen auch tas Kart,

1) Gemeiner Fuselbranntwein.
2) Name.
3) Prügel.
4) Esthnisch: Blutwurst.
5) Esthnisch: Adler.
6) Tannenbaum.
7) Esthnisch: Mutterschwein.
8) Esthnisch: Ferkel.
9) Gemeinen in Esthland erzeugten Taback.

„Womit man pielen kann?
„O ja ich pielen siemlich ips (hübsch)
„Un pielen auch recht viel
„Tas Kaski, asisprand, ninna nips,
„Pruspart un Turaks Piel.
„Tu pist ja Teiwels wickses Mann,
„Tas tu tas Karten pielst;
„So wollen wir toch wangen an
„Su pielen, wenn tu willst."
Ich sagt: „so laß uns pielen su!"
Wir nehmten nu te Karten wor
Un pielten in kans kute Ruh;
Doch immer ich verlor.
Ich aber kar nichts Peses meint
Un pielte ruhig, als
Hauf heinmal so tas Palse Wreind,
Tas pielen krimmig wals (falsch).
Nu ruf ich ihm kans krimmig su:
„Unswad (Hundsfott), tu pielen wals!"
„Was sagst tu, tu Allunke tu?
„Tas liegst tu in tein Als!"
Nu sagt ich ihm mit wolle Mund:
„Tu peltest*) Geld mir ab,
„Tu pist ein Suft, ein Teiwels Und,
„Tu tehlst (stiehlst) ja wie das Rab."
Nun prang er unter Tis ervor
Un kab mir mit das Waust (Faust)
Se krimmig klits, klats um tas Ohr,
Tas tas man saust und praust.
„Werwluchter Kerl, so wink an ich
Auf Teiwels Art su frein,
„Tu pielen wals und slagen mich,
„Tas ist werwlucht gemein!"
Nu kam das Palse Wreind su mir,
Un nehmt mich bei mein Sopp (Zopf)
Un meiste mich nun aus der Thir
Recht über Als und Kopp.
Ich kramt mich hauf, ging in mein Saan
Un wur (fuhr) tawon und weint
Un tenkt: „Tas ast tu armer Sahn,
„Nu won tas Palse Wreind."

*) Esthnisch deutsch statt „betrügst".

Die Alterthümer der Ostseeprovinzen.

„Well! speak on, where were you born?“

Im Frühlinge des Jahres **1837** schwoll die Düna besonders hoch an, und es wurden Landstriche überschwemmt, die sich auf ihrer Oberfläche bei allen vorgängigen Wasserfluthen trocken erhalten hatten. Gewaltige Eismassen wurden namentlich über die dem Ufer benachbarten Felder der Güter Römershof und Ascheraden oberhalb Riga hingeschleift, und von ihnen ward der Boden dieser Felder so tief aufgerissen und umwühlt wie nie zuvor vom Ackerpfluge des Bauern. Es kamen bei dieser Gelegenheit Dinge zu Tage, die auf jenen Aeckern Jahrhunderte lang im Schooße der Erde vergraben und den Augen der livländischen Juden, Bauern und Alterthumsforscher verborgen gelegen hatten, viele broncene, silberne und eiserne alte Geräthschaften, mit denen man nach dem Ablaufen des Wassers den Boden übersäet fand.

Die Bauern und Juden waren die Ersten, welche diesen interessanten Schatz entdeckten und darüber in Streit geriethen. Jene nahmen von den ausgewühlten Ketten, Perlen und Ringen, was sie zum Schmuck für ihre Wei-

der tauglich glaubten, diese aber kauften und schmolzen ein, was ihnen ächten Silberglanz zu verrathen schien.

Ihnen folgten endlich die Alterthumsforscher nach, bemächtigten sich im Namen der Wissenschaften des Restes und entzogen auch noch Das den Händen der beutelustigen Letten und Juden, was sich noch retten ließ. Nach Mitau an das dortige Museum, nach Riga an die Gesellschaft für livländische Alterthumskunde und an verschiedene Privatsammlungen wurden die gefundenen Schätze vertheilt. Ueberall, wohin sie kamen, erregten sie theils durch die Neuheit ihrer Erscheinung, theils durch ihre Vollständigkeit und große Menge unter den Gelehrten Verwunderung und Streit. Einige waren der Meinung, daß die Sachen sicher aus der Feueresse der Römer gekommen seien, Andere behaupteten, es seien Ueberreste und Reliquien ehemaliger skandinavischer Größe, noch Andere endlich vindicirten sie den Esthen und behaupteten, es seien Kunstproducte der in der Schmiedekunst so hoch erfahrenen Tschuden, der Väter und Vorfahren der Esthen.

In Mitau beruhigte man sich nach einiger Zeit und endete den Streit mit der Erklärung, daß man nichts darüber ausmachen könne, den Künstlern welcher Nation und der Eitelkeit und Schmuckliebe welches Volksstammes man die gefundenen Raritäten zuschreiben sollte. In Riga aber veranlaßte jene oben genannte Wasserfluth ein so heftiges Discussionsfeuer unter den Gelehrten, und der literarische Kampf wurde auf eine so arge Weise geführt, daß die ganze Gesellschaft gelehrter Alterthumsforscher darob zu scheitern drohte und in Folge der Folgen jenes Eis=

ganges mehre geachtete Mitglieder wirklich aus derselben austraten.

Die Angelegenheit kam endlich sogar den höchsten Behörden des Reiches in Petersburg zu Ohren, und die nun mächtig angeregte Frage über die Alterthümer der Ostseeprovinzen wurde für so wichtig gehalten, daß man eine eigene Commission, an deren Spitze ein deutscher Alterthums- und Geschichtsforscher gestellt wurde, mit den nöthigen Mitteln und Aufträgen ausstattete, um nicht nur die bei jener Gelegenheit an das Tageslicht gebrachten Sachen näher zu prüfen, sondern auch überhaupt alle Fundplätze von Antiquitäten in den drei Ostseeprovinzen zu untersuchen, überall Nachgrabungen anstellen zu lassen und die Resultate darüber zum Frommen der Wissenschaften und zum Frieden der Gelehrten bekannt zu machen.

Obgleich diese Resultate bisher leider noch nicht publicirt worden sind und obgleich es auch mit jenem gewünschten Friedensabschluß einstweilen wohl noch etwas mißlich aussteht, so wollen wir doch unseren deutschen Lesern vorläufig schon einige Abbildungen jener baltischen Alterthümer, die wir einem geehrten Freunde verdanken, hier mittheilen und dann hinterher einige allgemeine Bemerkungen über die Alterthümer der Ostseeprovinzen hinzufügen.

Wir wollen uns bei diesen Mittheilungen und Bemerkungen unmittelbar an den Aufsatz anschließen, welchen der geachtete Alterthumsforscher Thomson in dem Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthums-

kunde in Kopenhagen, über diesen freilich schon häufig beleuchteten, aber immer noch nicht in vollkommen helles Licht gesetzten Gegenstand gegeben hat, weil er vorläufig Dasjenige ist, an das wir unsere kleinen Bemerkungen auf's Bequemste anschließen zu können glaubten.

Thomson giebt in jenem Aufsatze nur eine kurz gefaßte Uebersicht über die Denkmäler und Alterthümer aus der Vorzeit seines Vaterlandes, Skandinaviens. Er ignorirt die Alterthümer der deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Aus unseren Mittheilungen wird, wenn auch weiter nichts, doch Das hervorgehen, daß man das Gebiet dieser Forschungen auch über diese Provinzen auszudehnen habe, weil die dort gefundenen Gegenstände ganz und gar und in allen Stücken den in Skandinavien gefundenen gleichen und sowohl in ihrem Stoffe als in ihrer Form und Verzierung ganz deutlich zeigen, daß sie einer und derselben Culturperiode ihre Entstehung verdanken.

Thomson theilt die nordischen Alterthümer nach dem Stoffe, aus dem sie verfertigt wurden, hauptsächlich in Stein-, Bronce- und Eisensachen ein, weil mit dieser Eintheilung gewiß auch eine andere nach dem Alter ihrer Entstehung zusammentrifft, da ohne Zweifel bei der allgemeinen Verbreitung der Steine, der leichteren Gewinnung des Kupfers und der schwierigen Bearbeitung des Eisens auch ihrem Zeitalter nach diese Alterthümer in dieselbe Reihenfolge zu setzen sind. Die Steinsachen gehören einer älteren Periode an als die Broncesachen, und diese wieder einer älteren als die eisernen Gegenstände.

Die Steinsachen bieten deßwegen ein geringeres Interesse, weil zu ihrer Zeit die Menschen noch auf einer

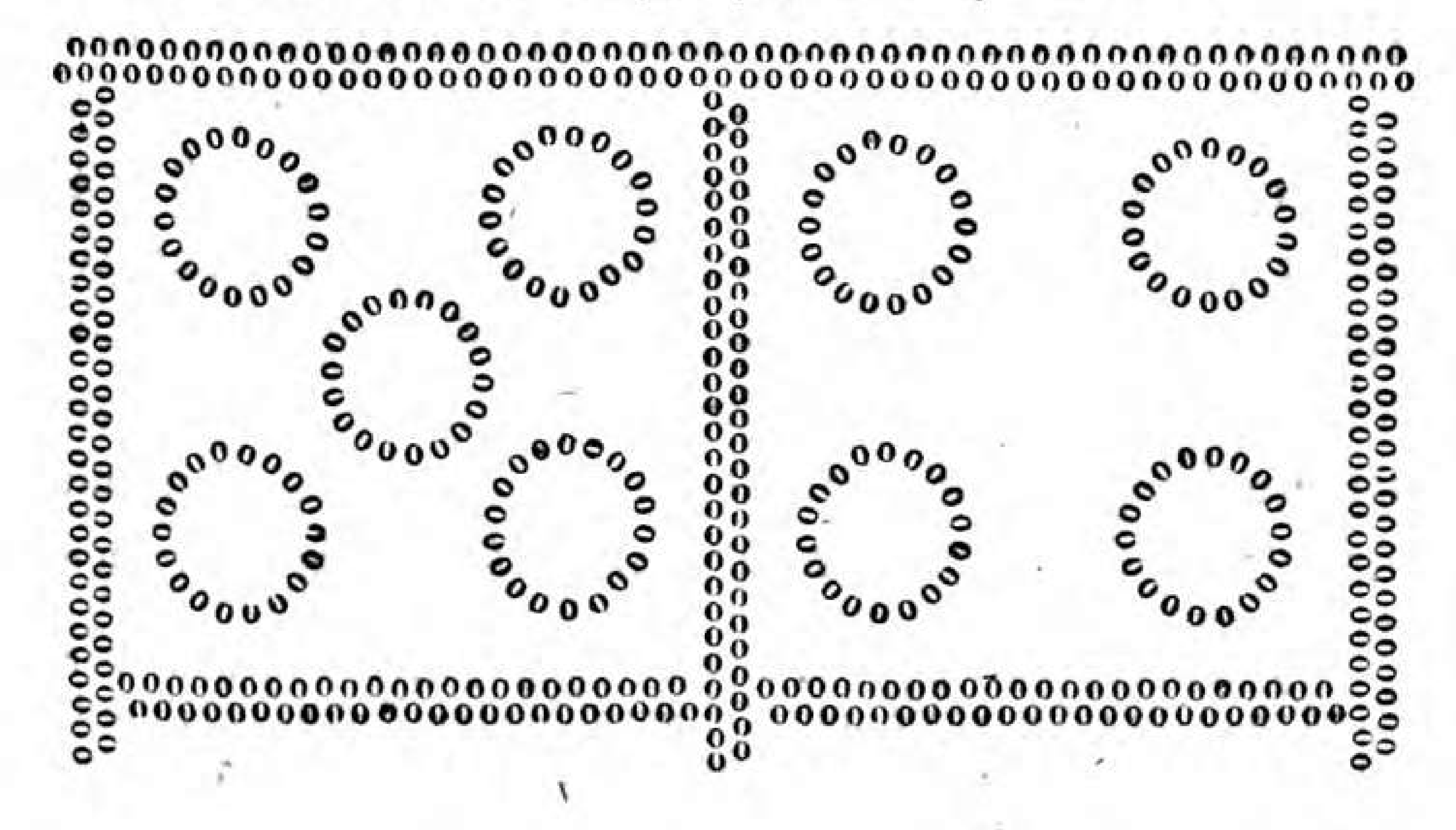
sehr niedrigen Stufe der Cultur standen, die Eisensachen deßwegen, weil sie theils vom Roste in der Erde zerstört und unkenntlich gemacht worden sind, theils aber auch sich schon an die neueren und bekannteren Perioden späterer Zeiten anschließen; die Broncesachen dagegen sind die interessantesten von allen, und zwar

1) weil sie immer sehr gut erhalten sind,
2) weil sie sich daher auch in großer Quantität darbieten, und
3) weil sie Erzeugnisse einer sehr alten Zeit sind.

Von Steinsachen aus den deutsch-russischen Ostseeprovinzen können wir unseren Lesern nichts bieten, obgleich auch dergleichen daselbst gefunden worden sind.

Auch solche sonderbare Steinsetzungen, wie man sie in anderen Theilen des Nordens, in Skandinavien, Dänemark und Großbritannien kennt, hat man in den Ostseeprovinzen entdeckt. So erzählte uns ein livländischer Freund von einer quadratischen Steinsetzung, die er in der Mitte eines Birkenwaldes gesehen. Die Seiten dieses Quadrates seien etwa 50 Schritte lang gewesen, in jeder Seite hätten mehr als 30 etwa 3 Fuß hohe Steine gestanden, und in der Mitte des Quadrates sei ein kleiner Hügel errichtet gewesen. Diese Steinsetzung gehörte also wohl in die Klasse derer, von denen man vermuthet, daß sie umzirkte Kampfplätze gewesen seien, auf denen die nordischen Helden im Beisein ihrer Heere ihre häufig in den alten Sagen besungenen Zweikämpfe ausführten. Unter dem Hügel in der Mitte mochte einer der etwa gefallenen Helden begraben worden sein.

Von einer anderen merkwürdigen Steinsetzung gab uns ein anderer Freund ein ziemlich genaues Bild. Es wurde dieselbe ebenfalls bei jener zu Anfange unseres Aufsatzes erwähnten Wasserfluth an den Ufern der Düna aufgedeckt, denn sie war ebenfalls wie jene Alterthümer von einer hier und da $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen Sand- und Erdschicht, wahrscheinlich Alluvium des Flusses, belegt gewesen. Diese Steinsetzung bestand aus lauter ziemlich kleinen Feldsteinen, die paarweise zu Quadraten zusammengelegt waren. Die Zusammensetzung jedes Paares war so, daß die Linie der Steine nicht rechtwinkelig, sondern schief auf den Seiten des Quadrates stand. Jede Quadratseite war etwa 10 bis 15 Schritte lang, und in jedem Quadrate befanden sich 4 Kreise aus einfach neben einander liegenden kleinen Steinen gebildet, und zuweilen fand sich noch in der Mitte der vier Kreise ein fünfter. Unter jedem Kreise war eine Leiche begraben. Das Ganze war also ein Begräbnißplatz, und ein Stück davon nahm sich etwa so aus:



Doch waren natürlich weder die Steine durchweg so von gleicher Größe, noch auch die Bilder der Quadrate und Kreise so vollkommen und vollständig, weil die Ueberschwemmung Vieles davon zerstört hatte *).

Auch einzeln stehende Hügel mit einem Kranze von großen an ihrem Fuße aufgestellten Steinen findet man in den Ostseeprovinzen nicht selten, eben so wie man deren in Skandinavien und anderen nordischen Ländern **) gesehen hat.

Ebenfalls eine ehemalige heidnische Steinsetzung, ein alter, mit Steinen umzäunter Kampf-, Opfer- oder Versammlungsplatz war höchst wahrscheinlich auch das durch eine Abhandlung des Lettenkenners Watson bekannt gewordene Kintegesinde in der Nähe von Zierau in Kurland, das wir selbst zu sehen Gelegenheit hatten. Die außerordentliche Menge ungeheuerer Steinblöcke, welche hier zusammengeführt worden sind, setzt in Erstaunen. Ein großes Feld, 300 Schritte lang und 170 Schritte breit, ist ganz mit gewaltigen Blöcken, die alle auf dem Kopfe, d. h. auf der schmalsten Kante, stehen, umgeben. Viele dieser Steine sind acht bis zehn Fuß lang und vier bis sechs Fuß breit und dick. Manche haben 100 bis 130 Cubikfuß Masse, sie stehen alle dicht bei einander, und die engen Zwischenräume sind mit kleinen Steinen ausgefüllt. Andere eben so große Steine stehen unter alten Eichbäumen im Kreise umher und dienen jetzt als Postamente für die Bienenstöcke der Bauern. Viele Blöcke, von

*) Sjöborg hat in seiner vollständigen Alterthumskunde von Schweden mehre Kirchhöfe mit ähnlichen Steinsetzungen abgebildet.

**) Namentlich auch in Meklenburg nach Lisch in seinem Friderico-Francisceum.

denen einige zehn bis vierzehn Fuß lang sind, sind zur Aussetzung eines Brunnens, andere zur Bildung eines Fußweges, wieder andere zur Unterlage der Wohnungsgebäude des Bauerngehöftes benutzt worden. Das Volk erzählt sich, es habe hier ehemals ein riesenstarker Mann Namens Kinte gewohnt, der sich mit einer weißen Stute und auf einem gigantischen Schlitten, von dem man noch die viertehalb Klaftern langen Kufen zeigt, diese Steine zur Bildung seiner Wohnung und zur Umzäunung seiner Felder zusammengefahren habe. Höchst wahrscheinlich — auch die das Ganze überschattenden uralten Eichbäume, von denen einige acht Fuß im Durchmesser haben, deuten auf einen geweihten Ort hin — war hier ehemals ein alter heidnischer Opferplatz, zu dessen Frommen die großen Blöcke aus weiter Ferne gesammelt und zusammengefahren worden waren, und erst später benutzte wohl ein reicher Bauer die gefundenen Materialien mit Hülfe seiner Nachbarn, die er durch die bei den Letten üblichen Talkus*) zur Mitarbeit einlud, für seine Zwecke, und „so ruht denn jetzt," wie der oben citirte Pastor Watson sagt, „auf der Vorwelt Riesengrunde eine kleine, aber friedliche Hütte, als Symbol der Geschichte des lettischen Volks."

Die antiken Broncesachen aus den russischen Ostseeprovinzen, welche wir unseren Lesern zu geben im Stande sind, sind Schmucksachen, Waffen und einige andere Geräthschaften.

1) Kopfschmuck. Fig. Nr. 1.

Die Figur stellt das Stück eines Kopfschmucks dar,

*) Siehe oben.

der folgendermaßen verfertigt war: vier rundliche Fäden oder Bänder wurden mit broncenen Metallspiralen umgeben, und vorn ward ein zierlich bearbeitetes Blech darum gelegt.

Man fand übrigens in den Gräbern der Ostseeprovinzen noch manchfaltig gestalteten anderweitigen Kopfputz, Kämme und Haarnadeln, ganz von denselben Formen, wie sie in Dänemark, in einigen Theilen von Deutschland und anderen Ländern gefunden worden sind.

2) Halsschmuck. Fig. 2 bis 7.

Nr. 2 ist das Stück eines broncenen Halsringes, der vorn mit kleinen dreieckigen Metallplättchen ,und Schellen behängt ist.

Nr. 3 ein Ring, über den mehre kleine Stücke von Metallspiralen wie Perlen geschoben sind, ohne weiter daran befestigt zu sein.

Nr. 4 ein doppelter Ring, aus spiralförmig gewundenen Broncedrähten bestehend.

Nr. 5 eine Kette, deren breite Glieder aus dünngeschlagenem Bronceblech gemacht sind.

Nr. 6 eine Perlenschnur. Die Perlen bestehen theils aus Glas, theils aus Thon, einige sind länglich oval, andere kugelrund, noch andere in der Mitte erhaben. Zum Theil sind sie glatt, zum Theil der Länge nach gefurcht. Die gläsernen sind meistens blau oder auch vergoldet, die thönernen zum Theil mit Augen und Kreisen (nach Art der Augen des Pfauenschweifs) bemalt.

Nr. 7 ist wohl mehr ein Brust= als ein Halsschmuck. Es sind zwei kleine, zierlich gearbeitete Schilde

mit Haken, durch die das Ganze wahrscheinlich vorn an den Schultern befestigt wurde. An den Schildhaken sind anderweitige Platten eingehäkelt, an denen kurze Ketten herabhängen. Beide Platten werden auch durch quer über die Brust gehende Ketten mit einander verbunden. Die Ketten bestehen aus kleinen doppelt gewundenen Drahtgliedern, einige sind nur gezwirnter Draht. An den herabhängenden Ketten zur Rechten ist ein verrosteter Schlüssel und ein Knochen (wahrscheinlich ein Bärenzahn) befestigt, zur Linken befinden sich andere, durch Verrostung unkenntlich gewordene Gegenstände.

Man hat in den Ostseeprovinzen viele Ketten gefunden, die der dargestellten ganz ähnlich waren. Auch sind es immer dieselben Gegenstände, welche an den Enden der kleinen Kettchen befestigt sind, nämlich Schlüssel, Wolfs- und Bärenzähne, dann aber auch kleine Messer, kleine Pferdeköpfe, Dolchscheiden mit Dolchen, kleine Tauben, Hunde, Hähne von Bronce und endlich auch Münzen. Manche dieser Gegenstände, z. B. die Thiernachbildungen, mochten als Amulete, andere, wie z. B. die Münzen, nur zum Schmucke dienen, manche wieder waren nützliche Geräthschaften, wie z. B. die Dolche, Schlüssel, Messer.

Einen doppelten Pferdekopf, wie er an diesen Ketten häufig ist, haben wir bei Nr. 8 dargestellt, eine kleine Messer- oder Dolchscheide, wie wir sie an einer Kette fanden, bei Nr. 9. Auch die kleinen Schnüre, an denen sie hängt, bestehen aus Broncedraht.

Ganz ähnliche Figürchen wie die genannten finden sich nach Sjöborg und Thomson auch in Skandinavien an den dort in den Gräbern gefundenen Ketten.

Zuweilen finden sich auch kleine Nachbildungen von Schwertern, Spießen und Schilden an kleinen Ketten. Thomson vermuthet, daß man diese Nachbildungen statt der kostbaren Sachen selbst den Todten mit in's Grab gab. Eine Nachbildung eines Schwertes hängt nebst zwei kleinen, zierlich bearbeiteten Metallplättchen an der Kette Nr. 10.

Der Halskettenschmuck ist in den Gräbern der Ostseeprovinzen ein sehr gewöhnlicher Fund. Da Thomson nicht viel von ihnen spricht, und andere Forscher in anderen Ländern, unter Anderen z. B. Lisch in seinem so reichhaltigen Werke über Meklenburg, ihrer gar nicht erwähnen, so ist es möglich, daß er den hiesigen Gegenden vorzugsweise eigen ist. Es kommen Ketten vor, die in acht-, zehn- und zwölffachen Gewinden um den Hals und über die Brust herabhängen, und deren vollständige Länge über dreißig Fuß mißt *).

3) Brustschnallen. Figur 11 bis 14.

Auch von Brustschnallen oder, wie Lisch sie nennt, Brustheftelu hat man sehr viele und einige von sehr eleganten Formen gefunden. Nr. 11, 12 und 13 stellen die gewöhnlichste Form dar, nämlich einen einfachen oder aus Draht gewundenen Ring, den die Zunge der Schnalle diametral durchschneidet. Bei Nr. 13 sind die Enden des Ringes besonders zierlich gestaltet, sie verlaufen sich in eine Art von Blattform. Aehn-

*) Namentlich besitzt der an der Düna reichbegüterte Graf Siewers viele schöne Exemplare solcher Broncekettten.

liche Brustheften sind noch jetzt bei den Letten und Esthen gebräuchlich, es sind die oben von uns beschriebenen Prater oder Preesen. Bei Nr. 15 haben wir eine solche dargestellt, sie kommen aber noch viel bunter gestaltet vor. Zuweilen befindet eine solche große Schnalle, die den eigentlichen Schnallendienst verrichtet, sich in der Mitte, umgeben von vielen kleineren umhersitzenden anderen Schnallen, die nur zur Ausschmückung angebracht sind.

Bei der antiken Brustschnalle Nr. 14 befindet sich die eigentliche Schnalle oder das Schnallenzünglein zum Festhalten hinter dem senkrecht herablaufenden Schnallenbogen. Das kleine Querbälkchen aber dient nur zur Vervollständigung und Abrundung der Figur des Schmuckes*).

4) Leibgürtel. Figur 16 bis 18.

Nr. 16 bis 18 sind Stücke von ledernen Riemen, die mit kleinen broncenen Ringen und zierlich bearbeiteten Metallstückchen besetzt sind. Man hat sie in den Gräbern in der Nähe des Leibes in der Mitte der Leichname gefunden und hält sie daher für Leibgürtel. Man fand auch metallene Ringe, den oben unter Nr. 4 angegebenen ähnlich, die zum Tragen um den Leib bestimmt waren.

5) Arm= und Fußspangen.

Einfache Spiralwindungen aus Broncedraht, wie Nr. 19 eine solche darstellt, kommen sehr häufig als Armspangen vor, doch ist die gewöhnlichste Form diese, daß

*) Viele ganz ähnlich geformte Brustheften hat man in Meklenburg gefunden, und Lisch hat ebenfalls mehre von ihnen dargestellt.

sich ein massiver oder hohler Metallring so um das Gelenk dreht, daß zwischen seinen Enden noch ein kleiner Raum bleibt, wie dieß bei den Ringen Nr. 20 bis 21 zu sehen ist. Merkwürdig und sonderbar ist es dabei, daß diese Ringe immer ganz steif und ohne Scharnier sind und dennoch nur knapp um das Gelenk, das sie umgeben, passen. Man begreift so nicht, wie sie umgelegt und abgenommen wurden. Einige meinen daher, daß man sie sich um das Gelenk herum schmiedete, oder daß man sie schon bei jungen Jahren umlegte, die Glieder hineinwachsen ließ und die Ringe dann für beständig trug. Beides scheint indeß unwahrscheinlich. Vielleicht schmiedete man nur den Todten solche Ringe um und hatte für die Lebenden Ringe mit Scharnieren*). Uebrigens gleichen diese Ringe in der Hauptsache ganz und gar den von Thomson, Lisch und Sjöborg beschriebenen und dargestellten.

6) Fingerringe. Fig. 23 bis 26.

No. 23 ist ein einfacher, aus einer Drahtspirale bestehender Fingerring.

No. 24 ist ein sehr eleganter Broncering, aus drei Gewinden bestehend. Das mittlere Gewinde ist flach und breit, die beiden anderen verlieren sich in Schlangenschwänzen.

No. 25 ist ein verstümmelter Bernsteinring.

No. 26 ist ein Ring aus einem halbdurchsichtigen, grüngelblich gefärbten Stoffe, der schwerer als Glas ist, stel-

---

*) Indeß streitet mit dieser Vermuthung wieder die mir später von einem Freunde gemachte Mittheilung, daß man auch abgenutzte Ringe gefunden hat.

lenweise mit einem kalkartigen Ueberzuge bedeckt, vielleicht ein ringförmig bearbeiteter Stein.

7) Waffen.

Helme und Brustharnische finden sich sehr selten in den skandinavischen Gräbern. In den Ostseeprovinzen hat man sie unseres Wissens gar nicht gefunden. Doch versicherte mir der Freund, dem ich die beigefügten Zeichnungen verdanke, daß er eine Art von Helmhaube gesehen habe, die aus Broncedraht bestanden. Der Draht war spiralförmig zusammengelegt, und die Haube lief spitz zu.

Spieße von Eisen und auch von Bronce, wie die bei No. 27 und 28 gegebenen, fand man sehr viel.

Bei No. 29 ist der Röhrenansatz zum Aufsetzen des Spießes an den Schaft mit Silber belegt und das Silber mit schlangenförmig gewundenen und in einander verschlungenen Arabesken verziert. Mit ähnlichen Gewinden verzierte Sachen hat man auch in Skandinavien entdeckt.

8) Anderweitige Geräthschaften.

Von anderweitigen Geräthschaften können wir hier nur noch einen Celt (framea) oder Pallstaf aus Bronce (Fig. No. 30) und einige Beile aus Eisen (Fig. No. 31 und 32) zum Theil von sehr eleganter Form beifügen.

Der Celt ist ganz so gestaltet wie die vielen Instrumente dieser Art, die man in allen Theilen Europas gefunden hat, und wir zeichneten ihn nur in der Absicht, um zu zeigen, daß auch unsere Ostseeprovinzen mit zu den Celtfundörtern zu rechnen sind.

Auch eben solche **Wageschalen**, wie Thomson sie beschreibt, hat man an den Ufern der Düna und der Aa in bedeutender Anzahl ausgegraben.

Wenn man die hier von uns gegebenen, in den Ostseeprovinzen ausgegrabenen Gegenstände mit den von Thomson als in verschiedenen Theilen Skandinaviens und von Lisch als in Meklenburg gefunden aufgeführten vergleicht, so entdeckt man eine so frappante Aehnlichkeit zwischen beiden, daß darüber keine Frage sein kann, daß sie nicht einer und derselben Bildungsepoche und Zeitperiode zuzuschreiben sind. Nicht nur ist der Stoff, Bronce (mit Zinn vermischtes Kupfer), überall derselbe, nicht nur zeigt sich der Geschmack und Styl in den Formen im Allgemeinen und im Großen als derselbe, überall häufige Anwendung der Drahtspiralen zu Ketten, Ringen, Bändern, überall die oben angegebene Form der Spangen und Armringe, überall die eleganten Figuren der Beile, sondern auch die Gestaltung der kleinsten Dinge, der Amulete, der Schellen, der Perlen, der Kettenringe, ist durchweg conform. Ja auch die kleinen Punctirungen und Zeichnungen zur fernerweitigen Verschönerung dieser Kleinigkeiten ist durchweg in derselben Manier. Die Wellenzierathen, die Ring-, Schlangen- und Drachenzierathen, die Thomson zeichnete, finden sich auch auf diesen ostseeprovinzianischen Bronce-Antiquitäten wieder. Ueber die Frage, welches weit verbreitete Volk sich mit diesen Schmucksachen geziert, welche Leute sich dieser Geräthe und Waffen bedient, und welche Künstler sie verfertigt haben, fand man bisher nicht nur in den Ostseeprovin-

zen, sondern auch bei uns die verschiedensten Meinungen der Gelehrten, deren verschiedene Urtheile hauptsächlich daher rühren, daß man bisher noch immer nicht das weite Gebiet der Fundorte dieser Broncesachen in seinem ganzen Umfange überschaute.

Einige, welche, vielleicht von der oft von uns gerühmten Zierlichkeit dieser Sachen frappirt, sich nicht entschließen konnten, so hoch im Norden die Existenz eines in Künsten und Geschmack so weit vorgeschrittenen Volkes anzunehmen, glaubten, daß diese Dinge von den Römern herrühren müßten und daß sie entweder Nachahmungen von den Kunstproducten derselben, oder daß deren Arbeiten selbst auf dem Wege des Handels zum Norden gekommen seien.

In Deutschland, wo man in vielen Gegenden ebenfalls solche Dinge ausgrub, gab man sie eines Theils für die Geräthschaften der alten Deutschen, anderen Theils für Reliquien der weit verbreiteten Celten aus.

In Skandinavien nannte man sie dagegen skandinavische Alterthümer und schrieb sie den Vorfahren der jetzt dort lebenden Nationen zu.

In den deutsch-russischen Ostseeprovinzen, sowie überhaupt in ganz Rußland, wo man sich auf die von Manchen als evident angenommene Thatsache stützt, daß solche Broncesachen in allen alten Gräbern durch alle nördlichen Gegenden bis zum Ural hin gefunden werden, scheint man mehr der Meinung geneigt zu sein, daß sie den ehemals cultivirteren finnischen Nationen zuzuschreiben seien.

Von diesen verschiedenen Ansichten verdient, wie es scheint, die erste am wenigsten Beachtung,

1) weil man die Alterthümer der bezeichneten Art im Norden Europas weit häufiger und zum Theil nur ausschließlich dort findet, und zwar vorzugsweise in solchen Gegenden des Nordens, die von der römischen Welt sehr entlegen waren;

2) weil viele dieser Alterthümer in gar nichts an den bei den Römern üblichen Geschmack erinnern;

3) weil der Norden erst dann mit den Römern in einige Berührung kam, als diese schon längst in ihren Geräthschaften das Eisen an die Stelle der Bronce hatten treten lassen;

4) weil es sehr unwahrscheinlich ist, daß ein fremdes entferntes Volk auf dem bloßen Wege der Handelsvermittelung dazu gebracht werden sollte, alle Formen und Gestalten sebst der kleinsten Dinge, deren es sich bedient, von einem anderen zu entlehnen.

Daß auch die Celten wie alle Völker sich des leichter zu gewinnenden Kupfers früher als des Eisens bedient haben, ist wohl gewiß, und viele in Europa gefundene Broncesachen mögen von ihnen herrühren. Daß aber diejenigen Broncealterthümer, zu denen die von uns beschriebenen zu rechnen sind, und die in einem so eigenthümlichen Style gearbeitet sind, ihnen angehören, ist um deßwillen unwahrscheinlich, weil die von den Celten ehemals besetzten Gegenden von denjenigen sehr entfernt liegen, in welchen sich die Hauptfundorte jener Gegenstände befinden.

Die Geschichte kennt in dem großen weiten Norden Europas nur zwei sehr verschiedene, aber in denselben Regionen verbreitete und seit uralten Zeiten mit einan-

der in kriegerischem und friedlichem Verkehre befindliche Stämme,

1) die germanischen Skandinavier, und

2) die finnischen Völker,

und es kann daher, wie es scheint, wohl nur die Frage sein, welcher von diesen beiden Nationen jene Alterthümer zugeschrieben werden müssen, oder ob sie vielleicht von beiden zugleich herrühren.

Die Skandinavier, welche schon früh eine gewisse Culturstufe erreicht hatten und namentlich in der Bearbeitung der in ihrem Lande reichlich gefundenen Metalle nicht unerfahren waren, verbreiteten sich sowohl zur Zeit der Völkerwanderung (Gothen) als auch später so weit in allen Theilen des westlichen (Normannen) wie auch des östlichen Europas (Waräger), daß, wenn sie die Verfertiger und Besitzer jener Broncesachen waren, die außerordentlich weite Verbreitung derselben*) sehr gut mit ihrem häufigeren Vorkommen im Norden übereinstimmen würde. Auch die häufig mit jenen Broncezierathen verbunden gefundenen arabischen, byzantinischen und angelsächsischen Münzen aus dem achten, neunten und zehnten Jahrhundert würden sich leicht mit dieser Hypothese in Einklang bringen lassen.

Die finnischen Völkerstämme auf der anderen Seite hatten ehemals einen großen Theil des vornehmsten Verbreitungsgebietes jener Broncegräber besetzt. Sie waren, wie diese letzteren es noch jetzt sind, durch einen großen

*) Sogar in Italien, in Spanien und bei Konstantinopel hat man ähnliche Sachen ausgegraben.

Theil von Skandinavien verbreitet, gingen im Süden über die Düna hinaus bis an den Niemen, griffen tief in's Innere Rußlands hinab und traten — immer wie jene Broncegräber — im Osten bis über den Ural hinaus. Erst später wurden sie von den Germanen in Skandinavien, von den Litthauern an der östlichen Küste der Ostsee und von den Slaven in Rußland weiter nach Norden hinauf getrieben.

Es ist wohl ohne Zweifel, daß die finnischen Völker sich ehemals zur Zeit ihrer Blüthe — man denke nur an das vielgelobte Biarmia — einer höheren Cultur erfreuten. Finnische Schürfe oder Bergwerke (Tschudski kopi) sind im ganzen nördlichen und östlichen Rußland verbreitet; namentlich als Schmiede werden die finnischen Stämme vielfach gerühmt. Auch erinnern viele jener Broncesachen an die noch jetzt unter den Finnen üblichen Schmuckarbeiten, z. B. die Schellen, die kleinen dreieckigen Metallstückchen, die Brustschnallen und die in der Toilette der Finnen so häufigen durchbohrten Münzen. Endlich auch hat man in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen einige Schädel der in den Broncegräbern mit jenem Schmucke angethanen Leichname untersucht und will sie für esthnische (finnische) Schädel erkannt haben.

Wenn daher dem Allen nach weder in der Annahme, daß die germanischen Skandinavier die Verfertiger und Besitzer jener nordischen Bronce-Alterthümer waren, noch in der, daß man sie auch den Finnen zuschreiben könne, etwas Unwahrscheinliches ist, wenn aber auf der einen Seite nichts dafür spricht, daß die Finnen diese

Sachen so weit im westlichen Europa (in Irland, Schottland, Island, Spanien und Italien, wohin sie nie kamen) verbreitet hätten, noch auch auf der anderen Seite es erwiesen werden kann, daß die Normannen den ganzen Osten Europas, die Niemen-, Düna-, Dwina- und Oka-Ufer und die Anländer des Uralgebirges mit so vielen Broncegräbern erfüllen konnten, als man deren dort wirklich finden soll, so scheint es sehr plausibel, diese Sachen für finnisch und germanisch-skandinavisch zugleich auszugeben.

Lange Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt waren die skandinavischen und finnischen Stämme in vielfachen Kriegs- und Friedensunternehmungen mit einander verwickelte Nachbarn, und es ist sehr wohl möglich, daß ihnen daher sich derselbe Geschmack in Bearbeitung von Metallsachen mittheilte oder daß die eine Nation darin die Lehrerin der anderen wurde.

Was unsere Ostseeprovinzen insbesondere betrifft, so läßt sich der Beweis, daß auch hier diese Alterthümer wie in anderen Ländern wahrscheinlich entweder nur von den hier seit alten Zeiten hausenden finnischen Esthen oder von den skandinavischen Normannen oder endlich von beiden zugleich herrühren, leicht führen.

Die Völker, welche in diesen Erdgegenden lange genug weilten, um den Boden mit ihren Geräthschaften zu füllen, waren unseren obigen Bemerkungen über diesen Gegenstand zufolge die Esthen, Letten, Skandinavier, Russen und Deutschen. An letztere kann man hier am wenigsten denken, weil sie die spätesten Eindringlinge waren und erst zu einer Zeit, als das Eisen schon überall und auch

insbesondere bei ihnen in allgemeinem Gebrauche war, in's Land kamen. Alle Reliquien der deutschen Ritter sind von Eisen und haben auch sonst mit dem Style, in dem jene Broncesachen gearbeitet sind, nichts gemein. Es kann gar kein Zweifel darüber entstehen, was von den in der Erde gefundenen Dingen ihnen angehöre, was nicht. Auch unterscheidet man gleich ein heidnisches Grab von einem christlichen.

Die Letten waren eben so zuverlässig nicht die Urheber jener Broncesachen. Man findet dieselben freilich auch in Kurland und im südlichen Livland, wo seit langer Zeit die Letten die Urbevölkerung bilden. Allein

1) findet man dieselben keinesweges überall da, wo der letto-litthauische Stamm hinkam, was doch der Fall sein müßte, wenn man jene Antiquitäten für lettisch halten wollte;

2) findet man sie auch überall in derselben Weise da, wohin Letten nie kamen, und

3) sind die Kleidungen und Geräthschaften der jetzigen Letten dem Geschmacke, in dem jene Dinge gearbeitet sind, durchaus fremd.

Die Russen verkehrten freilich auch schon lange Zeit vor den Deutschen in den Ostseeprovinzen, vielleicht auch schon als Heiden; doch ist es Niemandem eingefallen, ihnen die Sachen zuzuschreiben.

Es bleiben also nur die Esthen und die Skandinavier. Gegen die Annahme, daß jene die Urheber der Broncegräber und Broncesachen seien, scheint der Umstand zu sprechen, daß sich dieselben eben so häufig in den Thei-

len der Ostseeprovinzen finden, die jetzt nicht von ihnen besetzt sind, nämlich im Dünathale und in Kurland. Doch ist es eine ziemlich erwiesene Thatsache, daß sie früher auch in diesen Strichen einheimisch waren und erst später von den Litthauern und Letten daraus verdrängt wurden. Das alte Esthengebiet umfaßte fast alle die Landstriche, welche jetzt von dem kleinen Lettenstamme besetzt sind, südlich hinabwärts bis an den Niemen.

Die Skandinavier endlich verkehrten schon seit uralten Zeiten in diesen nur durch einen schmalen See von ihrem Vaterlande getrennten Gegenden. Die authentisch begründeten Nachrichten über diesen Verkehr reichen weit hinauf, und die auch nicht zu verachtenden historischen Sagen noch weiter. Bereits 836 Jahre*) nach der Sündfluth brachte Berico, ein tapferer Held, der Schweden und der Gothen König, ganz Livland mit gewaffneter Hand unter seine Gewalt. Seine Nachfolger, Augis, Amalus und Andere, kriegten ebenfalls zu wiederholten Malen mit den aufrührerischen Livländern. 3000 Jahre vor Christi Geburt machte Frotho, der König von Dänemark, die Livländer der Krone Dänemark zinsbar. Doch machte sie Hotebrod von Schweden wieder schwedisch, und sie blieben unter diesem Regimente eine geraume Zeit bis auf König Hotter's Regierung, wo sie sich wieder empörten, weßhalb Hotter's Sohn, Roderich Slingabond, lange Zeit mit ihnen Krieg führte. Nach dem Tode Attilo's, des Sohnes von König Roderich, haben sie

*) Nach des alten Kelch Berechnung.

sogar seinen Nachfolger, den König Grimmern, besiegt, gefangen genommen und an einen Baum gehangen.

Dieß geschah Alles noch vor Christi Geburt.

Nach Christi Geburt sandte der König Frotho von Dänemark einen gewaltigen Kämpen, Starkoter, der aus Helsingland gebürtig war, hierher, und dieser machte die Livländer den Dänen zinsbar. Doch bezwang sie 300 und etliche Jahre nach Christi Geburt Ermenrich, der Ostgothen König, und so wechselten sie noch mehre Male eine vorübergehende Unabhängigkeit mit einer ebenfalls häufig wieder aufgehobenen Botmäßigkeit von Schweden und Dänemark. Der Däne Jarmerich unterjochte sie 420 nach Christi Geburt, der Schwede Yngwar aber bewältigte sie seinerseits im Jahre 454. Freilich wurde er nachher von dem Kriegsheere der Esthen überfallen und erschlagen, und die Schweden errichteten seinen Grabhügel am Seestrande, „auf daß die Wogen der Ostsee ihren Meeresgesang singen möchten dem Schwedenkönige zur Lust." Doch scheinen die Düna- und Peipus-Anwohner sehr bald nachher wieder in die Botmäßigkeit der Dänen und darauf wiederum in die der Schweden gefallen zu sein. Denn auch die folgenden schwedischen Könige, Iwar Widfamne, Harald Hildetand und Ragnar Lodbrock, machten die gewohnten Kriegszüge in's Osterweg oder Oesterreich (d. i. östliches Reich oder auch vielleicht Esthenreich). Erich Emundsson von Schweden (starb 885) verband diese Länder wieder so dauernd mit Schweden, daß sie nach ihm „die alten Steuerländer Schwedens" genannt und als ein integrirender Theil des skandinavischen Königreichs angesehen wurden.

Olof Schofskonig (starb 1024) verlor freilich diese Steuerländer wieder, doch kamen schon unter Canut dem Heiligen wieder Normannen in's Land, denn dieser dänische König unterjochte ganz Esthland und titulirte sich „Herzog von Esthland", wie nach ihm auch die anderen dänischen Könige, seine Nachfolger.

Wenn wir auch hiermit nicht alle Kriegszüge aufführten, welche die Skandinavier in diesen Gegenden machten, so sind doch schon die genannten hinreichend, um zu beweisen, daß die Schweden und Dänen oft und lange genug im Lande waren, um dasselbe von einem Ende zum anderen mit heidnischen Grabmonumenten und Broncesachen zu erfüllen, und es steht uns daher frei, wenn nur sonst die anderen Umstände stimmen, die gegebenen Ketten, Ringe und Spieße sowohl den Begleitern von Hotebrod, Widfamne oder Schofskonig zuzuschreiben, als sie uns an den Armgelenken und auf der Brust der von ihnen bekriegten esthnischen Söhne des Landes zu denken.

Diese Andeutungen mögen hier uns und unseren für die Ostseeprovinzen sich interessirenden Lesern genügen. Den Gelehrten sind vielleicht unsere obigen Mittheilungen deßwegen interessant und zum Theil (wenigstens in Deutschland) neu, weil sie einen Beitrag zur näheren Bestimmung des geographischen Verbreitungsgebiets der Bronce-Alterthümer in den nordwestlichen Gegenden der Ostsee sind, auf welche Bestimmung es einstweilen nach dem Urtheile der Kenner (Klemm, Lisch, Thomson, Sjöborg) vor allen Dingen ankommt.

Auch sonst an Alterthümern anderer Art haben die Ostseeprovinzen fast dieselben Sachen mit Skandinavien und anderen Ländern des Nordens gemein. So finden sich an Münzen sowohl angelsächsische aus dem großbritannischen Westen, als byzantinische aus dem Süden und arabische aus dem entlegenen Osten.

Die angelsächsischen reichen bis über den König Ethelred hinaus. Die Dänen und Schweden führten sie hierher, auch mochten die Esthen bei ihren häufigen Seeräuberzügen auf der Ostsee viele erbeuten.

Die byzantinischen mochten durch die Warägerzüge, welche zum Theil durch die Ostseeprovinzen hindurch gingen und von denen wohl mancher Kämpe auch auf demselben Wege zurückkehrte, und dann durch den uralten Handel der Ostsee mit dem schwarzen Meere durch die sich an einander schließenden Flußsysteme des Dniepr und der Düna hierher geführt werden.

Von arabischen Münzen, von kufischen, Kalifen- und Samanidenmünzen hat man hier und da in den Ostseeprovinzen ganze Töpfe voll ausgegraben. Die Araber und die von ihnen unterjochten nördlichen Völker, die Perser, Bucharen u. s. w. und dann die mit ihnen in Handelsverbindungen stehenden mohamedanischen Chazaren, Bulgaren u. s. w., die am Asow'schen Meere und an der Wolga saßen, führten von alten Zeiten her einen lebhaften Handel die Wolga aufwärts nach Bulgarien (an dessen Stelle das heutige Kasan trat) und von da weiter in alle nördlichen Länder, deren Boden daher überflüssig mit Vergrabungen arabischer Münzen versehen wurde. Die ara-

bischen Münzen, welche man in Skandinavien findet, mögen dann größtentheils wieder aus den Ostseeprovinzen dahin gekommen sein.

Sowie an heidnischen Gräbern, an antiken Münzen, so haben die Ostseeprovinzen auch an Ueberresten alter Bauwerke keinen Mangel. Man kann dieselben in solche eintheilen, welche noch aus der alten heidnischen Zeit herstammen, und in solche, die der christlichen Ritterzeit ihren Ursprung verdanken.

Die Bauwerke aus der heidnischen Zeit, die man oft von jenen oben erwähnten Steinsetzungen nicht unterscheiden kann, bestehen in vielen, häufig vorkommenden Erddämmen und Circumvallationen aus Stein. Man nennt sie hier zu Lande „Bauernwälle“, bei den Letten „Pilliskalns“ (Schloßberge), bei den Esthen „Linnamäggi“ (Stadthügel) In einem Provinzial-Journale wurden über 50 solcher alter Bauernwälle, die man entdeckte und beschrieb, aufgezählt. Man hält sie zum Theil für die alten in den Chroniken häufig erwähnten Festungen der Letten und Esthen, welche die deutschen Ritter bei ihrem Eindringen in's Land eroberten. Doch mag ihre Bedeutung und einstmalige Bestimmung wohl sehr verschieden gewesen sein.

Die zahlreichsten und namentlich für uns interessantesten Ruinen stammen aus der Ritterzeit her. Fast alle die alten Sitze der Heermeister, der 8 Comthure, der 8 Vögte, der Erzbischöfe und Bischöfe, welche ehemals die Häupter des livländischen Ritterstaates bildeten, sind noch jetzt in mehr oder weniger bedeutenden Ueberresten vorhanden, viele fast bis auf die letzte Spur verschwunden, andere

noch in altem zerrissenen Gemäuer vorhanden und einige sogar noch jetzt, nur mit einigen an ihnen vorgenommenen Veränderungen, bewohnt. Sie sind die äußersten Ausläufer jener romantischen Mittelalterwelt, welche nun auf der ganzen Oberfläche des westlichen Europas in Ruinen liegt, denn weiterhin nach Osten in Rußland hinein ragte diese Welt nicht und jenseits des Peipussees hören fast alle Ritterburgenspuren auf.

Eine Aufzählung und Schilderung der baltischen Ritterburgen würde um so mehr ein großes Interesse haben, als sie gerade jetzt immer mehr und mehr verschwinden. Diese Aufzählung und Sammlung ist mehrmals versucht worden, zum letzten Male von dem geachteten Livländer, Andreas v. Löwis, aber nicht bis zu Ende geführt worden.

Wir selbst sahen mehre dieser interessanten Burgruinen des deutschen Ordens; eine der bedeutendsten ist die von Doblen in Kurland, 4 Meilen im Westen von Mitau. Sie ist noch so gut erhalten, daß sie einen recht deutlichen Begriff von der Einrichtung der Burgen der deutschen Schwertritter giebt, und wir wollen hier aus unserem Gedächtnisse eine kurze Beschreibung dieser Ruine hinzufügen.

Sie liegt auf einer nicht sehr erhabenen, aber sehr breiten Anhöhe an den Ufern eines kleinen Flusses. Die Seite dieser Anhöhe nach dem Flusse zu ist schroff, die anderen allmähliger ansteigend, und der ganze Schloßberg rund umher mit einer stellenweise sehr hohen und starken Mauer von ungefähr 850 Schritten im Umfange besetzt. Durch die Mauer führt nur ein Thor in das Innere ei-

nes weiten Gehöftes, des Tummelplatzes der im Schlosse wohnenden Ritter. Zur Linken dieses weitläufigen Platzes stehen die Ruinen der Hauptgebäude, der Kirche, die ziemlich groß gewesen sein muß, der Burg des Vogtes, eines Versammlungssaales der Ritter und anderer Hausabtheilungen. An der einen Seite des Gehöftes hin erstrecken sich die Ueberreste eines langen Gebäudes mit vielen Abtheilungen, wahrscheinlich den Zellen der gemeinen Ritter, die unter dem Vogte das Schloß bewohnten. Das Ganze muß den Anblick eines befestigten und umschanzten Klosters gewährt haben.

Wie Doblen in Kurland, so ist das schon oben von uns erwähnte Wenden in Livland die interessanteste, merkwürdigste und am besten erhaltene Schloßruine. Der Ordensmeister Volguin erbaute Schloß Wenden im Jahre 1224, und seit diesem Jahre bewohnten es alle Heermeister Livlands. Walter von Plettenberg erweiterte den Bau (1495), und Iwan Wassiliewitsch II., der russische Zaar, zerstörte ihn (1577). Ein Theil des Schlosses blieb seitdem in Ruinen liegen, ein anderer aber wurde vom katholischen Bischof Patricius, den Stephan Bathoni in diese Gegenden schickte, um, wie ihm Schuld gegeben wurde, die Lutheraner zum katholischen Glauben zu bekehren und die Deutschen durch Einführung von Polen zu verdrängen, wiederhergestellt. Gustav Adolph schenkte später das Schloß an seinen Reichskanzler Oxenstierna, und endlich gab es die russische Kaiserin Elisabeth an ihren Kanzler Grafen Bestuschew, der es an Privatleute verkaufte, in deren Besitz es seitdem blieb.

Blicke auf das Deutschthum in Finnland.

„O süße Stimme, viel willkomm'ner Ton
„Der Muttersprach' in einem fremden Lande."

Die jüngste Acquisition Rußlands an den baltischen Küsten, Finnland, diese privilegirte, einstweilen noch so rücksichtsvoll und aufmerksam behandelte Provinz, dieses so verwöhnte, auf seine Privilegien so stolze, von den anderen russischen Provinzen so beneidete Finnland, gehört, streng genommen, nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtungen, den wir mit den deutsch-russischen Provinzen abschlossen. Da indeß die deutschen Ostseeprovinzen und namentlich auch die große Colonie der Deutschen in Petersburg wenigstens auf einen Theil dieses Landes nicht ohne Einwirkung blieben, und da durch ihre Vermittelung das Deutschthum auch hier mehr oder weniger hinüber rankte, so wird es nicht unpassend sein, zum Schluß auch auf diese äußersten nördlichen Ausläufer deutscher Colonisation einen Blick zu werfen.

Schon seit den ersten Ansiedelungen der Dänen, Schweden und Deutschen an den Küsten des finnischen Meer-

busens mischten sich hier Gemeinden und Familienstämme von allen drei Nationalitäten durch einander. Selbst als das nördliche Ufer dieses Meerbusens (Finnland) entschieden den Schweden und das südliche (Esthland) entschieden den Deutschen anheimgefallen war, verzweigten sich doch viele Deutsche, namentlich deutsche Handelshäuser aus Rewal, Narwa u. s. w., auch in den schwedisch-finnischen Häfen Wiborg, Friedrichsham u. s. w. Umgekehrt siedelten sich von jeher viele finnländische Schweden nach Esth- und Livland herüber.

Die Deutschen in Esth- und Livland pflegen gewöhnlich von den finnländischen Schweden zu sagen, sie seien noch fünfzig Jahre in der Cultur zurück. Abgesehen davon, ob diese Zahl eine ganz genaue sei, so ist doch so viel gewiß, daß die schwedische Bildung, Sprache, Literatur, Gelehrsamkeit und Industrie von jeher wie auch noch jetzt von der deutschen überflügelt wurde. Diejenigen Finnländer daher, welche in die deutschen Ostseeprovinzen kamen, verdeutschten sich sehr bald, nahmen deutsche Cultur, Sprache und Sitte an und verschmolzen vollständig und spurlos mit den deutschen Einwohnern des Landes. Auch die deutschen Familien, welche nach Finnland übersiedelten, lernten natürlich schwedisch und verschmolzen mit der dortigen Bevölkerung, so jedoch, daß ihre gebildetere Sprache nicht unter ihnen selbst länger eigenthümlich und heimisch blieb, sondern sie dieselbe auch mehr verbreiteten und theilweise auf die Finnländer übertrugen. Man fand daher von jeher und findet noch jetzt die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur

bei den gebildeten Einwohnern der finnländiſchen Städte ziemlich verbreitet, während umgekehrt die gebildeten Deutſchen in den ſüdlichen Häfen des finniſchen Meerbuſens nie in dem Grade Schwediſch lernten.

Als die deutſchen Oſtſeeprovinzen an Rußland fielen, wurden die Relationen zwiſchen den ruſſiſchen Deutſchen und den finniſchen Schweden weniger intim und innig. Nur der weſtliche Theil von Finnland, das ſogenannte Altfinnland oder die Provinz Karelien, das mit Eſth- und Livland daſſelbe Schickſal theilte, wurde eben durch die ruſſiſche Eroberung und insbeſondere durch die Gründung von Petersburg, dem Deutſche von allen Seiten zuſtrömten, nun noch inniger mit den Deutſchen verflochten.

Dieß ging ſo zu: Viele Schweden hatten nach der Eroberung Altfinnlands durch Peter den Großen ihre Etabliſſements in Wiborg, Kerholm u. ſ. w. verlaſſen. Deutſche aus Rewal, Narwa und Petersburg wurden ihre Nachfolger. Die Ruſſen, welche Altfinnland mit den deutſchen Provinzen Eſth- und Livland faſt gleichzeitig erobert hatten und auch germaniſche Inſtitutionen in Finnland fanden, betrachteten daher dieſe Provinz als eine deutſche, ſtellten ſie auf denſelben Fuß mit Eſth- und Livland, nahmen die Gouverneure und andere Beamte in Karelien aus der Mitte der Deutſchen und unterwarfen überhaupt dieſes Land auf dieſelbe Weiſe denſelben Regierungsmaßregeln wie Eſth- und Livland.

Die große deutſche Kolonie in Petersburg trug aber mehr als Alles dazu bei, deutſche Elemente nach dieſem

Theile von Finnland überzuführen. Die deutschen Kaufleute und Handwerker Petersburgs, welche, reich geworden, sich dann aus dem Gewirre der Hauptstadt zurückzuziehen wünschten, siedelten sich sehr häufig in Wiborg an, oder kauften sich ein Landgütchen auf dem karelischen Isthmus. Die schönere Natur des Landes und die freieren Verhältnisse der Bauern lockten sie mehr nach dieser Seite als nach der südlichen Seite, nach Ingermanland, wo die Bauern Leibeigene sind und die Natur sich steril zeigt. Auch belohnten die russischen Kaiser von Deutschen geleistete Dienste häufig und vorzugsweise mit Besitzlichkeiten in Finnland.

Auf diese Weise kam es nicht nur, daß die wenigen Städte des Landes mit vielen Deutschen bevölkert wurden, und daß in ihnen die höhere gebildete Gesellschaft fast ganz deutsch ward (noch im Anfange dieses Jahrhunderts sollen allein in Wiborg über fünfzehn russische Generale deutscher Nationalität mit ihren Familien en retraite gelebt haben), sondern auch, daß der Landbesitz sehr häufig an Deutsche überging, so daß namentlich der ganze Landstrich zwischen Wiborg, Kerholm und Petersburg fast ausschließlich in Besitz von deutschen Familien gerieth. Es wurden an mehren Orten deutsche Schulen errichtet, und sogar die wichtigste Schule des Landes, das Gymnasium von Wiborg, wurde nicht nur ganz auf deutschen Fuß eingerichtet, sondern auch von oben bis unten mit deutschen Lehrern besetzt. In Wiborg und an mehren anderen Orten wurden deutsche Kirchen errichtet, in denen deutsch gepredigt wurde, und es gab sogar einen deutschen Superintendenten des Landes.

Diese Verdeutschung des schwedischen Finnlands machte auf diese Weise unter dem russischen Scepter bis zum Jahre **1809** immer größere Fortschritte. In diesem Jahre wurde auch das ganze übrige bisher noch schwedische Finnland von den Russen erobert und dann dieses eroberte neue Finnland mit dem alten zu einer Provinz vereinigt. Diese Vereinigung Altfinnlands mit dem noch ganz schwedischen Finnland hatte nun einen merkwürdigen Einfluß auf das dort eingedrungene Deutschthum. Die Russen privilegirten nämlich diese so entstandene Provinz Finnland, um sie ihrem Zaarthum geneigt zu machen, auf eine außerordentliche Weise. Wie in Neufinnland die alten schwedischen Institutionen gelassen wurden, so wurden sie in Altfinnland wieder eingeführt. Die russisch-deutsche Statthalterschafts-Regierung hörte auf, die schwedischen Laens wurden wieder hergestellt, und überhaupt setzte man die schwedisch-finnländische Nationalität auch hier wieder ganz in ihre alten Rechte ein. Dieß hatte nun zur natürlichen Folge, daß theils die eingedrungenen deutschen Elemente sich wieder nach schwedischer Weise umbilden mußten, theils denn auch nicht mehr so viele deutsche Einwanderer von Neuem herbeigelockt wurden.

Die Wiborg'schen Deutschen, welche bisher in Dorpat oder auf anderen deutschen Schulen ihre Bildung erlangt hatten, waren nun genöthigt, die Landes-Universität Abo und nachher Helsingfors zu beziehen, und mußten Schwedisch lernen, um nicht die Aussicht auf Anstellung im Lande zu verlieren. Das deutsche Gymnasium wandelte sich auf diese Weise ebenfalls mehr in ein schwedisches um,

und schwedische Lehrer traten hier, wie auch bei anderen Schulen, an die Stelle der deutschen.

Die deutschen Colonieen haben sich auf solche Weise durch diese Reaction immer mehr vermindert und sind jetzt schon in Vergleich gegen früher sehr unbedeutend geworden, und die schwedische Sprache wurde hier daher fast eben so entschieden die Sprache der Gesellschaft, der Studien, der Kirche, des Gerichts und der Geschäfte wie in dem anderen Finnland.

Mit den deutschen hatten sich in den altfinnischen Städten auch russische Bevölkerungselemente eingeschlichen, und zwar ganz dieselben Einwohnerklassen, wie sie sich in den deutschen Ostseeprovinzen zeigen, wo wir sie bereits schilderten. Wiborg, Kexholm, Wilmanstrand, Nyslott und Friedrichsham umgaben sich alle wie Riga, Dorpat, Mitau rc. mit russischen Ansiedlern, Krämern, Arbeitern, Gärtnern rc. Auch gegen diese Russen trat durch die Wiederherstellung des Schwedenthums dieselbe Opposition wie gegen die Deutschen ein. Und so zählt denn in diesem Augenblicke ganz Finnland unter seinen 1,300,000 Einwohnern noch nicht mehr als 6000 Russen.

Die letzten finnländischen Deutschen sah man in Dorpat im Jahre 1830 siebzehn an der Zahl erscheinen. Sie hielten sich weder zu den esthnischen, noch zu den livländischen Deutschen, noch auch zu den dortigen Schweden, und es zeigte sich also daraus, daß sich schon ein kleines eigenthümliches finnländisches Zweiglein des baltischen Deutschthums zu bilden angefangen hatte, dessen Wachs-

thum nun aber schon wieder unterdrückt und gehemmt worden ist.

Für die kleinen, zum Theil äußerst wohnlichen und hübschen Landhäuser, welche die Deutschen in Finnland sich gebaut haben, behielten ihre Bewohner den äußerst bezeichnenden und hübschen schwedischen Namen „hemman“, d. h. Heimath, bei. Ein solches Hemman in Finnland, eine solche comfortable, liebe, wohnliche, in ihren eigenen unabhängigen Kreisen bezirkte Heimath war sonst der sehnliche Wunsch manches Petersburg'schen Deutschen und ist es zum Theil trotz jener oben bezeichneten schwedischen Reaction noch jetzt. Die Schilderung eines dieser finnländischen Hemmans, welche die Heger und Pfleger der nördlichsten Feuer sind, um die sich noch traute deutsche Kreise versammeln, wird hier, wo wir an den äußersten Ausläufern deutscher Lebenskreise stehen, an ihrem rechten Platze sein und auf die schicklichste Weise unsere ganze Darstellung des deutschen Ostseelebens beschließen.

Wir geben diese Schilderung nicht mit eigenen Worten, sondern mit denen eines deutschen Greises, der, im russischen Staatsdienste gealtert, sich wie so viele andere auf seinen finnischen Hemman zurückzog und hier den Frieden und die Ruhe fand, die er in der Residenz vergebens gesucht hatte. Seine Worte, als die eines deutschen Landsmannes aus hohem Norden, werden manche unserer obigen Behauptungen bestätigen und zugleich als Beispiel belegen, wie auch mehr als unsere eigenen geschickt sein, die Sympathieen zwischen den nördlichen und

südlichen Deutschen zu erregen. Wir entnehmen sie einem Briefe, den jener würdige Mann an einen seiner Freunde in Petersburg schrieb, und der folgendermaßen lautet:

Piskola Hemman bei Wiborg.

„Fortunatus et ille, Deos qui novit agrestes,
„Panaque, Sylvanumque senem Nymphasque sorores."

Ja, mein Lieber, ein finnischer Landbauer ist Alles, was nun endlich aus mir geworden ist, aber ich bin damit zufrieden und danke Gott dafür, daß er mich aus den Händen der Großen errettet und mich mit reinem Gewissen hierher geführt hat, wo ich selbst noch anderen Menschen Gutes thun kann und keines vornehmen Wüstlings Schmeichler und keiner egoistischen Absichten verächtliches Triebrad zu sein brauche. Ich hoffe, die Hand voll Erde, die ich jetzt mein eigen nennen darf, wird groß genug sein, mich und die Meinigen zu sättigen. Wenigstens ist hier Raum genug, nach einigen Tagen, Wochen oder Jahren mein Haupt niederzulegen und der Erde das wiederzugeben, was ich von ihr bekam – eine Hand voll Staub. Das Plätzchen ist schon ausgewählt, ein schöner Eichenbaum soll es beschatten, ein mit eigenen Händen ausgegrabener Granitblock soll es bezeichnen.

Mein Hemman liegt in gerader Linie nur drei Werste von Wiborg entfernt am Meere. Im Sommer, wo man die vielen Buchten der Küste umfahren muß, beträgt die Entfernung 14 Werste, im Winter bei'm Eis nur 5 Werste; 12 Werste fährt man auf der Landstraße, die nach

Friedrichsham führt, die übrigen zwei durch einen dichten Wald, der mir angehört. Mein Wohnhaus und die zehn Wirthschaftsgebäude liegen mit Wald und Wasser rund umgeben, so weit das Auge reicht. Wiborgs Thürme und die Höhen auf dem Wege nach Petersburg schließen die ländliche Aussicht. Eine Viertelstunde von meinen Fenstern liegt eine Insel, die ich Robinsons-Eiland getauft habe, weil sie unbewohnt und unbewohnbar ist; denn da liegen Steine an Steinen, Blöcke auf Blöcken vier-, fünf-, sechs-, sieben- und achtfältig über einander, so weit das Auge erlaubt, sie zu sehen. Wie es unter dem Wasser aussieht, das mag ein Taucher untersuchen, aber wer sollte es glauben, diese Klippe ist meist allerwärts grün bewachsen, trägt eßbare Beeren in Menge und prangt mit mannsdicken Bäumen; Ziegen und Schafe wirthschaften darauf, weil Niemand sie hütet. Nicht weit von der Insel ragt ein Fels aus den Wellen empor, auf welchem sich fünf Bäume so malerisch gruppirt haben, als hätte Hirschfeld sie angeordnet. Dank sei es dem Windstoße oder dem Auerhahne, der im Jahre meiner Geburt (denn gegen 70 Jahre mögen die Bäume wohl alt sein) den Samen dazu hinlegte, um mir, einem so großen Verehrer der schönen Natur, eine so malerische Ansicht zu gewähren.

Anderthalb Werst weiter liegt eine andere meiner Inseln (ich habe deren neun). Diese ist groß und die einzig bewohnte. Die Gewässer meines ganzen Inselarchipels sind so fischreich, daß man für's Gesinde und für die eigene Küche auf mehre Monate hin Fische einsalzen, trocknen und mariniren kann.

Auf dem Plane sieht meine Heimath aus wie eine Wurst, lang und schmal. Die letzte Einlenkung der letzten Bucht des Wiborg'schen Meerbusens ist die Pfanne, an deren Rande die Wurst gebraten wird. Wenn meine Steine den Speck derselben vorstellten, so wäre wohl nie eine Wurst fetter gewesen als diese. Allmächtige Natur, wie mögen deine Diener, die Titanen, in den Tagen, deren Alter jede Zeitrechnung um Jahrtausende übersteigen muß, hier gewirthschaftet haben! Wo standen ehemals die Felsen, deren Millionen Milliarden Trümmer unser Finnland bedecken? Was müssen das für Wogen, was für Stürme gewesen sein, die mächtig genug waren, Granitblöcke, wie Häuser groß, von dreißig- bis vierzigtausend Cubikfuß wie kleine Kieselsteine zu bewegen?

In Wiborg ist eine Vorstadt, wo ein großer Raum auf der einen Seite der Hauptstraße bleiben mußte, weil selbst die Regierung die Kosten scheute, welche erfordert wurden, den aufgethürmten Berg von Granitmassen wegzuräumen, der dort liegt. Und so ist ganz Finnland bis zum Eismeere hinauf, und je näher man an Lappland kommt, desto größer, und ungeheuer werden die Granittrümmer. Um etwas recht grotesk Schönes zu genießen, muß man das dem Baron Nikolai*) gehörige Gut „Mon repos“ sehen. Es liegt dasselbe nur eine Werst von Wiborg und hat Naturscenen, die mancher Anglo- und Chinomane nicht mit Millionen Pfund Sterling auch

*) Auch einer von jenen in die finnischen Hemmans geflüchteten Deutschen.

nur im Kleinen nachahmen könnte. Dort ist unter Anderem eine sehr lange, breite, aber nur wenige Fuß dicke Felswand auf zwei von der Natur hingestellten Pfeilern in schiefer Richtung und weit überhängend liegen geblieben, und reizende Spaziergänge führen unter diesem Portale durch.

Das Wohnhaus meines Hemmans hat nur fünf Zimmer. Die Möbeln sind zum Theil Erbstücke aus Gustav Wasa's Zeitalter. Unter den Wirthschaftsgebäuden ist ein animalisches Treibhaus, ich meine einen Stall für Federvieh mit einem ungeheuer großen Ofen, eine Einrichtung, ohne welche hier Eier und junge Hühner nur spät im Sommer zu erwarten wären. Wem sein Brennholz vor der Thür wächst, warum sollte er seinen ostindischen Gästen, den Kalkunen, den Unterschied des Klimas nicht mittels eines warmen Ofens ein wenig erträglicher machen? Ich habe 8 Kühe, 2 Kälber, 2 Pferde, Schafe und anderes kleines Vieh. Mein Garten bringt, was die Küche bedarf, sogar Blumenkohl und Kohlrabi. Die Johannisbeersträuche von verschiedenen Sorten muß ich verdünnen, sonst ersticken sie einander, so dicht stehen sie. Spanische Erdbeeren fand ich mit Unkraut dergestalt bewachsen, daß man sie kaum sah. Diese habe ich verpflanzt. Von Stallfütterung weiß man hier zu Lande nichts, und den meisten Bauern reicht ihr Heu- und Strohvorrath kaum hin. Tritt der Frühling spät ein, so muß das arme Vieh hungern oder verhungern. Es ist oft, wenn es zum ersten Male auf die Weide getrieben werden soll, so schwach, daß es sich nicht aufheben

kann, und daß die Leute es mit Hebebäumen auf die Beine bringen und mit vieler Mühe auf die Weide schaffen müssen.

Auf der ganzen Fläche meines Hemmans, obgleich sie 8 Quadratwerste beträgt, wohnen nicht mehr als sechszig Menschen. Eine so auffallende Entvölkerung, so nahe an der Hauptstadt, muß Ursachen haben, die weit in die Jahrhunderte hinaufsteigen und tief in ein noch nicht genug enthülltes Kapitel der Geschichte eingreifen. Die Unterwerfung des Landes unter eine Macht von anderer Religion, Kleidung, Sprache und Sitte mag später das Ihrige dazu beigetragen haben. Die Natur ist hier allerdings nicht freigebig. Wo aber das sechste Korn, wie hier allerwärts, unter die schlechten Ernten gerechnet wird, wo das achte Korn gewöhnlich ist, da ist der Boden wenigstens nicht undankbar.

Ich suche mein Gütchen auf alle mögliche Weise zu verbessern. Meine Bauern lachen mich bei diesen Bemühungen aus; denn was Groß- und Urgroßvater nicht gethan haben, das ist dem Finnen dummes Zeug. In diesem Stücke sind sie wahre Chinesen, und sie kleben an den Gebräuchen ihrer Vorfahren wie das Pech ihrer Fichten. Für die Uebertragung der chinesischen Moral aber ist der finnische Confucius noch nicht geboren worden. Wie es die Volkslehrer von der Kanzel herab auf den Dörfern treiben, weiß ich nicht. In der Stadt aber ging ich einmal in die finnische Kirche. Verstanden habe ich nichts als „Jummala“ und „Pergala“ (Himmel und Hölle). Gehört aber habe ich Alles, denn der geistliche Herr schrie,

als besäßen alle seine Zuhörer meine etwas alterschwachen Ohren. Wenn aber Poltern und Schelten Beredsamkeit sind, so war der eifrige Mann Gottes mehr als Cicero und Demosthenes. Auch auf der Kanzel müßte die Verbesserung, die Reformation den Anfang nehmen, wenn anders diese Nation noch einer Verbesserung fähig ist, woran Viele zweifeln, ich aber nicht, denn nie darf man am Menschengeschlechte verzweifeln. Aber nicht von unten hinauf, sondern von oben herab muß die Verbesserung anfangen. Moral, Menschenliebe, Lebensweisheit im Volkstone vortragen, zweckmäßige Schriften verbreiten, in Schulen mit einem Unterrichte anfangen, dem der schlichte Menschenverstand zu Grunde liegt, das wäre die Hauptsache. Hier wäre ein Noth- und Hülfsbüchlein nicht mit Golde zu bezahlen. Wer soll aber dergleichen besorgen? Wer soll die Unkosten tragen? Die Prediger sind arm, ihr Gehalt ist gering.

Den Finnen im Allgemeinen sagt man nicht viel Gutes nach. Ich finde indessen doch manche gute Eigenschaft bei ihnen. Ich beobachte und studire sie unbefangen, ohne vorgefaßte Meinung. Ich lebe unter ihnen, wie Cook unter den Inselbewohnern der Südsee, deren Sitten er beobachten mußte und denen er Gutes thun wollte. Ich vergesse nie, daß wir Menschen alle Brüder sind, und sehe daher zufriedene Gesichter um mich her. Und die Finnen scheinen mir zu verzeihen, daß ich ein Sachse bin.

Der Ingrier, der Live, der Esthe und der Finne kennen nur zweierlei Erdenwesen außer sich — Russen und Sachsen. Mit dem letzten Namen bezeichnen sie die

Deutschen, begreifen dann aber auch alle Westeuropäer darunter. „Saxalaine" (Sachsenleute) heißen bei den Finnen nicht nur die Deutschen, sondern insbesondere auch die Kaufleute, wahrscheinlich weil sie die Deutschen (die Hanseaten) fast immer als Kaufleute kennen lernten. Die Russen heißen bei den Finnen sowohl, als bei den Esthen „Wennälaine" (Leute des Boots) wahrscheinlich weil sie fast überall von ihnen durch Seeen, den Ladoga, den Onega, den Peipus, getrennt sind, und die Russen daher in der Regel als Fischer oder Krämer auf Booten zu ihnen kommen. Die Schweden werden von den Finnen „Ruozolaine" (Russenleute? — der Name Russen kommt ja nach der Behauptung einiger Gelehrten von den normanischen Warägern her) genannt.

Man behauptet, der Finne sei faul. Aber für wen soll er denn arbeiten? für eine Herrschaft, die ihn aussaugt?*) Mancher Bauer, dem es an Roggen nicht fehlt,

*) Es gilt dieß indeß nur von einem Theile der Finnen in Karelien in dem Landstriche, von dem hier überhaupt die Rede ist. Der Finne im eigentlichen Finnland ist sonst überall selbst freier Grundherr, und es kann bei ihm von keiner aussaugenden Herrschaft die Rede sein. Daß es in Karelien oder Altfinnland nicht auch so blieb, haben eben jene deutschen großen Herren verschuldet, denen die russische Regierung hier Güter schenkte. Diese Schenkungen gingen anfangs nämlich nur auf die Einnahme gewisser alter von den Bauern zu leistenden Abgaben. Die deutschen Herren wußten aber später allmählig die Sache so zu deuten, als sei ihnen der Grund und Boden geschenkt. Sie depossedirten dadurch die finnischen Bauern und machten sie von freien Besitzern zu bloßen Pächtern, was denn ungefähr eben so viel heißt, als zu ihren Leibeigenen, mit denen sie nach ihrem Belieben verfuhren. Die ganze Anzahl der auf diese Weise depossedirten Finnen giebt man auf 40,000 an.

mischt Mehl von Birkenrinde unter sein Brod, und wenn man ihn fragt, warum er das thue, so antwortet er: „damit meine Kinder, wenn Mangel kommt, daran gewöhnt sind.“ Sein Mehl aber, sogar jenes, das die Krone zur Zeit der Hungersnoth austheilt, schleppt er in den Wald und brennt des strengen Verbotes ungeachtet Branntwein daraus*).

Leibeigene giebt es hier übrigens nicht. Der hiesige Bauer ist Pächter. Ist er mit mir nicht zufrieden, so sucht er einen anderen Pacht. Bin ich mit ihm nicht zufrieden, so sage ich ihm auf. Diese gesellige Verfassung gefällt mir; wo gegenseitige Zufriedenheit das Band der Gesellschaft ist, da herrscht auch gegenseitige Schonung und Dienstbeflissenheit. Neun Familien gehören zu meinem Hemman, so lange sie wollen, denn sie sind frei wie ich; ihre Häuser aber gehören mir, ihre Aecker und Wiesen sind mein. Sie düngen und besäen sie mit mir zu gleichen Theilen, pflügen, eggen, schneiden, trocknen und dreschen. Das ist des Bauers Schuldigkeit. Dafür theilen wir die Ernte, und er leistet mir jährlich mit seinem Pferde eine gewisse Anzahl von Arbeitstagen, um Brennholz zu fällen und herbeizuführen, Heu zu machen, Getreide einzufahren u. s. w. Brauche ich außerordentliche Arbeit, so zahle ich ihm Tagelohn.

Mein Wald ist sehr groß, wohl an sieben Werste

---

*) Diese Leidenschaft für den Branntwein ist dem Finnen in Altfinnland erst seit der russischen Besitznahme eingeimpft. Im übrigen Finnland trank man noch vor 50 Jahren sehr wenig Branntwein. Jetzt aber wird auch dieser Theil mehr und mehr von diesem Giftwasser, besonders von dem leider so wohlfeilen livländischen Branntweine, überfluthet.

lang. Die Holzverschwendung ist unverantwortlich. Da liegt mehr umgestürmtes und vergessenes Holz, als ich in zehn Jahren würde verbrennen können; aber wer soll es hauen? Wer soll es aus dem Inneren des Waldes zwischen den Steinen hervorholen, wo man kaum zu Fuße durchklettern kann? Soll man Wege machen? Dazu würde eine ganze Armee von Arbeitern gehören. Denn manche Felstrümmer sind so groß, daß tausend Mann mit Hebebäumen sie nicht von der Stelle rücken würden. Hier sollte der Versucher kommen und sagen: „Sprich, daß diese Steine Brod werden." Da würden wir brodreiche Leute sein, so aber sind wir nur steinreich.

Die Landleute, die zur Stadtgemeinde gehören und dort in die Kirche gehen oder vielmehr fahren, sind alle, Männer und Weiber, reinlich gekleidet. Sie unterscheiden sich von anderen Nationen in den meisten Stücken; sogar ihre Sensen sind anders gestaltet und werden auch anders gehalten als die russischen. Erdschwämme, wovon es in den Wäldern wimmelt, essen, einige wenige Arten ausgenommen, die Finnen selbst nicht, ihre Kühe lassen sich dieselben aber, wie man sagt, wohlschmecken Wenn das ist, so hat die Kuh mehr Verstand als ihr Herr. Kohl pflanzen sie sehr wenig, von Kartoffeln wollen sie nichts hören*), der Urgroßvater aß ja auch keine. Sie kennen keine anderen Gemüse als Erbsen und kleine Saubohnen.

Von finnischen Gewohnheiten lernte ich bis jetzt ihren Gebrauch am Johanna-Paiwä (am Johannistage) ken-

*) In dieser Beziehung hat sich jetzt, seitdem jener Brief geschrieben wurde, schon Manches geändert.

nen. In der Johannisnacht wird ein Scheiterhaufen (Kokko) errichtet. Sie stellen dazu vier hohe Birkenbäume in Quadratform zusammen, zwischen denen dann dicke Holzscheite je zu zweien kreuzweise über einander gelegt und bis zu den äußersten Spitzen der Bäume hinauf aufgestapelt werden. Der Zwischenraum der Scheite wird mit Holzsplittern und Werg gefüllt und dann das ganze Gebäude von oben herab angezündet. Sie nennen dieß „Kokko polta" (den Haufen brennen), und die Finnen würden sich dieß Kokko polta eben so wenig nehmen lassen wie die Russen ihre „Mäßlänitza" und ihre „Katscheli". Da versammeln sich denn meine getauften Heiden, da wird gesungen, um das Feuer herumgetanzt, Taback gekaut und geraucht und — was ja nicht zu vergessen — Branntwein getrunken. Freilich ist es Unsinn, in einer taghellen, schwitzheißen Sommernacht ein Feuer anzuzünden, aber genug, die Nacht des 24. Junius macht jeden Berg in ganz Finnland zum Blocksberg. In der That wird die Gesellschaft oft einem Hexenballe nicht unähnlich. Knaben und Mädchen freuen sich das ganze Jahr auf Johanna Koka. Auch ich, obgleich ich erst kurz zuvor hier eingewandert war, mußte nolens volens das Fest mitfeiern, um Mitternacht loderte das Koka hoch in die Luft, und wir tanzten auf dem Grase Schottisch, Polnisch, Kosakisch, kurz Alles, was sich tanzen läßt, denn General G... hatte uns seine Regimentsmusik herausgeschickt.

So lang mein Brief auch schon geworden ist, so nehme ich doch noch ein Blatt, um Sie von der größten Naturmerkwürdigkeit Finnlands, von dem Wasserfalle

bei Imatra, zu unterhalten. Der Weg dahin geht von Wiborg 62 Werste weit theils über Felsen, theils neben Trümmern und Seeen vorbei. Unendlich abwechselnd ist der Anblick der ungeheueren Granitmassen, dieser interessanten Wasserproducte verflossener Jahrtausende Auf der südlichen Seite sind dieselben fast alle schroff und eckig, auf der nördlichen aber verwittert und zerbröckelt. Von dem Wasserfalle selbst erwarten Sie von mir nicht Das, was man eine Beschreibung nennt, denn was vermögen Worte da, wo das Auge selbst nicht hinreicht, die immer abwechselnde Verschiedenheit und Manchfaltigkeit zu erfassen, wo jede pfeilschnell verschwindende Ansicht anders ist als jede verschwundene, wo jede entstehende Schaumwoge von der soeben vorbei gerauschten in Größe und Gestalt abweicht? Welche Feder könnte dieses blitzende Schaumchaos beschreiben, welcher Pinsel die Energie, die Verzweiflung oder den Zorn des Gewässers darstellen, das, eingezwängt zwischen hohen, steilen Felsmauern, über unzählige Trümmer hin und zwischen ihnen durch stürzend, mit tobendem Ungestüm den bei jedem Schritte von ungeheueren Hindernissen versperrten Weg gewaltsam durchbrechen und durchbrausen muß. Die Gewalt der brausenden Wasserstrahlen ist an einigen Stellen so außerordentlich, daß große Felsblöcke von 1 bis 2 Centnern Gewicht, die man hineinwarf, von ihnen wie leichtes Holz auf der Oberfläche schwimmend fortgetragen wurden. Denken Sie sich einen siedenden, übersprudelnden Milchkessel, 150 Faden lang und breit, das mit keinem bekannten Tone zu vergleichende Getöse, das dumpf aus der Tiefe herauf tö-

nende Gebrülle, denken Sie sich noch hinzu das abwechselnde Gewühl der Schaumwogen, die wüthend einander verschlingen und in Gestalt eines flüssigen, duftigen Schaumes einander wieder ausspeien. Denken Sie sich große Wolken dunstähnlichen Wasserstaubes, den das Zusammenschlagen der stürmischen Wellen von sich schleudert und den bei strenger Kälte der Wind als weißen Rauch davon führt. Stellen Sie sich dieß Alles vor, und Sie werden doch immer noch einen sehr unvollkommenen Begriff haben von der aufgereizten Wuth des Imatraischen Sturzes, einer Wuth, die seit Jahrtausenden tobt, und die jeder starke Regen und besonders der Zufluß des Schneewassers im Frühlinge auf's Aeußerste treibt. Ich hatte Delille's l'homme des champs mitgenommen. Hier muß man dessen dritten Gesang lesen! Mit lauter Stimme declamirte ich einige Stellen; vielleicht war ich der Erste, der Delille's Gedanken vor diesen Felsen Finnlands wiederhallen ließ. Ich war entzückt. Des Dichters Ausdrücke belebten sich an diesen Felsgruppen, und bei jedem schönen Verse schien mir der Wassersturz selbst sich zu vergrößern und majestätischer, fürchterlicher zu werden. Ich glaubte, einen stürzenden Riesen, einen gefangenen Löwen vor mir zu sehen. Unbesorgt verwickelt er sich in einen Fallstrick; jetzt schäumt er vor Wuth, sich gefangen zu fühlen, und bietet alle seine Kräfte auf. Unaufhaltsam, unüberwindlich erkämpft er die verlorene Freiheit und wandelt grimmig seines Weges, noch lange schäumend und wüthend vor Zorn, in die Falle gegangen zu sein.

Ganz nahe an dem Felsenthale, wo sich der Wuoren-

strom jetzt durchdrängt, liegt sein ehemaliges Bett, das er vor undenklichen Zeiten verließ, ohne daß man heut zu Tage eine wahrscheinliche Ursache des veränderten Stromlaufes muthmaßen könnte. Diese Begebenheit ist so alt, daß man in den Archiven nichts davon angemerkt findet. Es mußten auch wohl viele Hunderte von Jahrhunderten dahin streichen, ehe ein nacktes, vorhin unter Wasser gelegenes Felsthal mit Moos hinlänglich bedeckt werden konnte, aus dessen Vermoderung Pflanzenerde entstand, und ehe diese tief genug wurde, dem Walde Nahrung zu geben, der jetzt auf dem ehemaligen Wasserbette grünt, einem Walde, der in unseren Tagen schon unter jene der Vorzeit zu rechnen ist, weil hundertjährige Birken und dreihundertjährige Tannen ihn zieren.

Unter den unzähligen Felstrümmern dieses verlassenen Flußbettes findet man eine Menge höchst interessanter Steine von den verschiedensten Formen, die ihnen durch eine lange Bearbeitung des Wassers gegeben worden sind. Die gewöhnliche Form ist die einer glatt gedrückten Kugel oder eines Tellers.

Wahrscheinlich lagen diese Steine lange Jahrhunderte auf dem Boden der Wirkung eines auf sie senkrecht herabfallenden Wasserwirbels, der als Polirmaterie noch andere Steine und Sandmassen auf sie hernieder führen mochte, ausgesetzt. Die Steine sind meistens Thonschiefer, und man erkennt in der Regel noch deutlich an den Seiten die Absätze und Einschnitte der verschiedenen Schieferschichten.

Die merkwürdigsten unter diesen Formen sind die Dop-

pelsteine, die man außerordentlich häufig findet. Es sind in der Regel zwei gleich große, durch einen Hals oder ein Mittelgelenk zusammengefügte Teller.

Sehr oft sind die beiden Teller vollkommen gleich groß und zirkelrund. Zuweilen war die eine Partie härter als die andere, und es wurde der eine Teller kleiner als der andere.

Häufig ist an einem Teller nur ein kleiner Ansatz, Hals oder Auswuchs.

Man hat vielfach versucht, die Bildung dieser sonderbaren Steinformen zu erklären. Aber keine Hypothese genügte ganz. Die Meisten scheinen jetzt zu glauben, daß wenigstens die Doppelsteine nicht durch den Fall des Wassers gebildet wurden, sondern daß hier eine ursprünglich, auf andere Weise bedingte Form zum Grunde lag. Kleine Knaben beschäftigen sich damit, diese wunderlichen Gebilde zu sammeln und den Reisenden zu verkaufen. Viele jener Steine sind so klein, daß man sie leicht transportiren kann.

Andere merkwürdige Erscheinungen sind die Perforationen von Steinblöcken, welche das Wasser hier zu Stande gebracht hat. Ich fand darunter wahre Cabinetstücke, die jedes Museum zieren würden, unter anderen einen Granitblock, der ungefähr drei Cubikfaden groß war und zwei Aushöhlungen hatte, eine ganz regulär cylindrische, 8 Fuß tief und 12 Zoll im Durchmesser haltend, eine Röhre, die vollkommen zirkelrund und glatt ist. Als ich sie im April besah, war sie eine Arschin tief mit Schneewasser angefüllt, in welchem sich die am blauen Himmel vorüberziehenden kleinen Wolken abspiegelten, so daß es schien,

als sähe man mittels dieses Loches durch die Erdkugel hindurch in die antipodische Hemisphäre des Globus. Hier also im harten Granit hat das weiche, geschmeidige, so leicht ausweichende Element des Wassers durch seinen Fall und vermuthlich durch ein Jahrtausende anhaltendes Wirbeldrehen mehr als 10,000 Cubikzoll Fels herausgearbeitet und die daher entstandene Höhlung so regelmäßig cylindrisch und so glatt abgeebnet, als wäre des Steinhauers Richtscheit dazu gebraucht worden. In jedem Museum würde dieser Stein als ein wahres Symbol der ausgezeichnetsten Beharrlichkeit, die durch ausdauernde Geduld endlich an's Ziel kommt, gezeigt werden können."

So weit dieser Brief, mit dem wir unsere Arbeit schließen, da wir, wie jener Wasserfall Tropfen zu Tropfen, Sylbe zu Sylbe, Wort an Wort fügend, am Ziele unseres Strebens, am Ende unserer Schilderung der deutsch-russischen Länder an der Ostsee angelangt sind.

„Hier ist mein Spiel am End'.
„Füllt milder Hauch aus Eu'rem Mund'
„Mein Segel nicht, so geht zu Grund
„Mein Plan, er ging auf Eu're Gunst;
„Zum Zaubern fehlet mir die Kunst.
„Kein Geist, der mein Gebot erkennt!
„Verzweiflung ist mein Lebensend',
„Wenn nicht Gebet mir Hülfe bringt,
„Das so hinauf zum Himmel dringt,
„Daß es Gewalt der Gnade thut
„Und macht jedweden Fehltritt gut."

Andeutungen zu den artistischen Beilagen.

1) Zum Titelblatte.

Unter einer Arabeske, die eine Jagdscene und Jägergeräthschaften darbietet, zeigt sich eine Aussicht auf die Ufer eines Theiles der livländischen Aa. Tannenwälder erblickt man in der Nähe und Ferne. Eine arme Judenfamilie fährt zum Ufer hinab, um auf einem sogenannten „Pramen“ über den Fluß zu setzen.

2) Zu dem Blatte: „Lettische Poesie“.

Der Künstler hat hier mehre in den von uns mitgetheilten lettischen Liedern besungene Gegenstände bildlich aufgefaßt und zu einer Arabeske vereinigt. In der Mitte des Bildes stellt sich eine Sing- und Spinngesellschaft lettischer Mädchen, die in einem Zimmer versammelt sind, dar. Oben reden die Dryaden mit einander. Weinende Waisenmädchen sitzen unter dem Schatten der Bäume. Die lettischen Gestirne erblickt man am Himmel.

Zur linken Seite der Mittelscenen tritt eine lettische Wasserträgerin an die Hausthür und spricht mit ihrem Ge-

liebten, und auf der rechten Seite fragen die Schwestern das allein aus dem Kriege zurückkehrende Pferd ihres Bruders über seines Herrn Schicksal.

Unten sieht man einen Burschen auf einem einsamen See zu einer Blume schiffen, aus welcher das Bild seiner Geliebten ihn begrüßend auftaucht, und dann das Mädchen, das den Schiffer weckt, um in seinem Boote auf die hohe See hinauszufahren.

Aus den Höhlungen der Bäume und aus den Kelchen der Blumen blicken kleine Geister hervor.

3) Zu dem Blatte: „Wannemune's Gesang".

Der geistreiche Dorpater Künstler, Herr v. Maydell, hat den esthnischen Orpheus unter einem Baume die Harfe spielend und singend dargestellt. Seine Locken werden von dem ihn anhauchenden Zephyre gehoben.

Menschen und Thiere sind horchend um ihn versammelt. Den Menschen — eingeborenen esthnischen Männern, Frauen und Kindern — wendet der Gott das Gesicht zu. Die Hauskatze schmiegt sich an seinen Rock, der Bär leckt ihm die Füße. Das große Elen nähert sich der Harfe, der Fuchs blickt neugierig um die Ecke, und der Wolf scheint vor Freude zum Sänger aufzuheulen. Der Luchs und das Eichhörnchen kommen den Baum herabspaziert, und die Eule tritt aus ihrem Schlupfwinkel an's Tageslicht. Tauben, Adler und Habichte flattern herbei, und das Echo jauchzt, freudig antwortend, um den Baum herum. Schwan und Enten gleiten auf dem Wasserspiegel heran, die Fische stecken die Köpfe bis zu den

Ohren in die Luft, und aus den plätschernden Wellen steigen schilfbekränzte Wassernixen empor.

4) Zu den Antiquitäten

sind in dem Aufsatze, dem sie beigefügt sind, die nöthigen Erklärungen gegeben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Taf. IV.



Gez. v. O. Wagner. Gest. v. G. Zumpe.

Poesie der Letten.



Nach L. v. Maydell v. O. Wagner. Gustav Zumpe sc.

Wannemune's Gesang.

Taf. VI.



Alterthümer aus den deutschrussischen Ostseeprovinzen







